

Menschen zur Wendezeit in Thüringen

Thillm

MATERIALIEN

**Heft
103**

Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien



Menschen zur
Wendezeit
in Thüringen

Thilm MATERIALIEN

**Heft
103**

Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien

Fotonachweis:

Umschlag:

Behelfsmäßiger Grenzübergang Höhnbach bei Sonneberg, November 1989;
Fotos Frank Röhler, Erfurt; Montage Wolfgang Rauprich, Ilmenau.

Bilderseiten:

Alle Fotos auf den Bilderseiten sowie Foto auf S. 29 wurden von Frank Röhler angefertigt.

Familienfoto René Wolff: Volker Brix

Die Reihe „Materialien“ wird vom Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien im Auftrag des Thüringer Kultusministeriums herausgegeben, sie stellt jedoch keine verbindliche, amtliche Verlautbarung des Kultusministeriums dar.

2004

ISSN: 0944-44-8705

Herausgeber:

Thüringer Institut für Lehrerfortbildung,
Lehrplanentwicklung und Medien, ThILLM Bad Berka
Heinrich-Heine-Allee 2-4

Postfach 52

99438 Bad Berka

Telefon: 03 64 58/56-0

Telefax: 03 64 58/56-3 00

Redaktion:

Ursula Götde, ThILLM Bad Berka

Inhalt:

Ursula Götde, ThILLM Bad Berka;

Rainer Morgenroth, ThILLM Bad Berka;

Dr. Steffen Raßloff, Universität Erfurt

Dr. Juliane Rauprich, Kommunikations- und Pressebüro Wolfgang Rauprich, Ilmenau

Layout und Gestaltung:

Kommunikations- und Pressebüro Wolfgang Rauprich

An der Schloßmauer 8, 98693 Ilmenau

Druck:

Satz + Druck Centrum Saalfeld GmbH

Am Cröstener Weg 4, 07318 Saalfeld

Dem Freistaat Thüringen, vertreten durch das ThILLM, sind alle Rechte der Veröffentlichung, Verbreitung, Übersetzung und auch die Einspeicherung und Ausgabe in Datenbanken vorbehalten. Die Herstellung von Kopien in Auszügen zur Verwendung an Thüringer Bildungseinrichtungen, insbesondere für Unterrichtszwecke, ist gestattet.

Die Publikation wird gegen eine Schutzgebühr von 5,- abgegeben.

Inhalt

Grußwort des Thüringer Ministerpräsidenten, Dieter Althaus	5
Vorwort des Direktors des ThILMM, Bernd Schreier	7
Biographien	9
Dieter Althaus	9
Friedrich Balbierer	14
Hans-Ulrich Batzke	19
Karl-Heinz Bauchspieß	24
Matthias Büchner	28
Niels Lund Chrestensen	33
Hans-Jürgen Döring	37
Alfred Erck	42
Heino Falcke	47
Gerd Fischer	52
Michael Gabel	57
Siegfried Geißler	64
Eckhard Giese	70
Lutz Gode	76
Jens Goebel	81
Gerda Groh	86
Grundschullehrerin	89
Horst Gütter	92
Ursula Höppel	96
Heinrich Kern	102
Birgit Klaubert	108
Fred Klemm	114
Egon Kühn	118
Werner Leich	122
Christine Lieberknecht	129
Jens Müller	133
Ute Oberhoffner	137
José Manuel Paca	143
Siegfried Pause	148
Renate R.	153
Jörg Roscher	156
Udo Scheer	160
Dagmar Schipanski	162
Reinhard Schramm	168

Andrea Schulz	173
Cornelia Sirch	177
Bernd Stiller	183
Aline Thielmann	187
Constanze Wagner	192
Volker, Gertraude und Michael Wähler	196
Joachim Wanke	203
Manfred Weißbecker	206
René Wolff	212
Bernd Zeuner	215
1989/90 – Ein historischer und persönlicher Wendepunkt	220
Chronologie der Ereignisse	229
Überlegungen zum Einsatz des vorliegenden Heftes im Unterricht	231
Literaturempfehlungen	235
Personenregister	238
Einladung	240

Grußwort des Thüringer Ministerpräsidenten Dieter Althaus

„Der schönste, reichste, beste und wahrste Roman, den ich je gelesen, ist die Geschichte“, bekannte Jean Paul. In der Tat: Geschichte ist spannende, lehrreiche Lektüre. Wer sich mit ihr beschäftigt, lernt die Probleme der Gegenwart besser verstehen. Das Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien eröffnet mit der vorliegenden Publikation eine besonders spannende Perspektive auf unsere jüngste Geschichte: Unter dem Titel „Menschen zur Wendezeit in Thüringen“ kommen Menschen zu Wort, die die friedliche Revolution von 1989 hautnah erlebten – zum Beispiel als Landwirt, als Lehrer oder als Bischof. Auch ich bin der Bitte der Herausgeber gerne nachgekommen und habe meine Erlebnisse und Erfahrungen niedergeschrieben.

„Menschen zur Wendezeit in Thüringen“ richtet den Blick darauf, wie der Einzelne den rasanten Wandel dieses historischen Herbstes erlebt hat – von den ersten stillen Protesten hinter verschlossenen Türen bis hin zur Erstürmung der Stasi-Zentralen: Welche Unsicherheit und Angst die Menschen spürten, als sie es wagten, gegen den Staat aufzubegehren. Und welche Erwartungen und Hoffnungen sie bewegten, als sie an den Runden Tischen für Demokratie, Recht und Freiheit stritten.

Wir haben schließlich mehr erreicht, als sich damals die meisten vorstellen konnten: Die Wiedervereinigung Deutschlands, das Ende des Kalten Krieges und die Demokratisierung Mittel- und Osteuropas sind Wirklichkeit geworden. Dennoch ist auch richtig: Nicht jede Hoffnung, nicht jeder Wunsch hat sich mit der „Wende“ erfüllt – auch das macht die Veröffentlichung „Menschen zur Wendezeit in Thüringen“ sichtbar.

Mit der Wiedervereinigung hat in den jungen Ländern ein schmerzhafter Aufholprozess begonnen, der die Menschen herausfordert. 40 Jahre sozialistische Misswirtschaft haben marode Betriebe, triste Städte und in mancher Region eine ökologische Katastrophe hinterlassen. Auch in den kommenden Jahren wird die Bewältigung dieser Hypotheken keine leichte Aufgabe sein. Aber die bisherigen Mühen haben sich gelohnt, wir sind heute auf einem guten Weg. Die Landesregierung bekennt sich dazu, diesen Prozess weiterhin zu fördern und zu unterstützen.

Vom französischen Schriftsteller Marcel Proust stammt das Zitat: „Gemeinsame Erinnerungen sind manchmal die besten Friedensstifter.“ Die Erinnerungen an den Herbst 1989 gehören uns allen, sie sind ein Stück gemeinsamer deutscher Geschichte. Sie sind für uns zugleich



die Aufforderung, nie zu vergessen, wie und warum es zur Teilung kam und wie sie überwunden wurde.

Mein Dank gilt dem Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien, das mit dem Buch „Menschen zur Wendezeit in Thüringen“ dazu beiträgt, gerade jungen Menschen die Ereignisse von 1989 nahe zu bringen. Den Leserinnen und Lesern wünsche ich eine anregende und aufschlussreiche Lektüre!

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Dieter Althaus', written in a cursive style.

Dieter Althaus
Im September 2004

Einführende Bemerkungen

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Leserinnen und Leser,

Menschen sind Akteure auf der Bühne des Lebens. Wenn sich von einem Akt zum anderen das Bühnenbild ändert, das Szenario der Inszenierung sich wandelt und andere Rollentexte zur Grundlage gemacht werden – wie handeln dann die Akteure? Was ändert sich? Was bleibt? Was erhält nur einen neuen Anstrich? Wie erleben Akteure diese Situation der Veränderung? Wie denken sie über sich? Zu welchen Wertungen kommen Sie?

Das Leben neu zu bestimmen und zu leben, in einer Phase der grundlegenden gesellschaftspolitischen Wende des Jahres 1989, ist eine große Herausforderung für jeden einzelnen gewesen und ist es noch. Besonders schwierig ist es, in zeitlicher Nähe, im laufenden Prozess, ehrlich über sich nachzudenken und nachzufühlen, in eine gewisse Distanz von sich zu gehen und dann etwas über sich in Sprache zu fassen und zu Papier zu bringen. Und für die Leserinnen und Leser die subjektive Ehrlichkeit fühlbar und verstehbar zu machen.

Es ist daher keine Pflichtübung, sondern mein besonderes Anliegen, mich bei allen Autorinnen und Autoren der Texte herzlich zu bedanken, für Ihre Anstrengungen und Ihre Bereitschaft, viel von sich und dem eigenen Leben preiszugeben und ein Bild zu entwickeln, das nacherlebbar ist. Das Vorhaben ist Bestandteil einer grundlegenden Arbeitslinie des ThILLM, die Auseinandersetzung mit der jüngeren und jüngsten Geschichte durch die Schule zu fördern und einen Beitrag gegen das Vergessen zu leisten.

Es ist wichtig für Schüler und Lehrer zu sehen, dass man sich öffentlich klar positionieren, seine subjektive Wahrheit sagen und zu ihr stehen kann. Die einzelnen Beiträge verdeutlichen, dass das Leben nicht einfach in wenige Kategorien zusammenzufassen ist, beschriftet und abgelegt werden kann. Jedes Leben ist einzigartig und wertvoll, und es ist gerechtfertigt, es in seinen einzelnen Abschnitten festzuhalten und darzustellen. Naturgemäß ist die Auswahl der Autoren zahlenmäßig begrenzt; noch viele andere hätten wichtige und eindrucksvolle Zeitzugnisse und Einschätzungen verfassen können. Für die Schule können die Beiträge nicht nur eine Anregung zum Nachlesen sein, sondern auch Aufforderung zum Nachdenken über sich selbst.

Die Veröffentlichung soll Lehrerinnen und Lehrer, Schülerinnen und Schüler ermutigen, sich mit dem „woher“ genauso wie mit dem „wohin“ des eigenen Lebens in der Gesellschaft auseinander zu setzen. Wer in die Zukunft gehen will, muss wissen, woher er kommt; wer verantwortlich und selbstbewusst nach vorn gehen will, muss sich mit der eigenen, mit der persönlichen Geschichte, mit seinen Entscheidungen, dafür oder dagegen, auch mit seinen Kompromissen und Widersprüchlichkeiten auseinandersetzen. Nur dann wird er klar, realistisch und bescheiden



handeln, kein Getriebener von Entwicklungen sein, Selbstbewusstsein und Selbständigkeit in ihrem Wert spüren.

Es geht bei der Arbeitslinie des ThILLM aber nicht nur um die Dimension der Auseinandersetzung mit der jüngeren und jüngsten Geschichte, zu der zahlreiche Veröffentlichungen, etwa zum Volksaufstand 1953; zum Aufbau der innerdeutschen Grenze 1961 und den Folgen der Zwangsvertreibung; zu den Aktivitäten der Staatssicherheitsbehörden der DDR auch in der Schule – beigetragen haben. Es geht bei den vergangenen und jetzigen Vorhaben besonders um die Betonung der Oral History, der erzählten Geschichte, und der Rolle von Zeitzeugen. Nicht nur die Auseinandersetzung mit Texten, sondern mit wirklichen Menschen ist für die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen von entscheidender, von prägender Bedeutung.

Es ist wichtig für die Kinder und Jugendlichen, Menschen kennen zu lernen, die bereit sind, über ihre Geschichte und damit über ihr Leben zu sprechen und die sichtbar machen, dass persönliche Entscheidungen getroffen werden können, dass man handeln kann und nicht abwarten muss, was andere mit einem tun.

Gerade eine Veröffentlichung, die sich mit den Biographien zur „Wende“ auseinandersetzt, regt die Arbeit mit Zeitzeugen an. Die „Wende“ ist noch ein laufender Prozess, sie hat die Biographien praktisch aller heute Lebenden unmittelbar und mittelbar geprägt und bestimmt die Handlungen in der Gegenwart. Sie hat zu Entscheidungen an persönlichen Wegscheiden veranlasst und zu Lebenslinien und Perspektiven geführt, die unterschiedlicher kaum sein können. Die Auseinandersetzung mit den Personen als Zeitzeugen ist also nicht nur Beschäftigung mit der Vergangenheit, sondern zugleich mit Gegenwart und Zukunft.

Ich hoffe, dass die in der Veröffentlichung vorgenommenen Ergänzungen der Biographien durch einige Materialien, wie etwa der Hinweis auf die Lehrplanbezüge und die didaktischen Möglichkeiten der Oral History, auch ein kurzer historischer Abriss sowie Literaturangaben den Eingang in die schulische Alltagsarbeit erleichtern und Anstöße zur Persönlichkeitsentwicklung jedes einzelnen Schülers geben können. Vielleicht sind die Biographien auch ein Anreiz, für sein eigenes Leben die „Wendesituationen“ aufmerksam wahrzunehmen, auch wenn die persönlichen Entscheidungssituationen und Wegscheiden nicht immer mit solchen weltgeschichtlichen Dimensionen, wie mit dem Jahr 1989 symbolisiert, gleichzusetzen sind.

Die herzlichen Grüße an Sie verbinde ich daher mit vielen Hoffnungen für Ihr Interesse beim Lesen, vor allem aber für eine kreative Nutzung in der Schule.



Bernd Schreier
Direktor ThILLM

Dieter Althaus

Positive Erfahrungen weitergeben

Dieter Althaus:

Geboren am 29. Juni 1958 in Heiligenstadt, katholisch, verheiratet, zwei Kinder. Von 1979 bis 1983 studierte er an der Pädagogischen Hochschule Erfurt in der Fachrichtung Physik und Mathematik. Er war von 1983 bis zum 31. Dezember 1989 Lehrer an der POS Geismar, von 1987 an stellvertretender Direktor der Schule. 1985 wurde er Mitglied der CDU.

Mit dem 1. Januar 1990 wurde Dieter Althaus Kreisschulrat des Kreises Heiligenstadt. Zur Landtagswahl im Oktober 1990 wurde er in den Thüringer Landtag gewählt. Von 1992 bis 1999 war er Kultusminister, danach Vorsitzender der CDU-Fraktion im Thüringer Landtag. Seit 2003 ist er Ministerpräsident Thüringens.

Eine „Wende“-Biographie? Was ist eine „Wende“-Biographie? Eventuell eine Biographie, die mitten im Leben eine abrupte, so nicht vorhersehbare Wendung erfahren hat? Wenn das so ist, gibt es sicher mehrere Arten von „Wende“-Biographien, die zum Beispiel durch plötzliche persönliche oder berufliche Veränderungen zustande kommen. Meine oder unsere „Wende“-Biographie hat eine andere Ursache. Sie ist begründet mit der fundamentalen, von vielen erhofften, aber letztlich doch nicht so schnell erwarteten gesellschaftlichen Veränderung, dem Zusammenbruch der DDR.

Ich bin 1958 in Heiligenstadt geboren, mitten im katholischen Eichsfeld. Meine Eltern sind aktive Katholiken und haben dieses Katholisch-Sein auch immer gelebt und an ihre Familie weitergegeben. Sie stammen selbst aus Familien, in denen der Glaube aktiv gelebt und weitergegeben wurde. So habe ich schon früh erfahren, dass zwischen dem, was

an staatlich-gesellschaftlicher Wirklichkeit auf der einen Seite, und dem, was in unserem Leben wichtig war, durchaus erhebliche Unterschiede bestehen konnten.

Gratwanderungen in der DDR-Gesellschaft

Ich bin getauft worden und zur Ersten Heiligen Kommunion und zur Firmung gegangen. Für uns war und ist der Besuch des Gottesdienstes Sonntag für Sonntag selbstverständlich. Auch andere wichtige, traditionsreiche katholische Feste und Feiertage wurden bei uns gefeiert. Es gehörte demzufolge zur schwierig zu lebenden, aber durchzustehenden Normalität, dass meine Eltern mit Blick auf das politisch verordnete gesellschaftliche Leben selbstverständlich bestimmte Grenzen gezogen haben.

So bin ich nicht zur Jugendweihe gegangen, obwohl weit über 70 Prozent meiner Klasse daran teilgenommen haben. Ich habe mich auch nicht zu drei Jahren Wehrdienst verpflichten lassen, obwohl angedroht wurde, dass sonst meine Studienaussichten deutlich schlechter sein würden. Für mich und meine Eltern waren es immer Gratwanderungen. Man musste doch immer mit Einschränkungen in der persönlichen Lebensperspektive rechnen.

Meine Eltern haben nach dem Krieg, mit dem Entstehen der DDR, sehr aktiv die CDU begleitet und unterstützt, weil sie immer an eine gesellschaftliche Alternative, die aus dem Christlichen heraus möglich sein musste, geglaubt haben. Möglichst viel dieser gesellschaftlichen Alternative sollte im Alltag sichtbar bleiben. Dass dieses Engagement von der SED auch instrumentalisiert und im „Demokratischen Block“, der sogenannten Natio-

nalen Front, vereinnahmt wurde, war eine bittere Realität. So wurde manches ehrliche und mutige Engagement missbraucht, wobei es natürlich auch Mitläufer und Karrieristen gab.

Am Ende meiner Schulzeit habe ich 1977 mein Abitur abgelegt. Mein besonderes Interesse galt den Naturwissenschaften. Da Lehrer gesucht wurden, habe ich mich erfolgreich in Erfurt zum Lehrerstudium für Physik und Mathematik beworben.

Standhaft gegenüber staatlichen Forderungen

Das Studium der Naturwissenschaften hat mir große Freude gemacht, insbesondere die Theoretische Physik hatte es mir angetan. Auch während des Studiums wurden wir mit staatlichen Forderungen konfrontiert, deren wir uns erwehren wollten. Gegenüber der intensiven und bisweilen aggressiven Werbung für die sogenannte Reserveoffizierslaufbahn zum Beispiel galt es standhaft zu bleiben. Geholfen hat mir und meinen Freunden damals die intensive Verwurzelung in der Katholischen Studentengemeinde. In der ganzen ehemaligen DDR gab es ein tragfähiges Netzwerk dieser Gemeinden. Sie gaben uns ein Stück

Vertrautheit und damit Heimat in der Fremde, in einem System, mit dem wir uns nicht identifizieren konnten und wollten. Das aktive Zusammenwirken mit den evangelischen Studentengemeinden war sehr ertragreich.

Zum Ende meines Studiums bekam ich ein Angebot, das mich erneut vor eine schwierige Frage stellte: Sollte ich ein Promotionsstudium in Theoretischer Physik anschließen? Die Versuchung war groß und ich hätte es gerne getan. „Wenn ja, dann müssen Sie aber in die SED eintreten“, lautete die Forderung. Das aber wollte ich nicht. So kam das Forschungsstudium nicht zustande und ich wurde Lehrer an der Polytechnischen Oberschule in Geismar im Eichsfeld. Ich unterrichtete Physik, Mathematik, Astronomie und später noch Informatik, und ich war gerne Lehrer in diesen Fächern.

Aber auch in der Schule war tagtäglich der Widerspruch zwischen dem, was wir wollten und dem, was an offizieller SED-Parteistrategie vorgegeben war, offensichtlich und nicht immer einfach durchzustehen. Gerade in einer Schule, die wie Geismar mitten im Grenzgebiet lag, waren die Widersprüche und das Verschweigen oft schwer zu ertragen. Ab Mitte der 1980er-Jahre wurde aber immer klarer:



Die DDR kann so nicht weiter existieren. Sie war zerrissen zwischen dem gesellschaftspolitischen Anspruch und der Realität. Dazu unser Wunsch nach Freiheit, frei zu denken, frei zu reden und sich frei zu bewegen. Dieser kollidierte täglich mit der umfassenden Unfreiheit, die wir im Grenzgebiet natürlich hautnah verspürten. Die Unzufriedenheit wuchs latent.

Bereits 1988 Wette auf den Untergang der DDR

Jeder, der mit der Wirtschaft zu tun hatte – ich war eng mit dem Handwerk verbunden – spürte auch, dass die ökonomischen Fundamente des Staates nicht nur zu bröckeln begannen, sondern schon weitgehend hohl waren. Die DDR war ökonomisch am Ende.

Ich habe übrigens Weihnachten 1988 eine Wette abgeschlossen, dass in den nächsten Jahren die DDR untergehen würde. Unverständnis war die Reaktion. Aber ich erlebte zunehmend, dass beispielsweise auch viele Schüler nicht mehr mit einer gespaltenen Identität leben wollten. Das, was sie am Abend im Westfernsehen sahen, teilten sie offen in der Schule mit. So war es für mich eigentlich nicht verwunderlich, dass der Sommer 1989 so kam, wie er kam. Am Ende aber war die „Wende“ für mich doch ein Wunder und das bleibt sie bis heute.

Junge Leute, die in Ungarn waren, nahmen sich die Freiheit, in die Freiheit zu gehen, weil zwischen Österreich und Ungarn diese künstliche Grenze aufgeschnitten wurde. In den Botschaften von Prag, Budapest und Warschau suchten Deutsche Zuflucht vor der DDR, um dann in den Westen zu gelangen.

Zum 40. Jahrestag der DDR, am 7. Oktober 1989, war die Luft schließlich endgültig raus. Die Bürgerrechtsbewegung hatte lange vorbereitet, was dann plötzlich hervorbrach. Die Massendemonstrationen und die Warnung von Gorbatschow an Honecker: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“, setzten klare Zeichen. Meine Freunde und ich – wir verspürten den Drang, in Heiligenstadt, im Eichsfeld, also nahe der Grenze, deutlich zu zeigen, dass auch wir nicht mehr so leben

wollten, wie es die SED vorgab. Und so verständigten wir uns im Oktober 1989 zu demonstrieren. Aus einer kleinen Demonstration, ja fast einer Prozession von etwa 600 Menschen am ersten Montag, wurde innerhalb von zwei Wochen eine Demonstration von fast zwanzigtausend Menschen. Und schon bald wurden nicht nur Worte gewechselt, es folgten Taten: Schon im Dezember 1989 wurde ich gefragt, ob ich nicht – nach meinem Engagement in der Arbeitsgruppe „Bildung“ des Runden Tisches – besondere Verantwortung übernehmen und Schulrat werden wollte, selbstverständlich sofort, das hieß zum 1. Januar 1990. Etwas verändern – das hatten wir uns vorgenommen. Die Grenze war inzwischen offen und wir wollten wieder ein Deutschland werden. Wir waren wieder dort, wo unsere Eltern und Großeltern wie selbstverständlich ebenfalls zu Hause waren: in Duderstadt, in Göttingen und in Kassel.

Wir versuchten, eine neue, demokratische Schule zu gestalten

Warum also nicht Schulrat werden? Ich sagte: „Ja“. Vielleicht weil ich erst einunddreißig Jahre war, ging ich die Aufgabe beherzt an. Im Nachhinein bin ich selbst darüber erstaunt, wieviel wir in dieser Zeit an fundamentalen Veränderungen vorgenommen haben: Schulleiter wurden neu berufen und Lehrpläne außer Kraft gesetzt. Die Pioniere, die FDJ, der Staatsbürgerkundeunterricht, die Jugendweihe und vieles andere wurden aus der Schule verbannt. Wir versuchten, eine neue, demokratische Schule zu gestalten, mit viel Enthusiasmus und Improvisation.

Das war nun in der Tat eine Wende auch in meiner beruflichen Biographie. Mit einem Mal war alles anders: Statt Eingegrenztheit und Unfreiheit zu ertragen, statt in einer Schule zu lehren, die im Grunde den Auftrag hatte, zu indoktrinieren und zu instrumentalisieren, nun eine Schule gestalten zu können, in der Freiheit und Eigenverantwortung gelebt werden konnten.

Wenn ich die Demonstrationsrufe vom Herbst 1989 Revue passieren lasse – „Wir sind

das Volk“, „Wir sind ein Volk“ – dann glaube ich, der Wandel des Inhalts ist auch Ausdruck des gewachsenen Selbstbewusstseins gewesen! Keiner von denen, die in meinem Umfeld Mitverantwortung getragen haben, die mitdemonstriert haben, wollten noch einen Dritten Weg der DDR. Wir wollten die Veränderungen umfassend, d.h. die Wiedervereinigung unseres Vaterlandes.

Wir wollten die Chancen der „Wende“ nutzen. Allerdings befürchteten wir, dass mit der Volkskammerwahl am 18. März 1990 die Perspektive für die Wiedervereinigung unseres Vaterlandes schwinden könnte. Deshalb organisierten wir in unserer Heimat Demonstrationen und Aktionen für die schnelle Einheit. Wir sprachen unter anderem mit dem damaligen niedersächsischen Ministerpräsidenten Ernst Albrecht, ob wir, wenn die Volkskammerwahl nicht so ausgehen würde, wie wir es erhofften, das Eichsfeld an Niedersachsen angliedern könnten. Selbstverständlich lautete die Antwort: „Ja“. Damit stieg die Motivation, für diese Wahl und für den Weg zur Wiedervereinigung zu kämpfen.

Die DDR brach in rasantem Tempo zusammen

Dann aber kam alles noch viel schneller. Die DDR brach im rasanten Tempo wirtschaftlich zusammen und die neue, frei gewählte Volkskammer hatte nur noch eine Aufgabe: diese zusammenbrechende DDR in einem zügigen und einigermaßen kontrollierten Übergang in die Wiedervereinigung zu führen.

Genau in dieser Zeit war ich Schulrat und mit der Kommunalwahl im Mai 1990 zusätzlich auch Dezernent für Schule, Jugend und Kultur. Gleichzeitig übernahm ich mit der Arbeitsgruppe Bildung des Politisch Beratenden Ausschusses in Erfurt eine Aufgabe für das zukünftige Land Thüringen.

Dann habe ich für den Thüringer Landtag kandidiert und ein Mandat erhalten. Auch dort waren fundamentale Aufgaben zu lösen. Wir standen plötzlich vor der gewaltigen Herausforderung einen Systemumbruch bewältigen zu müssen, der für jeden einzelnen Men-

schen mit so vielen Veränderungen verbunden war. Der Gestaltungsauftrag für die Politik war enorm. Selbstverständlich haben wir dabei auch Fehler gemacht – auch ich persönlich – aber wir haben auch vieles richtig gemacht. Wir haben Freude gehabt, neue Wege zu gehen und haben sie noch heute.

Durch die Wende vom Lehrer zum Politiker geworden

Ich bin über die „Wende“ vom Lehrer für Physik und Mathematik zu einem Politiker geworden, ohne dass ich Ende 1989 oder Anfang 1990 auch nur im Ansatz an diese berufliche Veränderung gedacht hätte. Die „Wende“ war die Chance, mich mit jungen Jahren auf Neues einzustellen. Es war in mancher Hinsicht ein Wagnis, aber, sich auf Verantwortung für die Freiheit und die Demokratie einzulassen, das kann nur richtig sein. Politik lebt einerseits vom pragmatischen Blick auf die Alltagsrealität, aber andererseits von einer langfristigen, ergebnisorientierten Ausrichtung. Ich habe glücklicherweise immer ein Stück Gelassenheit behalten, die mir Kraft gibt. Meine Heimat und mein Glaube gaben und geben mir Orientierung. Dabei leiten mich die Prinzipien Menschenwürde, Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität sowie Subsidiarität. Und das christliche Menschenbild gibt die Orientierung vor.

Mein Privatleben hat sich seit der „Wende“ fundamental verändert. Statt der Beschaulichkeit und der Gemeinsamkeit in der Familie und mit Freunden, die uns ermöglicht hatte, in einer Art verordneter Zwangsgemeinschaft die kleinen Freiheiten zu leben und Freuden zu erleben, stand nun die Politik im Vordergrund. Ich war kaum mehr zu Hause. Da meine Kinder 1983 und 1987 geboren sind, damals also drei und sieben Jahre alt waren, haben sie einen großen Teil ihrer Kindheit ohne ihren Vater verbracht und ich ohne sie. Deshalb haben meine Frau und ich unser Familienleben immer so intensiv und umfassend wie möglich gestaltet. Trotz des knappen Zeitbudgets war und ist es auch heute mein wichtigstes Anliegen, die Bindung zu meiner Familie, zu meinen Freunden und meiner Heimat zu erhalten.

Ich bin dankbar, dass ich einer Generation angehöre, die zum ersten Mal in der Geschichte der letzten Jahrzehnte die Möglichkeit hat, in Freiheit und Frieden, in Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und in sozialer Marktwirtschaft, in einem wiedervereinigten Deutschland und in einem geeinigten Europa zu gestalten. Meine „Wende“-Biographie ist eine Biographie der positiven Erfahrungen. Diese positive Erfahrung möchte ich gerne weitergeben. Wir haben das, was wir möglich machen konnten, gestaltet. War es am Anfang

der Wille zur Freiheit, so war es dann der Wille, die Wiedervereinigung zu gestalten. Heute ist es der Wille, dieses Deutschland so zu verändern, dass wir unsere Chancen in der Mitte Europas für Wohlstand und soziale Gerechtigkeit besser nutzen.

Die Stärkung unserer Leistungsfähigkeit ist dafür entscheidend. Wir werden diesen Weg erfolgreich gehen – dessen bin ich mir sicher – wenn wir unsere Chancen mit Optimismus, Mut, Gelassenheit und auch Dankbarkeit nutzen.



Friedrich Balbierer

Wir hatten viel zu wenig Ahnung von der Marktwirtschaft

Friedrich Balbierer:

Geboren im Mai 1949 im siebenbürgischen Seiden, in Rumänien. Seine Eltern waren dort Weinbauern, erst selbständig, später in der Kooperative.

1963 wanderte seine Familie nach Deutschland aus und kam nach Ilmenau, wo bereits Verwandte lebten. Friedrich Balbierer arbeitete in seinem Beruf als Ofenbauer, legte die Meisterprüfung ab und unternahm bereits ab 1977 den Schritt in die Selbständigkeit. 1989 hatte seine Firma zwölf Mitarbeiter. Er gründete einen Rumänienhilfsverein, wurde Stadtrat in Ilmenau für die CDU und ist bis heute Vorsitzender des Bauausschusses. 2000 ging seine Firma in Insolvenz. Er arbeitet heute als Bauarbeiter.

Bearbeitet von
Dr. Juliane Rauprich

Geboren wurde ich am 19. Mai 1945 im siebenbürgischen Seiden. Meine Eltern waren Weinbauern. Bis 1953 betrieben sie den Weinbau privat, dann bis 1962 in der Kollektive. Mein älterer Bruder wurde 1941 geboren, mein jüngerer 1951. Bis 1944 war mein Vater im Krieg, kam dann als Kriegsgefangener nach Russland. Erst 1950 konnte er zur Familie zurück kehren. Meine Brüder und ich wurden also von der Mutter und von den Großeltern versorgt und erzogen.

1949 war ein folgenschweres Jahr, wurden damals doch die Siebenbürgen-Deutschen durch die Rumänen enteignet. Lediglich eine Bewirtschaftung für den Eigenbedarf war noch erlaubt. Als jedoch die Kriegsgefangenen 1950 zurückkehrten, erfolgte eine von

den Rumänen abgezwungene Rückgabe der Ländereien und Immobilien – die soziale Situation auch von uns verbesserte sich.

1951 wurde ich dann in eine Zehn-Klassen-Schule eingeschult, an der ich 1961 den Abschluss machte. Mein sehnlichster Berufswunsch war es, Pilot werden zu können. Die Aufnahmeprüfung in Simeria an der Fliegerschule hatte ich bestanden. Nach sieben Monaten Ausbildung aber kam ein großer Rückschlag: Ich wurde exmatrikuliert, weil ich im Aufnahmeantrag verschwiegen hatte, dass meine Großmutter in Bayern lebt. Nun musste ich umsatteln und begann eine Lehre als Baukonstrukteur in der Bauschule in Blaj, die ich 1963 abschließen konnte. 1960 hatten meine Eltern die Ausreise nach Deutschland beantragt, die 1963 genehmigt wurde. Also verließen wir dann im Oktober dieses Jahres Rumänien und gingen nach Ilmenau. Hier lebte schon eine Tante. Ab November 1963 bis 1975 arbeitete ich als Ofenbauer bei einer privaten Firma, die 1977 dann zum VEB „Raumheizung Ilmenau“ wurde. In diesen Jahren legte ich meine Meisterprüfung als Ofenbauer und Fliesenleger ab. 1966 habe ich geheiratet und bin heute Vater von zwei Töchtern und einem Sohn und auch schon länger Großvater.

Ab 1977 eine selbständige Existenz aufgebaut

1975 beantragte ich die Genehmigung zur Führung eines selbständigen Betriebes, die ich jedoch als „Staatenloser“ nicht erhielt. Das war der Grund für mich, die DDR-Staatsbürgerschaft zu beantragen. Ab 1. Mai 1977 war ich endlich selbständig und hatte mein eigenes Geschäft. Das habe ich dann

bis zum 24. Januar 2000 geleitet. Damals erledigten wir vor allem Aufträge aus dem so genannten „Bevölkerungsbedarf“, aber auch Aufträge für den Rat des Kreises Ilmenau. Nach und nach konnte ich das alte Geschäftshaus Am Rasen um- und ausbauen. Eine Werkstatt, ein Büro und später auch eine Wohnung entstanden. Im ersten Jahr meiner Selbständigkeit musste ich allein in meiner Firma arbeiten, da Arbeitskräfte nur aus der „nicht arbeitenden Bevölkerung“ – sprich Rentner – eingestellt werden durften. Ab September 1978 durfte ich dann wenigstens zwei Lehrlinge ausbilden. 1980 gelang es mir sogar, zwei gelernte Ofenbauer einzustellen. Dazu kamen 1982 noch zwei Arbeiter, die ich im Rahmen der Erwachsenenqualifizierung der DDR zum Ofenbauer ausbilden bzw. umschulen konnte.

In den Jahren zwischen 1984 und 1989 habe ich jährlich einen Lehrling ausgebildet. 1989 hatte meine Firma zwölf Mitarbeiter und meine „mithelfende Ehefrau“, wie das hieß. Wir haben für staatliche Organe gearbeitet, für die Gebäudewirtschaft und die Arbeiterwohnungsgenossenschaft, auch für die Nationale Volksarmee. Dadurch wurde Material höher kontingentiert, so dass auch im Privatbereich für Bürger Arbeiten ausgeführt werden konnten. Die Arbeit insgesamt war trotz schwieriger Materiallage gesichert und somit auch das Einkommen, denn abgeschlossene Aufträge wurden auch sofort entlohnt.

Den Werbungen der SED über eine Blockpartei entkommen

Seit ich nun selbständig war, wurde ich mehrfach für die SED geworben. Eine Mitgliedschaft hätte aber meiner Haltung zum SED-Staat in keiner Weise entsprochen. Also wurde ich, der Not gehorchend, 1979 Mitglied der Blockpartei Nationaldemokratische Partei Deutschlands. Auf diese Mitgliedschaft beschränkte sich in jenen Jahren meine politische Tätigkeit, denn irgendwie dachte ich, es sei ja doch nichts zu ändern am Lauf der Dinge. Gesellschaftlich tätig, wie es damals hieß, war ich allerdings in den jeweiligen El-



ternaktiven in den Klassen meiner Kinder. Und dann gehörte ich auch von 1964 bis 1989 der Freiwilligen Feuerwehr Ilmenau an.

Die wachsende Krise in der DDR habe ich eigentlich mit Skepsis wahrgenommen. Im Grunde war meine berufliche Arbeit weniger beeinträchtigt, obwohl auch bei uns der Mangel an Material immer spürbarer wurde. Aber meine Aufträge wurden ja von staatlicher Seite gesteuert, da wirkte sich die allgemeine Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage nicht so direkt auf mein Unternehmen aus.

Erst am 6. Oktober 1989 wurde ich erstmals tiefer gehend mit der DDR-Staatsmacht konfrontiert. Ein Mitarbeiter von mir und auch mein Sohn waren nach einem Disco-Besuch wegen angeblicher „staatsfeindlicher Demo“ von Stasi-Beamten festgenommen, verhört und fünf Tage in Untersuchungshaft in Untermaßfeld genommen worden. Das hatte ja damals eine ganze Reihe Jugendlicher in Ilmenau betroffen und viel ins Rollen gebracht. Ich kann mich erinnern, dass ich äußerst empört über die Vorgehensweise der Polizei und der „Sicherheitskräfte“ war, über deren Gewalttätigkeit! Nun war mir völlig klar, dass dieser Staat mit Gewalt, Zwang und Unterdrückung von persönlichen Auffassungen nicht mehr lange so existieren wird, zumal

ja die Ereignisse in Ungarn und der Tschechoslowakei bereits wegweisend waren. Doch noch einmal kurz zurück in den Jahren. 1987 durfte ich meine erste Reise in die BRD machen – Anlass war eine Familienfeier. Dabei habe ich eine Handwerkermesse in München besuchen können. Über diesen Entwicklungsstand war mein Erstaunen riesig! Klar, mich hat der Erfahrungsaustausch mit den dortigen Berufsgenossen zu dem Wunsch angeregt, berufliche Träume nun auch verwirklichen zu können, Erleichterungsmöglichkeiten bei der Arbeit anzustreben. Immer stärker wurde der Wunsch, meine Tätigkeit selbst frei organisieren zu dürfen. Befürchtet hatte ich zu dieser Zeit nur, dass das in der DDR nicht zu realisieren sei.

Handwerksmeister engagieren sich in der örtlichen Politik

Mit der Wende 1989/90 aber verband sich nun für mich die Überzeugung, dass Fleiß belohnt wird. Schon im November 1989 fanden sich hier verschiedene Handwerksmeister zusammen zwecks Umstrukturierung der Handwerkskammer. Wir haben unsere Ideen und Forderungen damals in einem Offenen Brief formuliert. Es gab schon bald einen Erfahrungsaustausch mit westdeutschen Handwerksmeistern, u. a. über die Arbeit in den dortigen Handwerkskammern. Es wurden wirtschaftliche Beratungen organisiert, Lothar Späth beispielsweise war schon damals hier vor Ort. Ein Rechtsanwalt-Büro aus Homburg im Saarland, eine Partnerstadt Ilmenaus, half uns bei der Aufklärung über rechtliche Möglichkeiten.

Ich war gewillt, in der örtlichen Politik mitzuarbeiten. Etwas bewegen wollte ich. Deshalb ließ ich mich als parteiloser Kandidat für den Stadtrat und für den Kreistag aufstellen für die CDU. 1990 wurde ich dann auch als Stadtrat gewählt, wurde Vorsitzender des Bauausschusses. Auch in den Kreistag war ich eigentlich gewählt worden. Aber meinen Betrieb wollte ich gerade jetzt, wo so vieles möglich erschien, nicht vernachlässigen und so nahm ich diese Wahl nicht an. 1992 bin ich

dann regulär Mitglied der CDU geworden. Eigentlich hatte ich damit geliebäugelt, so richtig in die Kommunalpolitik einzusteigen. Aber das verwarf ich wieder. Denn irgendwie standen schon damals die Forderungen nach Arbeitsplatzbeschaffung, gerade in Zeiten, wo es so viele junge Leute gen Westen zog. Auch hatte sich die Arbeitslosigkeit ja irgendwie schon abgezeichnet. Da wollte ich mit meiner Firma gewissermaßen gegensteuern. Die politischen Wahlfunktionen als Stadtrat und Vorsitzender des Bauausschusses habe ich bis heute inne.

Privat will ich noch betonen, dass meine Beziehungen zur alten Heimat nach Rumänien nie abgerissen sind nach der Ausreise. Ende 1989 noch startete ich einen Hilfsaufruf für Rumänien; erste Hilfstransporte kamen zustande, die bis heute nicht abgerissen sind. 1992 dann habe ich den Rumänienhilfsverein e.V. gegründet, wurde Vorsitzender. Wir haben anspruchsvolle Projekte verwirklicht: In Laseln wurde ein Altenpflegeheim gebaut bzw. unterstützt; in Blaj konnte ein Kinderheim ausgestattet werden; in Timaveni wurde die Psychiatrie im Kreiskrankenhaus mit Inventar bestückt; in Seiden haben wir die Renovierung der Kirche unterstützen können; beim Neubau einer Kirche in Aiud wurde geholfen; ein Altersheim in Moldavien wurde ausgestattet.

Hilfe für bedürftige Menschen in Rumänien

Und dann wurden und werden noch bedürftige Menschen auf privater Basis unterstützt – mit Brillen, Rollstühlen, Ausstattung von Zahnarztpraxen u. a. Auch einen Kinderspielplatz in Aiud haben wir aufgebaut und eingerichtet. Einem schwer verletzten Kind aus Rumänien wurde am hiesigen Kreiskrankenhaus eine Handprothese per Operation angepasst. Zu alle dem waren viel Kraft, viel Zeit und eine ganze Menge Eigeninitiative nötig. Vom Land Thüringen hat unser Verein allerdings auch nicht unerhebliche Fördermittel bekommen.

Mein eigenes Geschäft lief in dieser Zeit weiter. Am 1. Januar 1991 habe ich mit einem

Unternehmen aus dem fränkischen Burgkundsstadt eine GmbH gegründet. Eines unserer Ziele war es, ein Fliesen-Natursteinhaus in Ilmenau im ersten nach der Wende neu erschlossenen Gewerbegebiet zu errichten. Ich war damals Geschäftsführer der Firma. Vor Ort habe ich, neben meinem kleinen Betrieb, den Bau des Natursteinhauses geführt und gestaltet. Im Mai 1993 war dann die feierliche Eröffnung. Man muss bedenken, dass es sich um einen Bauumfang von 4,5 Millionen DM handelte. Meine damalige Ehefrau und meine zwei Töchter haben mitgearbeitet dort. Ja, in dieser Zeit bin ich eigentlich zum ersten Mal so richtig mit der Moral der „Wessis“ bekannt geworden. Es galt damals die Bedingung, dass meine Töchter nur beschäftigt werden, wenn sie nicht schwanger würden und damit für den Betrieb ausfielen. Meine eine Tochter wurde schwanger – und entlassen!

Das Fliesenhaus aber wurde in Ilmenau und in der Umgebung gut angenommen. Im Laufe der Zeit jedoch kam es zu verstärkten Meinungsverschiedenheiten zwischen mir und dem fränkischen Partner. Der wollte nur den Verkauf – ich wollte Arbeitsplätze und somit auch Produktionsarbeiten ausführen. Heute weiß ich, dass er als Bundesbürger erfahrungsgemäß Bedenken hatte wegen der Zahlungs(un)moral der Kunden. Das Risiko wollte er nicht eingehen.

Auseinandersetzungen mit dem Geschäftspartner aus Oberfranken

Bei mir gilt Aufrichtigkeit viel, das war ich so gewohnt. Deswegen wollte ich schon der Maßgabe entsprechen, Arbeitsplätze zu schaffen. Denn aus diesem Grund waren uns Fördergelder bewilligt worden. Die Auseinandersetzungen zwischen meinem Partner und mir nahmen deswegen zu. Zahlungseingänge kamen nun tatsächlich oft nicht termingemäß, was ich aus den DDR-Zeiten nicht kannte. Das war gewissermaßen meine erste große Enttäuschung, die erste gravierende negative Erfahrung im bundesdeutschen Staat. Meine zweite große Enttäuschung bestand darin, als sich mein Geschäftspartner dann

ohne mein Wissen bei der Sparkasse aus der unbegrenzten Bürgschaft hat heraus nehmen lassen. Für mich war und ist völlig unklar und auch unverständlich, dass mich die Sparkasse nicht darüber informiert hat. Schließlich galt ich nun als alleiniger Verantwortlicher. Mein Partner aus Franken hat meine Gutgläubigkeit, mein Vertrauen und meine Unwissenheit ausgenutzt. Ich sah mich veranlasst, nach diesem Schlag, den Gesellschaftervertrag erneut einer Prüfung zu unterziehen. Dabei habe ich dann noch mehr Ungereimtheiten entdeckt und entschied mich, aus dem Unternehmen auszusteigen. Meine finanziellen Einbußen waren natürlich erheblich! Meine Anteile habe ich aber in der Firma gelassen, um meine andere Tochter vor der Entlassung zu schützen. Von Glück kann ich im Nachgang sagen, dass ich den Forderungen des fränkischen Partners nicht nachgekommen bin, meinen kleinen Betrieb in das Unternehmen einzubringen, der zu dieser Zeit immerhin um die 30 Mitarbeiter hatte. Ich habe mich nun wieder intensiver meinem Geschäft gewidmet.

Durch Insolvenzen großer Betriebe in Mitleidenschaft gezogen

Nach und nach stellten sich immer mehr Schwierigkeiten auch in meinem Betrieb ein. Rechnungen von Kunden wurden nicht beglichen; als Subunternehmer erlitt ich finanzielle Tiefschläge, da Großunternehmen in Insolvenz gingen. Das zog natürlich auch mich und mein Geschäft in Mitleidenschaft. Zunehmend musste ich auf private Rücklagen zurück greifen. Dazu kam, dass laut bundesdeutscher Gesetze die Materialbeschaffung zunächst vom Handwerker selbst bestritten werden musste. Das hieß: Kredit aufnehmen, Verschuldung bei Banken und/oder Sparkasse.

War der Auftrag dann ausgeführt, wurde nicht selten nicht bezahlt. Entweder konnte das Bauunternehmen, wo ich Subunternehmer war, nicht zahlen, oder so manches war ganz und gar insolvent. Dazu kam das Gewährleistungsgesetz – also Bankbürgschaft. Wieder Verschuldung. Und obwohl die Arbeit

von mir und meiner Firma geleistet worden war, wuchs die finanzielle Not. Auch das Anrufen eines Runden Tisches 1997 hat mir nicht geholfen. Von einem Rechtsanwalt aus einem alten Bundesland wurde ich auch noch falsch beraten. Dabei habe ich damals immer noch geglaubt, durch fleißige Arbeit von früh bis spät die Misere abwenden zu können. Alle persönlichen Versicherungen nebst meines Wohnhauses habe ich verpfändet! Und immer noch gehofft auf Besserung.

Mit der Insolvenz war auch das Privatleben zerstört

Trotzdem kam im Januar 2000 die Insolvenz. Im Ergebnis muss ich sagen: Mein Privatleben war zerstört, die Ehe ist gescheitert. Meine damalige Ehefrau hatte ich aus der Haftung für den Betrieb heraus genommen. Nun stand ich alleine da.

Wenn ich das heute so schildere, dann sind schon einige meiner negativen Erfahrungen nach der Wende genannt worden. Dazu kommt meine Erfahrung, dass Recht haben und Recht bekommen wirklich zweierlei sind. Bitter war und ist es schon, dass das Vertrauen auf die Ehrlichkeit, die Hilfe, die Unterstützung seitens des westdeutschen Partners enttäuscht wurde. Da war eigentlich nur Eigennutz. Das ging aber durchaus nicht nur mir so – das altehrwürdige „Henneberg“-Porzellanwerk ist zu nennen, das Glaswerk... Es ist doch nicht von der Hand zu weisen, dass so manches westdeutsche Unternehmen unsere Unwissenheit hier ausgenutzt hat. Da wurden dann die Fördergelder eingestrichen, ohne dass ein wirkliches Interesse am „Aufschwung Ost“ existiert hätte. Vielen ging es doch hauptsächlich um die eigene Sanierung.

Aber auch die Unterstützung, die mittelständische Unternehmen hier von staatlicher Seite aus bekommen haben, ließ zu wünschen übrig. So war und ist eine Gesetzesänderung

hinsichtlich der Bezahlung von erbrachten Leistungen dringend angeraten! Ich war bis dahin immer der Meinung: Wenn ich fleißig bin, wenn ich bis zum Umfallen arbeite, dann habe ich auch Erfolg. Irrtum!!! Bei aller Misere, die ich inzwischen erleben musste, habe ich meine Einstellung bei einer großen hiesigen Baufirma als positiv empfunden. Denen war ich durch meine Arbeit und durch meinen Betrieb schon bekannt. Allerdings ist es eine enorme Umstellung für mich, der ich eigentlich seit 1964 eine eigenverantwortliche Tätigkeit ausgeübt hatte, nun mit 55 Jahren als quasi abhängig Beschäftigter mein Brot durch schwere körperliche Arbeit im Straßenbau verdienen zu müssen. Von den gesundheitlichen Problemen, ja Schäden mag ich gar nicht reden hier.

Trotzdem: Die Wiedervereinigung Deutschlands war richtig! Sie ist, so sehe ich das heute, viel zu schnell gegangen für uns hier im Osten. Eine tatsächliche und bitter nötige Hilfe für uns hier wäre eine umfassende und offene Aufklärung gewesen. Wir hatten doch viel zu wenig Ahnung von der Marktwirtschaft. Woher denn auch?! Klar, heute bin ich klüger. Und viel skeptischer. Ich habe das Hinterfragen gelernt. Vielleicht ist ein Grund für die ganze Situation heute die Inkompetenz der Verhandlungspartner der DDR-Seite. Wahrscheinlich waren die genauso unwissend – und wir ehemalige DDR-Bürger müssen das büßen.

Aber natürlich gab und gibt es auch für mich positive Aspekte und Erfahrungen mit und seit der Wende. Die Qualität der Arbeit und des Lebens hat sich schon erheblich gebessert. Man kann, wenn man den Mut hat, eigenverantwortlich und kreativ arbeiten. Beim Umsetzen von Aufträgen beispielsweise. Und ich kann bei der Entwicklung unserer Stadt auf ein Mitsprache- und Mitgestaltungsrecht aufbauen. Das Gedeihen unserer Stadt, das macht mir schon Freude.

Hans-Ulrich Batzke

Die Wende war das Beste, was uns Deutschen passieren konnte

Hans-Ulrich Batzke:

Geboren 1941, verbrachte er mit seiner Familie die ersten Kindheitsjahre in Lebus, einem kleinen Ort bei Frankfurt an der Oder.

Die Familie flüchtete vor der Roten Armee, die genau dort den Oderdurchbruch schaffte und gelangte nach Rudolstadt. Hans-Ulrich Batzke ging dort zur Schule. In Leipzig studierte er Bauwesen, spezialisierte sich dann auf Stahlbau. Bereits während des Studiums widerstand er den Werbungsversuchen des MfS, später der SED. In der Wendezeit wurde Batzke in Rudolstadt sehr aktiv und schloss sich dem Demokratischen Aufbruch an. Mit weiteren Partnern gelang ihm die erfolgreiche Privatisierung einer Stahlbaufirma, die bis heute am Markt ist.

Das Gespräch führten die Schülerinnen Daniela Seiffert und Claudia Zeller

Eine Einladung zum Kaffeetrinken schlägt niemand gerne aus. Wir natürlich auch nicht und so standen wir eines Nachmittags im Schlossgarten der Heidecksburg, auf unseren Interviewpartner Herrn Hans-Ulrich Batzke wartend. Er erschien pünktlich, in rotem Hemd und voller Tatendrang. „Ich habe mich auch gar nicht vorbereitet“, gab er gleich offen zu. Um aus seinem eigenen Leben zu erzählen, bedarf es ja auch keiner Vorbereitung. Als der Kellner unsere Bestellung aufgenommen hatte, setzte sich Herr Batzke bequem hin, wartete gespannt auf unsere Fragen, und fing dann, nach kurzem Nachdenken, an zu erzählen.

„Ich kam in der Kneipe meiner Eltern zur Welt- ‚Zum Oderblick‘. Damals, 1941, lebten wir in Lebus, einem kleinen Ort nördlich von

Frankfurt an der Oder. Tiefstes Preußen. 1945 schafften die Russen an genau dieser Stelle den Oderdurchbruch, wir flüchteten und kamen auf Umwegen schließlich nach Rudolstadt.“

Hier besuchte er dann die Grundschule und fand in seiner neuen Umgebung schnell Anschluss. Später ging er auf das Internat in Keilhau. „Dort war ich bis zur achten Klasse da fing ich dann an zu denken!“ Diese auf das Heranziehen von Parteinachwüchslingen ausgerichtete Schule missfiel ihm immer mehr – er wechselte die Schule. 1960 beendete er seine Schulzeit an der EOS Rudolstadt mit dem Abitur und bewarb sich für ein Studium des Bauwesens in Leipzig. Seine Bewerbung wurde akzeptiert, allerdings war daran die Ableistung eines „Ehrenwehrdienstes“ geknüpft. Eigentlich wäre Herr Batzke der im selben Jahr des Mauerbaus eingeführten Wehrpflicht gerade noch entgangen, doch ein solches Studium wäre nicht möglich gewesen. Als die Nachricht vom Mauerbau kam, befand sich Herr B. gerade in einem Panzer der Unterwasserspezialeinheit. Die Einheit musste vier Tage ausharren. Die Einheit war von der Außenwelt vollkommen isoliert. Das Einzige, was sie wussten: Es könnte zum Krieg kommen. Damals konnte er die Tragweite dieses Ereignisses noch nicht erahnen. Nichtsdestotrotz war die Errichtung der Mauer für ihn „entsetzlich“. Nach seinem abgeleiteten Dienst als Soldat der NVA stand seinem Studium 1962 nichts mehr im Wege.

„Schon in meiner Schulzeit waren meine Freunde wie eine Art Nische in den ansonsten totalitären Strukturen. Auch während des Studiums änderte sich das nicht. In dieser Zeit habe ich die besten Freunde überhaupt gefunden, mit denen ich auch heute noch in sehr

engem Kontakt stehe. Wir gründeten eine Studentenverbindung, die wir als Heimat ansahen, in der wir nicht anfechtbar waren. Wir versuchten in diesem Umfeld Mensch zu bleiben!“ Herr B. bezeichnet sich selbst als einen „stillen Oppositionellen“, der sich mit dem damals herrschenden Regime nicht identifizieren konnte. Doch bald sollte er sehr viel mehr als ihm lieb war mit diesem zu tun bekommen.

Von der Stasi im fensterlosen Raum empfangen

„Unter meinen Kommilitonen war ich, sagen wir mal, recht beliebt. Und auch sonst war ich an dieser Uni kein Unbekannter. Rückblickend hätte ich eigentlich ahnen müssen, dass ich so mit meiner Haltung die Staatssicherheit (Stasi) auf mich aufmerksam machen würde.“ Und so kam es dann auch. Zur angeblichen Klärung von Personalfragen bestellte man Herrn B. zur Polizeistelle Leipzig. Als er diesen Termin nicht wahrnahm, stattete ihm der Abschnittsbevollmächtigte Leipzig seinen Besuch ab und teilte ihm mit, dass er seinen nächsten Termin bitte pünktlich wahrnehmen sollte. Dieser aufgebaute Druck veranlasste Herrn B., den Termin diesmal einzuhalten.

„Als ich an der mir zugewiesenen Tür klopfte, wurde sie von zwei Männern geöffnet, einer der beiden zog mich in den fensterlosen Raum hinein. Die Tür wurde abgeschlossen, eine Türklinke fehlte. Die Beamten trugen keine Namensschilder. Plötzlich war ich eiskalt und ganz ruhig.“ Es ging ganz und gar nicht um die Klärung von Personalfragen. Die beiden Beamten stellten sich als Mitarbeiter der Stasi vor und begannen, auf ihn einzureden, er solle sich als inoffizieller Mitarbeiter (IM) verpflichten.

Sein Aufgabenbereich sollte die Überwachung von ausländischen Mitstudenten umfassen. Ohne ihn zu Wort kommen zu lassen, fingen sie an, ihm alle Einzelheiten seines letzten Lebensjahres aufzuzählen. Alte Kneipengeschichten, Freunde, gesungene Lieder, Besuche, die ganze Palette, nichts wurde ausgespart. Er bat um Überlegungszeit, wohl

wissend, dass er der Aufforderung niemals nachkommen würde. Am Ende zwang man ihn, ein Schweigegelübde zu unterschreiben. Dieses Treffen hatte offiziell niemals stattgefunden. Herr B. aber ließ sich nicht einschüchtern: „Sofort nach dem Gespräch ging ich zu meinen Freunden und erzählte ihnen alles. Das war das einzig Richtige. Ich wurde nicht weiter belästigt. Später fand ich heraus, dass in meinen Stasi-Unterlagen vermerkt war, dass ich absolut ungeeignet für jegliche Spionagetätigkeiten sei.“

Nach sechs Jahren beendete er sein Studium und arbeitete in der Industriebauprojektierung in Jena – bis 1976. In diesem Jahr bot man ihm eine Leitungsposition an, die allerdings den Eintritt in die SED voraussetzte. Herr B. lehnte selbstverständlich ab und musste nun mit den Folgen leben. Zwar wurde ihm nicht gekündigt, doch die interessanten Aufträge wurden ihm vorenthalten. Dieser berufliche Rückschlag veranlasste ihn dazu, seine Stellung in Jena aufzugeben und nach Rudolstadt zu kommen. Hier wurde er Leiter im technischen Büro des VEB Stahlbau Rudolstadt.

Protestmärsche in Rudolstadt aktiv mitgestaltet

In der „Wendezeit“ war er politisch sehr aktiv. „In Leipzig nahm ich an den Montagsdemonstrationen teil. Wir trugen Turnschuhe, damit wir notfalls schnell wegrennen konnten.“ Auch als es hieß, dass Schießbefehl erteilt worden sei, ging Herr Batzke auf die Straße, allerdings mit einem mulmigen Gefühl im Bauch. Zurück in Rudolstadt, gestaltete er die Protestmärsche aktiv mit. Er erinnert sich an Gottesdienste, die in der Stadtkirche abgehalten wurden, als Einstimmung auf den darauf folgenden Marsch zur Lutherkirche. „Immer war die Stasi präsent. Aber man konnte sie ganz leicht enttarnen. Sie kamen oftmals zu zweit und saßen stocksteif auf den Bänken, fühlten sich in ihrer Haut sichtlich unwohl.“ An eine Szene während eines Marschs erinnert er sich ganz besonders intensiv. „Wir zogen gerade am Rudolstädter Postgebäude vorbei. Dort stand

ein Volkspolizist, der den Demonstrantenzug begleitete, mit Maschinengewehr über der Schulter. Ich ging einfach zu ihm hin und drückte ihm eine Kerze in die Hand.“ Als sich die Demonstranten nach einer an der Lutherkirche gehaltenen „Brandrede“ spontan dazu entschlossen, bis zum SED-Gebäude weiter zu ziehen, drohte dort die Situation zu eskalieren. „Wir verdienen euer Geld“, skandierten die Demonstranten. „Die Stimmung war angespannt, die Menge aufgebracht. Einige hatten schon Steine in der Hand. Da kam meinen Freunden und mir plötzlich die Idee, die Nationalhymne der DDR zu singen.“ Das Erlebnis, vor dem SED-Gebäude lauthals „Aufstanden aus Ruinen“ zu singen, bezeichnete Herr Batzke als „einmalig“. Damit war die Situation entschärft, und die Polizei hatte keine Möglichkeit, die Versammlung aufzulösen.

Die Reise zur Beerdigung seines Bruders im Westen verwehrt

Zwei Jahre vor dem Zerfall der DDR, 1987, prägte sich ein weiteres negatives Erlebnis mit der Staatsgewalt in sein Gedächtnis ein. Sein Stiefbruder, der zu dieser Zeit im Westen gelebt hatte, war gestorben, und man genehmigte Herrn Batzke nicht, an dessen Beerdigung teilzunehmen. Aber bei so einer Angelegenheit „klein bei“ zu geben kam ihm nicht in den Sinn. Mit seinem Anliegen ging er kurz darauf zur Polizeistelle, wo man ihm allerdings erklärte, dass dies eine Entscheidung der Staatssicherheit sei.

Dort angekommen, wurde er in ein Zimmer gebeten, in dem man ihn ganze zwei Stunden warten ließ, um ihm dann schließlich mitzuteilen: „Sie fahren nicht!“. „Das konnte ich einfach nicht verstehen. Ich bin dann abermals zum Polizeichef gegangen und habe damit gedroht, mich auf den Markt mit einem Plakat, auf dem mein Ausreiseantrag steht, zu stellen. Wahrscheinlich hat das dann gewirkt, denn ich wurde danach zur Stasi gebeten. Hier stellte mir der dortige Chef ein paar Fragen, die ich wie es schien recht gut beantwortet haben muss, denn bald darauf wurde mein Antrag bewilligt.“ Und so kam es dann

auch, dass er 1988 zusammen mit seiner Frau in den Westen fahren durfte, denn nun war Herr B. allseits bekannt als „Unruhestifter“. „Ich belauschte zufällig ein Gespräch zwischen dem Polizeichef und einem Mitarbeiter der Stasi. Sie sprachen darüber, dass mir die Ausreise zu genehmigen sei, da ich sonst ‚unangenehm‘ werden könne.“ In diesem kleinen Zwischenfall sieht Herr Batzke einen Beweis dafür, wie sich der Zusammenbruch der DDR schrittweise ankündigte. „Das Regime hatte dem Druck der Bevölkerung immer weniger entgegenzusetzen und machte Stück für Stück immer mehr Zugeständnisse. 1987 fuhr ich noch alleine. Ein Jahr später durfte meine Frau ohne große Diskussionen mit.“

In dieser Zeit suchte Herr B. nach Möglichkeiten, aktiv an der politischen Umgestaltung teilhaben zu können. Er informierte sich umfassend über die oppositionellen Gruppierungen, die in den westlichen Bundesländern über Partnerorganisationen verfügten und auch über neu gegründete Bündnisse. „Ich war nicht sicher, wohin ich gehörte und zögerte, mich einer bestimmten Bewegung anzuschließen. Am liebsten hätte ich alle unterstützt, aber das ging ja schlecht.“ Schließlich wurde er Ende 1989 Mitglied im Demokratischen Aufbruch (DA), da er diese Gruppierung für richtungweisend hielt, ihnen die Unterstützung guter Leute sicher war. Er überzeugte auch seinen Bekannten Herrn Stiller und den jetzigen Bürgermeister Dr. Hartmut Franz, sich dem DA anzuschließen.

Das war der Tag, dem alle entgegenfieberten

Allerdings war es der Stasi schon kurz nach Gründung des DA gelungen, dessen Führungspositionen durch Stasimitarbeiter zu besetzen. Davon zeigte sich Herr B. entsetzt und völlig überrascht, vor allem von der Schnelligkeit und Effizienz, mit der die Stasi arbeitete. Doch auch diese „Personalprobleme“ wurden durch den Fall der Mauer gelöst. Herr B. war nun kein stiller Oppositioneller mehr, sondern ein engagierter Wahlkämpfer. Dann fiel die Mauer... „Das war der Tag, dem wir alle

entgegenfieberten. Ein lang ersehnter Traum war in Erfüllung gegangen. Mich packte eine unbeschreibliche Euphorie! Wir waren zu diesem Zeitpunkt in einer Jagdhütte im Thüringer Wald und haben von der Neuigkeit erst am Morgen des 10. November 1989 erfahren und entschlossen uns spontan, gen Westen aufzubrechen. Insgesamt waren wir neun Leute, alle voller Hoffnung auf ein nun vollkommen neues Leben. Als wir schließlich in der BRD angekommen waren, haben wir als erstes das bei uns verbotene Deutschlandlied gesungen. Doch ein Grenzsoldat musste uns leider enttäuschen – wir waren immer noch in der DDR! An der richtigen Grenze angekommen, fanden wir ein unglaubliches Durcheinander und Getümmel vor. Jeder wollte seinen Ossi haben! Wir folgten einer Einladung nach Bayreuth, wo wir dann ein Schild mit der Aufschrift ‚Studentenverbindung‘ entdeckten. Dort feierten wir bis zum Morgengrauen die Wiedervereinigung Deutschlands. Es war die schönste Nacht meines Lebens!“

Die manchmal etwas unbeholfene Besetzung der Schlüsselstellen

Dem politischen Engagement stand nun nichts mehr im Wege. Hautnah erlebte er die manchmal etwas unbeholfene Besetzung der Schlüsselstellen des Landkreises mit. „Wir hatten eine Sitzung im ehemaligen Stasi-Gebäude. Es ging um die Vergabe des Postens des Landrats. Herr Dr. Thomas, der während der gesamten Diskussion schon ganz aufgereggt wirkte, antwortete mit einem schlichten und erleichterten ‚Ja‘, als die Frage, ob er denn Landrat werden wolle, an ihn gerichtet wurde.“ Seit der ersten Kommunalwahl 1990 sass Herr Batzke im Stadtparlament, später im Stadtrat, und fungierte bis 1999 als Vorsitzender des Wirtschaftsausschusses.

Auch wirtschaftlich änderte sich einiges für ihn. 1990 kaufte er mit zwei Freunden der Treuhand den VEB Stahlbau ab und gründete die Stahlbau GmbH Rudolstadt. Dieses Unternehmen existiert auch heute noch, allerdings nur noch mit zwei Geschäftsführern. Aller An-

fang ist schwer – das trifft auch hier zu, denn als ein ostdeutsches Unternehmen hatte man im Westen keine großen Chancen. Doch mit der Zeit machte sich der Stahlbau Rudolstadt durch neue Ideen, Qualität und Kompetenz einen Namen. Der Aufstieg des Unternehmens in die erste Liga des Stahlbaus in Gesamtdeutschland ermöglichte, die damalige Mitarbeiterzahl von 60 auf 125 zu erhöhen. Auch werden derzeit elf Lehrlinge ausgebildet. „Wir sind also ein sehr vorbildliches Unternehmen.“ Zu ihren Aufträgen gehören bundesweit etliche Tankstellen und Raststätten, aber auch regionale Bahnhöfe, Autohäuser oder das Schloßcafé auf der Heidecksburg in Rudolstadt. In der Stahlbaubranche Deutschlands ist der Stahlbau Rudolstadt als innovatives Musterunternehmen bekannt. Herr Batzke erklärt diesen Aufstieg so: „Viele Westdeutsche Unternehmen sind ja traditionelle Familienbetriebe, denen es schwer fällt, sich auf die veränderte Marktsituation einzustellen. Wir mussten unseren Betrieb nicht langwierig umgestalten, uns bot sich die einmalige Möglichkeit, den Betrieb von Anfang an transparent und modern zu strukturieren. Der Stahlbau Rudolstadt hat also, getreu dem alten DDR-Motto, westdeutsche Unternehmen ‚überholt ohne sie einzuholen‘ – das allerdings erst in der Marktwirtschaft.“ Heute hält Herr Batzke bundesweit Vorträge über moderne Arbeitsabläufe und sitzt im Vorstand des Deutschen Stahlbauverbandes.

Alte Freundschaften auch über die Wende hinweg bewahrt

„Die ‚Wende‘ war das Beste, was uns Deutschen passieren konnte.“ Diesen Satz wiederholte Herr Batzke während unseres Gesprächs oft und gerne. Sein Leben verlief auch nach der „Wende“ in geordneten Bahnen, und er konnte seinen Freundeskreis bewahren. Noch immer trifft er sich regelmäßig mit ihnen, um „wie in alten Zeiten“ auf Hiddensee zu zelten oder gemeinsam in den Skiurlaub zu fahren. In diesen engen Freundschaften sieht er auch einen bedeutenden Unterschied zum Westen. „Die Westdeutschen waren nie in so

einer Drucksituation“, konnten daher nie so enge Freundschaften aufzubauen. Darum beneiden uns die Wessis heute.“ Trotzdem ist Herr Batzke ein Systemkritiker geblieben. „Meine Ideale erfüllten sich nicht, das System der BRD war nicht so funktionierend, wie ich es erwartet hatte. Die DDR wünsche ich mir aber auf gar keinen Fall wieder.“ Die Nachteile einer Demokratie müsse man eben hinnehmen. In Bürokratie und Justiz sind seiner Meinung nach tiefgreifende Veränderungen notwendig. Dieser Prozess des Umdenkens

und der Reformen müsse aber europaweit ablaufen, allerdings immer im Einklang mit der Demokratie. „Ein bisschen Diktatur macht vieles leichter, mögen zwar manche denken – aber das geht nicht“, so sein abschließender Gedanke.

Inzwischen sind die Eisbecher und Kaffeetassen leer, die Mägen und Köpfe dafür voll. Herr Batzke ist glücklich, mal wieder in alten Erinnerungen geschwelgt zu haben. Denn das tut er gerne. Herr Batzke hat seinen Weg gefunden, damals wie heute auch.

Karl-Heinz Bauchspieß:

„Was ich immer werden wollte...“

Karl Heinz Bauchspieß:

Geboren 1941 in Heilsberg bei Remda in einer Landwirtschaftsfamilie. Heute ist er als so genannter Wiedereinrichter, also selbständiger Landwirt tätig.

Diesen Traum hat er sich 1991 endlich verwirklichen können. Mit zwölf Hektar, jener Fläche, die seine Familie 1956 in die LPG einbringen musste, begann Karl-Heinz Bauchspieß. Heute bewirtschaftet er 97 Hektar Land. Eine Ferkelproduktion ist eines seiner wichtigsten wirtschaftlichen Standbeine. Mit erheblichen Investitionen errichtete Bauchspieß ein neues Schlachthaus sowie einen Hofladen und nahm damit die Weiterverarbeitung, ebenso die Vermarktung seiner Produkte in eigene Regie.

Das Gespräch führte
Rainer Morgenroth

Zeit hätte er eigentlich nie, und für so was schon gar nicht, meinte mein Schulkamerad aus gemeinsamer Zentralschulzeit in Remda, als ich mein Anliegen vortrug. Verständlich, es ist Juni, da gehen Heumachen und Silieren vor, zumal das Wetter in diesem Jahr verrückt spielt. Daneben muss er schlachten, wursten, Spanferkel zubereiten. Das ist das zweite Standbein der Wiedereinrichterfamilie Bauchspieß, wie ein bescheidenes Schild am Hoftor verriet. Von eben diesem Hoftor aus verfolge ich ihn durch sein Reich: der Hof, das neue Schlachthaus, die Würstküche, der Hofladen, der Backofen und die Hausküche. Ich rede auf ihn ein, er hört mit halbem Ohr zu. Er fragt kurz und manchmal poltrig nach. Das hält mich nicht ab, so kenne ich ihn. Er ist wortkarg

aber umtriebig, bodenständig und geradlinig und mit Leib und Seele Bauer. Deshalb will ich seine Biographie. Ich weiß auch, große Worte mag und gebraucht er nicht, schon gar nicht, wenn es um ihn geht. Aber ich kriege einen Termin, etwas unbestimmt Abends, und wenn das Wetter passt, und nicht zu lange. Ich bleibe hartnäckig und schließlich klappt es. Ich sitze ihm spätabends gegenüber, er ist etwas abgespannt, aber ich spüre, es ist ihm ganz recht, mal zu verschlafen und zurückzublicken. Meinen Fragen folgend steuert er wesentliche Stationen seines Lebensweges an.

Geboren wurde ich 1941 hier in Heilsberg in einer Landwirtschaftsfamilie. Der Hof war mit zwölf Hektar nicht groß, aber er hat die Familie ernährt. Mein Vater ist im Krieg gefallen. Meine Mutter hat den Hof zuerst allein und später mit meinem großen Bruder bis 1956 weitergeführt, so gut es eben ging in diesen schwierigen Zeiten nach dem Krieg. Schwer blieb es dann auch in der DDR, mit Anbauauflagen, Ablieferungssoll, eingeschränkten Lebensmittelkarten und Bezugsscheinen sowie zu wenig Geld für Maschinen und Geräte, die es sowieso kaum oder nur schwarz gab.

1955 wurde in Heilsberg eine LPG Typ 3 gegründet und 1956 sind Mutter und Bruder dieser beigetreten. Allein hatte das Wirtschaften zu dieser Zeit keinen Sinn mehr. Dazu kam der ständige Druck staatlicher Organe, die den Eintritt forderten. Im gleichen Jahr begann auch meine landwirtschaftliche Lehre in dieser LPG. Diese Berufswahl war für mich selbstverständlich. Seit früher Kindheit war ich auf unserem Hof in alle Arbeit eingebunden und wollte nun selbst Bauer werden.

Ich war christlich und bodenständig erzo-

gen worden und fühlte mich in meinem Heimatdorf wohl. Meine Lehre dauerte von 1956 bis 1958. Seither arbeite ich bis heute in der Landwirtschaft, bis 1990 als Genossenschaftsmitglied und seit 1991 bin ich endlich was ich immer werden wollte, ein selbständiger Bauer.

Bis hierher war es ein langer und schwieriger Weg. Zu verdanken habe ich das der politischen Wende 1989 und der deutschen Wiedervereinigung 1990. Das zu erleben wäre mir vorher höchstens im Traum eingefallen. Denn politisch interessiert war ich ohnehin nie besonders. Ich wurde, wie gesagt, christlich erzogen und natürlich konfirmiert. Das war damals auf dem Dorf noch selbstverständlich, obwohl man Pionier oder in der Lehre FDJ-ler war. Einer Partei oder Organisation bin ich niemals beigetreten. Der DDR dienen musste ich nur als Wehrpflichtiger 1965 bis 1966. Ich wurde mit 24 Jahren eingezogen, obwohl ich 1964 meine Frau Doris heiratete hatte. Wir wurden kirchlich getraut und unsere beiden Kinder, die 1966 und 1971 zur Welt kamen, sind getauft. Ihre Erziehung übernahm hauptsächlich meine Frau, aber beide Söhne betrieben mit mir unsere individuelle Kleinwirtschaft und hatten frühzeitig ihre eigene Kleintierhaltung. Sie sind also in meine Art geschlagen. Ich will damit sagen, gearbeitet hat immer die ganze Familie.

Meine Frau hatte in Saalfeld Schneiderin gelernt, arbeitete ab 1972 zwölf Jahre mit mir in der ZG und danach fünf Jahre beim GHG (Großhandelsgenossenschaft). Seit 1991 führt sie mit mir unseren Hof und hat die Vermarktung und den Hofladen in ihre Regie genom-

men. Die Idee der Direktvermarktung hat ihre Wurzeln noch in der DDR-Zeit und hat mit meiner damaligen Arbeit zu tun. Nach dem Wehrdienst kam ich in unsere LPG zurück und arbeitete hier bis 1972, zuerst im Feldbau, dann in der Tierproduktion. Ab 1972 wechselte ich in die Zwischengenossenschaftliche Einrichtung (ZG) Sauenzuchtanlage Remda. Das war nicht meine schlechteste Zeit, denn hier lernte ich erstmals geregelte Arbeitszeit, festes Gehalt und sehr gute soziale Betreuung kennen, zum Beispiel gute Verpflegung in eigener Betriebsküche für geringen Eigenbeitrag. Man kam und ging in Straßenkleidung, hatte Urlaub und vieles andere mehr. Dort ging ich auf Arbeit, zu Hause war ich aber Bauer klein aber mein! Es gab nämlich damals die Möglichkeit der individuellen Hauswirtschaft, jedoch ohne eigenes Land. Dafür gab es Deputat an Futtermitteln. Außerdem wurde jeder verfügbare Quadratmeter gepachtet und bebaut. Jeder verfügbare Straßenrand wurde gemäht, jede Splitterfläche genutzt. Die dazu gehörigen Geräte oder einen Traktor musste man sich schon selber besorgen.

Ohne Beziehungen oder auch Tauschgebote ging nichts! Erst hatte ich über meinen Schwager einen alten Schlepper Pionier ergattert vom Schrott. Dann hatte ich einen moderneren Geräteträger 09 in Aussicht. Dessen Besitzer wollte ihn aber nur gegen eine Gefriertruhe abgeben. Woher die nehmen? Endlich hatte ich eine, aber ohne Garantie. Die wollte mein Geschäftspartner aber nicht. Meine Tante in Westberlin musste einspringen. Über Genex wurde eine Westgeld-Kühltruhe für einen schrottreifen, abge-



schriebenen Ost-Traktor eingetauscht. Not machte eben erfinderisch. Die Mangelwirtschaft begleitete uns 30 Jahre. Meckern war an der Tagesordnung, und wenn man meinte, das geht so nicht weiter, es ging doch irgendwie. So kam man eben auch auf seltsamen Wegen zu einem Traktor. Ich brauchte ihn dringend. Schweine, Schafe, Hühner wollten versorgt werden.

In dieser Zeit (1980er Jahre) schuf ich mir einen guten Ruf mit einem Nebengeschäft, das heute mein zweites wirtschaftliches Standbein geworden ist die Spanferkelproduktion. Und das kam so: Auf unserem Hof war ein intakter Backofen verblieben. In diesem hatte ich für Festlichkeiten in meinem Betrieb öfter Spanferkel zubereitet. Freunde, Bekannte oder Arbeitskollegen wollten nun häufig für Familienfeiern auch privat Spanferkel. Damals konnte ich gar nicht alle Wünsche befriedigen. Heute ist das ein wichtiger Teil meines Vermarktungskonzeptes.

Die Wende als Urlaubsüberraschung

Aber das war alles noch vor der Wende. Die hat mein Leben völlig verändert. Vorbereitet war ich darauf eigentlich überhaupt nicht. Wer konnte schon damit rechnen, dass die DDR so untergeht, die Russen abziehen und wieder ein geeintes Deutschland entsteht. Für mich war die Wende eine Urlaubsüberraschung. Zu unserer Silberhochzeit hatten wir einen Urlaubsplatz in Saaldorf bei Lobenstein bekommen. Dort überraschte uns die Nachricht von Grenzöffnung und Mauerfall. Und wir waren ganz nahe an der Grenze, doch es gab keinen nahen Übergang. Wir hätten über Hof fahren müssen mit stundenlangem Staurisiko. Das haben wir nach einem kurzen Versuch sein lassen. Den kostbaren Urlaub wollten wir uns nicht im Stau verderben und sind viel später erstmals ohne Antrag in den Westen gefahren. Außerdem stand in den Wendemonaten für uns schon Wichtigeres als Reisen zur Diskussion. Neben aller Freude über das Geschehene und neben allen Erwartungen gab es schon erste Unsicherheiten. Wir wussten, in der Landwirtschaft

würde es so nicht weitergehen. Und erste Anzeichen dafür waren bald spürbar. In der ZG gab es die ersten Abschiebungen in den Vorruhestand, danach wurden die Betriebschlosser entlassen und Rückversetzungen in die LPG erfolgten. Aber auch dort gab es schon Auflösungserscheinungen, manche Mitglieder diskutierten schon offen über Boden- und Inventarauslösung. Dann gab es noch ein Gerücht. Die Heilsberger sollten aus der Groß-LPG (KAP) ausgelöst werden und die Flur käme zu einem Großprojekt ein Araber wolle in einen Reiterhof und Pferdezucht investieren, und alle können ihre Flächen gewinnbringend verpachten oder verkaufen.

Eine Entscheidung musste gefällt werden

Eine Entscheidung mußte her, denn ich wurde in die Fleischvermarktung der LPG nach Sundremda versetzt; ein erstes Signal für meine baldige Entlassung? In dieser Zeit wurde bereits meine Frau entlassen und arbeitslos. In der LPG ging die Rede um, wer Rückgabe seines Bodens und Inventars beantragt, wird entlassen. Und ich hatte diesen Antrag gestellt. Meine Frau erklärte mich für verrückt, als ich die Absicht der Wiedereinrichtung äußerte. Mit zwölf Hektar, ohne Technik, wie sollte das gehen. Bei Informationsfahrten in den Westen, wo wir uns auch nach gebrauchten Maschinen umsahen für neue war kein Geld da ernteten wir beim Nennen unserer Betriebsgröße nur mitleidiges Lächeln: Solche müssen bei uns aufhören, und ihr wollt bei Null anfangen!

Aber der Gedanke setzte sich fest. Ich wollte endlich mein eigener Herr auf eigenem Hof sein. Ein Glück, dass ich nicht wusste, was da auf mich zukam. Ich habe viel Lehrgeld gezahlt, aber wir haben es gemeinsam geschafft. Die schlaflosen Nächte, täglichen Sorgen und endlosen Arbeitstage! Manche Alten verglichen die Umbruchmonate und ihre Rechtsunsicherheit mit der Zeit nach dem Kriege. So erhielt ich zum Beispiel bei der Inventarrückgabe für ein in die LPG eingebrachtes Pferd einen alten Traktorhänger und ein Was-

serfass. Entmutigen konnten mich solche Dinge nicht. Hauptproblem war der geringe Landbesitz von zwölf Hektar. Wir pachteten zuerst acht Hektar zu und begannen 1991 mit 20 Hektar, heute sind es 97. An Vieh bekam ich bei der Inventarrückgabe fünf Kühe und zwei Färsen sowie fünf tragende Sauen, letztere waren für meine Spanferkelproduktion und Wurstvermarktung eine wichtige Grundlage.

Fehlende Erfahrungen kosteten Lehrgeld

Dass ich Lehrgeld wegen fehlender Erfahrung und mangelnder Beratung zahlen musste, habe ich schon angedeutet. Aus heutiger Sicht würde ich manches anders machen. Ich hätte die Wiedereinrichtung noch eher starten müssen, dann hätte ich noch einige Förderprogramme nutzen können, die frühzeitig ausliefen, zum Beispiel die Grünlandzuschüsse. Auch beim Wiedereinrichtungsplan gab es einen Fehler. Das Landwirtschaftsamt hatte beispielsweise darin das Überbrückungsgeld vernachlässigt.

Mit Steuerberater wäre das sicher nicht passiert. Aber der hätte Geld gekostet, doch das brauchte der Hof, Mark für Mark. Denn neben dem entsprechenden Flächennachweis waren schwarze Zahlen Grundbedingung für die Wiedereinrichtung. Zum Glück kam ich noch vor der Altersgrenze von 55 Jahren in den Hauptewerb. Sonst wären auch da noch Fördermittel entgangen. Der Papierkram war für mich ungewohnt, plötzlich braucht man einen Steuerberater, Anwälte für Verträge, Beratungen für Versicherungen und Rente. Das war alles neu. Aber wie gesagt, es ist geschafft. Ich bin mein eigener Herr, was ich schaffe, gehört mir, ich kann frei damit um-

gehen. Das ist das schönste Geschenk der Wende. Sicher, die Arbeit ist härter geworden und der Zusammenhalt der Menschen ist zurückgegangen. Da und dort gibt es Neid oder Missgunst. Aber was meine Familie sich in rund zehn Jahren geschafft hat, war in 30 Jahren vorher nicht möglich. Das macht uns schon stolz. Sicher gibt es auch immer neue Herausforderungen und auch Stolpersteine.

Zum Beispiel wurde uns seitens der Hygieneinspektion 2001 eröffnet, unser Vermarktungs- und Spanferkelprogramm könne nur mit einem neuen Schlachthaus fortgeführt werden. Zum Glück gab es für diese unerwartete Investition ein Förderprogramm, hatten wir doch gerade auf dieses Vermarktungskonzept gebaut, und auch meine Frau ihre ganze Kraft hineingesteckt. Und 2001 stand das neue Schlachthaus mit Hofladen.

Der Sohn kann einen gesunden Hof übernehmen

Jetzt läuft der Betrieb, die Zinslast ist erträglich und ich kann ans Altenteil denken, meine Frau ist ja schon in Rente. Aber ihre Hände werden noch jeden lieben langen Tag gebraucht. Und lang sind die Arbeitstage bei uns und werden es bleiben. Probleme wird es auch immer wieder geben, da muss man durch.

Das weiß mein Sohn und Hoferbe auch. Nach einem zweijährigen Versuch, sich mit einem Gespann als Lohnunternehmer für den Forst (Holzrucker) selbständig zu machen, ist er in unseren Betrieb eingestiegen, nachdem klar war, die Forstsache hat keine Zukunft. Er ist also anders als ich in die Marktwirtschaft hineingewachsen, hatte mehr Zeit. Er kann einen gesunden Hof übernehmen und sich Dank der Wende als freier Bauer behaupten

Matthias Büchner: „Kunst ist frei“

Matthias Büchner:

Geboren 1953 in Zella-Mehlis. Dort besuchte er die Schule, lernte in Erfurt Gärtner. Seine künstlerischen Anregungen bekam er von der Mutter, vom Vater die pazifistische Prägung.

Matthias Büchner war schon früh unbequem und wurde bereits als Jugendlicher zum Staatsfeind der DDR erklärt. Eine Arbeitserlaubnis als Maler und Grafiker verwehrte man ihm, diesen Beruf kann er erst jetzt ausüben. In der Zeit des Umbruchs in der DDR (Büchner lehnt den Begriff „Wende“ ab) wurde er zur Leitfigur im NEUEN FORUM, bei der Stasi-Auflösung und beim Neubeginn. Matthias Büchner blieb unbequem, im neuen Thüringer Landtag und im Alltag der neuen Bundesländer.

Das Gespräch führte
Ursula Gödde

Matthias Büchner betritt den Raum der Gaststätte, in der das Interview stattfinden soll. Ich kenne ihn nicht, erkenne ihn aber sofort: das Denkmal B mit dem Rauschbart als Kennzeichen. Inzwischen hat der Bart graue Fäden im Schwarz. In letzter Zeit musste er schwere Schicksalsschläge hinnehmen, er wirkt müde, erschöpft. Ein Kamerateam dreht im Augenblick einen Film über sein Leben, auch das strengt an. Gestern malte er nach langer Zeit wieder und es gelang. Die Umstände waren außergewöhnlich: er malte auf eine Glasplatte und wurde dabei durch diese hindurch gefilmt. Das Bild gibt es nicht mehr, es ist in der Nacht bei einem heftigen Gewitter zersprungen. Matthias Büchner ist eigentlich froh darüber, die Farben wären doch nicht richtig

gewesen. Und inzwischen hat er, der bisher eifrige Sammler, gelernt loszulassen. Dinge bedeuten ihm nicht mehr viel. Er wird nach Erfurt umziehen, ein neuer Abschnitt seines Lebens muss anfangen. Nur seine alten Bücher kann er nicht loslassen, sie ziehen mit um. Er meint, wenn er kein Studienverbot in der DDR bekommen hätte (weil er den Wehrdienst verweigerte), wäre sein Leben vielleicht anders verlaufen. Er wäre vielleicht Bibliothekar geworden und hätte seine Liebe zu alten Büchern ausgelebt.

Immer selbst nach eigener Meinung entscheiden

Matthias Büchner wurde 1953 in Zella-Mehlis geboren. Dort ging er bis zur 10. Klasse zur Schule. Von seiner Mutter, die vor einem Jahr nach langem Krebsleiden gestorben ist, bekam er künstlerische Anregungen. Sie arbeitete als Porzellanmalerin, und er lernte, auch Details beim Malen zu gestalten. Seinen Vater, der schon länger tot ist, vermisst er noch immer. Durch ihn wurde er pazifistisch erzogen. Sein Vater war Mitglied der NSDAP gewesen und fühlte sich nach dem Krieg durch dieses Engagement verführt und ausgenutzt. Er wollte nie wieder in eine Partei. Obwohl sein Vater wenig Zeit für ihn hatte, wirkte er prägend auf Matthias. Er vermittelte ihm das Gefühl, ernst genommen zu werden. So hatte sein Vater ihn einmal wegen etwas bestraft, das er nicht getan hatte. Seine Unschuld stellte sich heraus, und sein Vater entschuldigte sich bei ihm wie bei einem Erwachsenen. Er sagte auch allen anderen an dem Vorfall Beteiligten, dass er seinen Sohn zu Unrecht bestraft hatte. Sein Vater bestärkte ihn darin, sich immer selbst, nach seiner eigenen Meinung zu

entscheiden. Gleichzeitig wusste er, dass sein Vater seine Entscheidungen respektierte und hinter ihm stand. Das gab ihm Kraft. (Matthias Büchner hat einen 14-jährigen Sohn und hofft, dass er all dies so weitergeben kann. Er ist sich aber auch bewusst, dass er in der Zeit nach 1989 sehr wenig Zeit für ihn hatte.)

Die Eltern von Matthias Büchner waren nicht DDR-konform. Auch das prägte ihn. Schon als Kind hat er sich über Lügen in der Schule aufgeregt. Er merkte, dass man in zwei Zungen reden musste: eine für die Schule, eine für zu Hause. Bestimmte Parolen konnte er aber nicht verstehen, z.B. Ohne Gott und Sonnenschein bringen wir die Ernte ein. Er bat seinen Vater, ihm dies zu erklären, doch der konnte das natürlich auch nicht.

„Bleibe im Lande und wehre dich täglich.“

Im Gegensatz zu vielen anderen hat er schon damals ausgesprochen, was ihn störte. Damit ist er auf die Nase gefallen. Zum weiteren Werdegang ein Zitat aus seiner Stasiakte: B. Matthias erreichte den Abschluss der 10. Klasse und brach aus gesundheitlichen Gründen eine Lehre im VEB WBK Suhl ab. Ein Stu-

dium am kirchlichen Oberseminar in Potsdam musste er ebenfalls vorzeitig beenden. Im Rahmen der Erwachsenenqualifizierung erlangte er im VEB Erfurter Blumensamen den Facharbeiterabschluss als Gärtner. Seit 1979 geht er keiner beruflichen Tätigkeit nach und bezeichnet sich als freischaffender Künstler.

Beim VEB Erfurt Samen- und Pflanzenzucht war er Arbeitsplatzgestalter. Eigentlich fand er die Idee gut, Arbeitsplätze mit Pflanzen zu gestalten. Aber da er wegen seiner negativen Vergangenheit gepiesackt wurde, kündigte er 1978 voller Zorn. Auf dem Amt für Arbeit erklärte man ihm: Für Sie gibt es in der DDR keine Arbeitsstelle. Man wollte, dass er einen Antrag auf Ausreise stellte. Aber er wollte bleiben. Ein Freund von ihm, der auch gedrängt wurde, einen Ausreisantrag zu stellen, heftete einen Zettel an seine Tür: Bleibe im Lande und wehre dich täglich.

Auf der einen Seite hat Matthias Büchner sich dem DDR-Staat verweigert, auf der anderen Seite wollte er nicht, dass dieser über ihn triumphiert und er weicht. Seine Totalverweigerung begann 1968. Er war sportlich erfolgreich, in seiner Altersklasse Vizemeister im Sportgewehrschießen. Da er sich positiv und begeistert über den Prager Frühling äußerte,



Matthias Büchner sprach zur Demonstration im Herbst 89 von den Erfurter Domstufen

war seine Sportkarriere beendet. Er ging in die Opposition, zunächst innerlich, später dann zunehmend auch nach außen hin. Trotzdem fühlte er sich auf dem Gebiet der DDR zu Hause. Das zeigte sich auch, als er Ende der 1970er Jahre zusammen mit 34 anderen DDR-Bürgern verhaftet wurde und ins Staatssicherheitsgefängnis in Warschau kam. (Im Nachhinein sieht er es als Test der Sicherheitssysteme gegen unliebsame Elemente.) Sie wurden im Gefängnis misshandelt. Er wollte mit einem Angehörigen der DDR-Botschaft sprechen um sich zu beschweren. Ein Angestellter kam, sah ihn an und meinte: So wie Sie aussehen, sollten Sie auch nicht ins Ausland fahren. Er erhielt keine Hilfe.

Keine Arbeitserlaubnis als Maler und Grafiker

Matthias Büchner versuchte, als Maler und Graphiker seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Da er aber in der DDR keine Arbeitserlaubnis bekam, bekam er auch keine Steuernummer. Das wiederum bedeutete, dass Auftraggeber nicht offiziell mit ihm abrechnen konnten, der Verband Bildender Künstler durfte ihn nicht aufnehmen. Er musste also seine Bilder verschenken und bekam dafür (Geld-)Gegengeschenke.

In Berlin gab es ein Kollegium bildender Künstler, das nach dem Genossenschaftsprinzip aufgebaut war. Er wurde aufgenommen und hatte aufgrund einer Gesetzeslücke endlich eine Steuernummer. Viel half das aber auch nicht, denn wenn seine Auftraggeber feststellten, dass er eine unerwünschte Person war, zahlten sie teilweise nicht. Das Kollegium Bildender Künstler wurde später aufgelöst, die Gesetzeslücke war geschlossen.

Das MfS hatte ihn inzwischen mit Dutzenden von Spitzeln im Visier und setzte ihn ständigen Schikanen aus. Die Einschätzung Büchners durch die Stasi dokumentiert der folgende Auszug aus seinen Akten: B. bezieht eine feindlich-negative politische Einstellung zu den gesellschaftlichen Verhältnissen in der DDR und ist dem politischen Untergrund zuzuord-

nen. Er beteiligte sich z.B. an den Mahnwachen und ‚Bittgottesdiensten‘ in der Hauptstadt der DDR. Inoffiziell wurde bekannt, dass B. die Berliner Kirche von unten als Führungsorgan einschätzt, welches in der Lage wäre, alle oppositionellen Gruppen, die gegenwärtig uneffektiv und zersplittert arbeiten, darunter die sog. Offene Arbeit in Erfurt, zusammenzuführen und zu lenken, um eine höhere Wirksamkeit zu erreichen.

Wie gefährlich nichtkonforme Künstlerkreise in der Stadt Erfurt eingestuft wurden, verdeutlicht eine Anfrage, die nach der Stasi-besetzung an Matthias Büchner gestellt wurde. Eine Frau wollte wissen, warum ausgerechnet ihr gekündigt wurde, ob das mit ihrer langjährigen Opposition zu tun habe. Büchner, damals in der Untersuchungskommission tätig, stieg mit dem Staatsanwalt in den Keller der ehemaligen Stasizentrale. Es hatte mit ihrer Opposition zu tun – doch ganz anders, als sie dachte. Sie kannte viele unter den Künstlern aus der Stadt, hatte sich aber geweigert, für das MfS zu arbeiten und Informationen über diese zu liefern. Man versuchte es im Guten: Man gab ihr eine Stelle, die sie zwar wollte, die sie aber überforderte. Sie arbeitete trotzdem nicht für das MfS. Man drohte ihr, aber es half nicht. Drei IM (Inoffizielle Mitarbeiter) fanden heraus, wie ihr Traummann aussehen könnte. Ein passender Stasimann wurde gefunden, der sie ansprach und sich mit ihr verabredete. Sie verliebte sich in ihn, wurde schwanger und sie heirateten. Zwei Kinder aus der Ehe tragen den Tarnnamen ihres Vaters.

Aus diesem Bett kam ein Gutteil der Informationen über die Erfurter Abweichler, stellte Büchner im Nachhinein fest. Weil die Frau vom MfS gefördert worden war, wurde sie entlassen. Als sie zu uns kam, arbeitslos und ziemlich verzweifelt, sagte sie: Zum Glück habe ich meinen Mann und die Kinder. Büchner sagte nichts über die Erkenntnisse, und auch der Staatsanwalt sah sich am Rande des Rechts angekommen.

Als sich 1989 auch in Erfurt das NEUE FORUM formierte, wurde Matthias Büchner zu einer Leitfigur der Opposition, vor allem wegen

seines selbstbewussten Auftretens bei ersten Demonstrationen. Diese gab es in Erfurt erst Ende Oktober, als anderswo die Straße schon kochte. Büchner und seine Freunde fürchteten Blutvergießen und dass das Land im Chaos untergehen würde. Im Nachhinein meint er, sie wären vielleicht zu vorsichtig gewesen.

Die erste Erstürmung einer Stasidienststelle

Dafür wurde am 4. Dezember 1989 in Erfurt Zeitgeschichte geschrieben: es fand hier die erste Erstürmung einer Stasidienststelle statt. Büchner erinnert sich: Am Vorabend traf sich die Führung des NEUEN FORUM in Grünheide bei Berlin. Wir saßen im Dorfkrug, einst Stammkneipe von Robert Havemann, und hörten dort die Nachricht von der Flucht Schalck-Golodkowskis. Uns wurde klar, dass wir schnell handeln mussten, um zu verhindern, dass die Stasi Devisen ins Ausland verschiebt und Akten vernichtet. Im ganzen Land brannten bereits die Aktenvernichtungsöfen. Freunde zogen zur Tagung der Kulturschaffenden im Palast der Republik, wiegelten die Versammlung auf. Gemeinsam zogen sie zur FDGB-Zentrale, von wo ebenfalls rauchende Schornsteine gemeldet wurden. Überraschenderweise spielte die Staatsanwaltschaft mit, und als sie in einem Gewerkschaftstresor Millionen D-Mark fanden, war das die eigentliche Initialzündung.

Per Telefon übermittelten sie folgenden Text in alle Bezirke der DDR: Absatzbewegungen und Verschleierungsversuche müssen verhindert werden! Bürgerinnen und Bürger! Ihr wisst, in welchen Betrieben, Banken und Institutionen die Möglichkeiten für solche Praktiken gegeben sind. Beschließt, wenn nötig, gemeinsame Kontrollmaßnahmen und sorgt für deren Öffentlichkeit! Nach wie vor gilt: KEINE GEWALT!

Matthias Büchner rief Manfred Ruge (heute Oberbürgermeister Erfurts) an und diktierte seiner Frau den Aufruf. Noch in der Nacht wurden 4000 Kopien hergestellt. Als Büchner am nächsten Morgen in Erfurt ankam, herrschte an der Stasidienststelle in der

Andreasstraße schon heller Aufruhr. Die Gruppe Frauen für Veränderung hatte Demonstranten mobilisiert, die Einlass forderten. Büchner erzählt: Stasichef Josef Schwarz soll erstmal eine Flasche Cognac getrunken haben. Dann rief er beim Bezirksstaatsanwalt Sander an, fragte: ‚Soll ich schießen lassen oder nicht? Sander sagte mutig: ‚Josef, sammle alle Waffen ein und lass die Leute rein. Für dieses Mal haben wir verloren. Vielleicht haben wir es Sander zu verdanken, dass es nicht knallte. Wäre Blut geflossen, hätte es im ganzen Land Gewalt gegeben.

Am Nachmittag war das Gebäude in der Hand der Bürger. Nach diesem Signal aus Erfurt wurden in den folgenden Stunden und Tagen fast alle Stasigebäude in der DDR gestürmt, zuletzt am 15. Januar 1990 Mielkes Hauptquartier in Berlin. In Erfurt waren für einige Monate das NEUE FORUM und sein Sprecher Matthias Büchner die Mächtigen. Viele zitterten vor ihm, weil er und seine Freunde nicht zögerten, viele der Verbrechen aus den Stasiakten umgehend öffentlich zu machen.

Nur vier Jahre im neuen Thüringer Landtag

Im neuen Thüringer Landtag saßen Büchner und sein Freund Siegfried Geißler (Komponist und Alterspräsident des ersten Thüringer Landtages) als Vertreter des NEUEN FORUM nur vier Jahre, 1994 bereits scheiterte die Partei an der Fünfprozenthürde. Sie wirkten an der Verfassung mit, die im Artikel 27 Absatz 1 feststellt: Kunst ist frei. Das war für beide, die in der DDR als Künstler tätig gewesen waren bzw. versuchten, es zu sein, sehr wichtig. Büchner wäre gerne im Landtag geblieben: Es gab noch ein paar Werke, die in unserem Zweimannbetrieb (Geißler und ich) hätten gemacht werden müssen.

Matthias Büchner ist ein politischer Mensch geblieben. In der Zeit von 1989 bis 1994 initiierte er viele Dinge. Wenn man die Liste liest, kann man sich kaum vorstellen, dass jemand soviel Energie, so viele Ideen haben kann. Und jetzt: Es ist an der Zeit, das

Grundgesetz ebenso zu aktualisieren wie Thüringens Verfassung. Daran würde ich gerne mitarbeiten, Stichwort Bürgerdemokratie. Er ist der Überzeugung, dass die Mächtigen darüber hinaus ernsthaft kontrolliert werden müssen.

Matthias Büchner arbeitet vorwiegend wieder als Künstler. Am 9.9.1999 um 9.09 Uhr eröffnete er sein Atelier im seinem umgebauten Elternhaus in Zella-Mehlis. Zuerst bekam er Aufträge und konnte davon leben. Aber dann wurde er wieder unbequem. Die Klage, die er und sein Freund Geißler beim Bundesverfassungsgericht wegen doppelter

Diäten bei Abgeordneten eingereicht hatten, war erfolgreich. (Die Unterlagen zur Klage füllen 57 Aktenordner, seine Stasiunterlagen 23 Bände.) Inzwischen muss er sein Elternhaus aufgeben. Wieder ist ein Lebensabschnitt beendet. Rückblickend ist er dankbar, dass er bei historisch wichtigen Prozessen dabei sein durfte und etwas bewegen konnte. Er sieht es mit einem weinenden und einem lachenden Auge: Das weinende Auge er hätte es gerne selbst weitergetrieben. Das lachende Auge es geht trotz allem weiter. Ist das nicht der, der genau weiß, dass es nicht geht und es trotzdem tut? (Konfuzius)



Niels Lund Chrestensen

Es gibt aber auch eine Verantwortung für das Allgemeinwohl

Niels Lund Chrestensen:

Geboren im August 1940 in Erfurt, absolvierte er zunächst eine Gärtnerlehre. Er konnte später über den bemerkenswerten Umweg über Großbritannien das Abitur nachholen, das ihm in der DDR verwehrt wurde, und Gartenbau studieren.

Nach der Enteignung des Familienunternehmens 1972 arbeitete er weiter verantwortlich in dem Betrieb. Nach der Wende ging Niels Lund Chrestensen mit seiner Familie die Reprivatisierung des Unternehmens an, mit einer erfolgreichen Entwicklung bis heute. Niels Lund Chrestensen ist neben seiner Tätigkeit als Unternehmer seit 1990 Präsident der Industrie- und Handelskammer Erfurt sowie in einer Vielzahl von Ehrenämtern engagiert.

Bearbeitet von
Dr. Juliane Rauprich

Geboren wurde ich am 9. August 1940 in Erfurt. Mein Großvater, dessen Namen ich trage, hatte unseren traditionsreichen Samen- und Pflanzenzuchtbetrieb 1867 hier in der heutigen Landeshauptstadt Thüringens gegründet. Er war 1864 aus Dänemark emigriert. Wenn ich heute in der Unternehmensgeschichte zurückblicke, dann fällt mir sofort die zeitige internationale Orientierung meines Vorfahren auf. Zum Beispiel wurde schon im Jahr 1896 in London ein Verkaufsbüro unserer damaligen Kunst- und Handelsgärtnerei erfolgreich etabliert.

Meine eigene Familie umfasst neben meiner Ehefrau drei Kinder und drei Enkel. In den Jahren 1947 bis 1954 habe ich die Grundschule in Erfurt besucht. Meine bürgerliche

Herkunft, wie das damals abfällig benannt wurde, verwehrte mir die Zulassung zur Abiturausbildung. So begann ich 1954 eine dreijährige Gärtnerlehre. Das allerdings geschah nicht in unserer eigenen Firma. Meine Ausbildung durchlief ich bis 1957 in der ebenfalls renommierten Erfurter Samenzuchtfirma F. C. Heinemann. Es folgten dann bis 1959 weitere Ausbildungsstationen auf dem Gebiet der Blumen- und Gemüsesamenzucht in verschiedenen in- und ausländischen Saatgutunternehmen. Mein Abitur übrigens habe ich trotzdem noch abgelegt: in England, in der Abendschule! Das war möglich, weil es mir gelungen war, auf Grund des rechtlichen Status der alten Bundesrepublik, anlässlich eines Verwandtenbesuches dort einen bundesdeutschen Pass ausgestellt zu bekommen. Den hatte ich dann jeweils in der Bürgermeisterei zu hinterlegen.

Von 1959 bis 1962 studierte ich dann am Leicester College for Technology and Commerce. Danach ging es zurück in die Heimat, wo sich bis 1967 ein fünfjähriges Gartenbaustudium an der Humboldt-Universität zu Berlin anschloss. Im Ergebnis war ich Diplomgärtner.

Nach dem Studium in den väterlichen Betrieb eingetreten

Folgerichtig, so könnte man es jedenfalls sagen, bin ich nun 1967 in den väterlichen Saatgutbetrieb hier in Erfurt eingetreten und wurde verantwortlich für Züchtungs- und Produktionsaufgaben. Vorher, am 4. Januar 1964, habe ich in Erfurt bei 17 Grad unter Null und Kahlfröste geheiratet. Meine Frau Erika war ebenso wie ich selbst noch zum Studium an der Humboldt-Universität zu Berlin;

die Hochzeit wurde damals traditionsgemäß von meinen Schwiegereltern ausgerichtet. Wir hatten zwar noch keine Wohnung, bekamen aber das Schlafzimmer geschenkt. Erika ist gelernte Gärtnerin und Meisterfloristin. Nach der Wende war sie zwei Wahlperioden Vizepräsidentin im Fachverband der Floristen.

Im März 1972 wurde auch unser Betrieb in der DDR enteignet. Er wurde so genanntes Staatseigentum. Ich bin trotzdem im Betrieb geblieben, war verantwortlich für die Blumensamenzucht und -vermehrung. So ist es mir gelungen, durch meine Tätigkeit einen gewissen Einfluss auf die Geschicke unseres Betriebes zu behalten. Der ehemalige Privatbetrieb, der einen klangvollen nationalen und internationalen Namen hatte, ging so auch in der sozialistischen Produktion nicht unter.

Es war fast 20 Jahre später, am 26. Juni 1990, als endlich die Reprivatisierung des damaligen VEB Erfurter Blumensamen in die N. L. Chrestensen, Erfurter Samen- und Pflanzenzucht GmbH vorstatten gehen konnte. Geschäftsführer bin ich gemeinsam mit Dr. Cornel Chrestensen, meinem 1942 geborenen Bruder. Er ist seit dem Jahr 2002 Generalbevollmächtigter unseres Unternehmens. Unsere Firma übrigens wurde als eine der ersten drei Firmen in Thüringen reprivatisiert.

Der Unmut der Menschen konnte 1989 nicht mehr überspielt werden

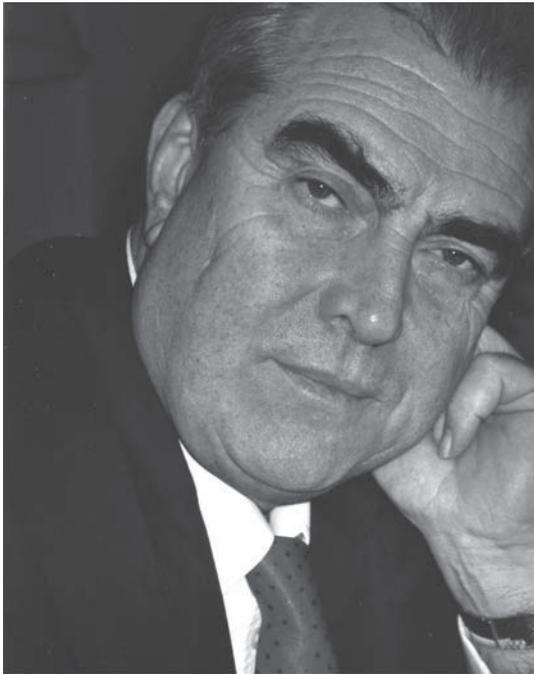
An die Jahre in der DDR, besonders an die Endzeit, erinnere ich mich schon noch lebhaft. Geht man ins Jahr 1989 zurück, dann ist mir besonders intensiv in Erinnerung, dass die allenthalben zunehmenden Materialschwierigkeiten in den Volkseigenen Betrieben mit überbordender Ideologie vernebelt werden sollten. Allerdings konnte der allgemein spürbare Unmut der Menschen damit nicht mehr überspielt werden. Die Stimmung, die im Land zu spüren war, ist mir als durchaus unheimlich in Erinnerung geblieben: Die vielen Ausreisenden im Bekannten-, Freundes- und Arbeitskreis machten einen unsicher darüber, was denn noch werden soll?! Dazu kam die Angst, die sich dahingehend breit machte, ob



Niels Lund Chrestensen mit seiner Familie im Jahr im Jahr 1986

das alles wirklich friedlich verlaufen würde. Und diese Angst war ja angesichts der Fernsehbilder Anfang Juni des Jahres 89 aus China von der blutigen Niederschlagung der Studenten auf dem Tian'anmen-Platz mit sehr vielen toten Studenten auch nicht ganz unbegründet. Erinnern kann ich mich auch an den Verwandtenbesuch in Dänemark im September 1989. Da gaben uns sogar die Grenzpolizisten bei unserer Rückkehr spöttisch den Tip, wir sollten lieber dort bleiben...

An den Demonstrationen in Erfurt auf dem Domplatz haben wir teilgenommen. Die Grenzöffnung selbst wurde dann euphorisch aufgenommen. An dem Samstag danach hatten wir zufällig eine Betriebsfeier. Die war um 20 Uhr menschenleer! Alle fuhren in die alten Bundesländer. Vor Eisenach gab es erstmals acht Kilometer Stau. Von nun an fuhren wir jedes Wochenende in die alten Länder, wurden von Verwandten und Freunden herzlich aufgenommen. Wir haben uns extra einen Reservetank in das Auto einbauen lassen, um preisgünstigeres DDR-Benzin in ausreichendem Maß tanken zu können. In diesem Jahr



habe ich zum ersten Mal meinen privaten Garten nicht winterfest gemacht – wir waren ja jedes Wochenende in Richtung alte Bundesländer unterwegs.

Es ist schon interessant, wenn ich mich an meine Erwartungen und Hoffnungen, aber eben auch an Befürchtungen jener Zeit erinnere. Unsere Silvesterfeier mit Freunden war um die Jahreswende 1989/90 schon auch mit gewissen Beklemmungen hinsichtlich unserer Zukunft verbunden. Allerdings hatte man insgesamt gesehen gar nicht viel Zeit zum Nachdenken. Schon Mitte Dezember 1989 hatten wir den ersten privaten Kundenbesuch in Holland unternommen.

Auch in politischer Hinsicht habe ich mich zeitig engagiert, nahm am Runden Tisch im Erfurter Rathaus teil und konnte so kommunalpolitische Entscheidungen und Abläufe mitgestalten. Außerdem war ich 1992 Mitglied der Bundeskanzlerrunde Aufbau Ost bei Helmut Kohl geworden, der ich bis 1995 angehörte. Die Vorfahrt mit meinem VW vor dem Bundeskanzleramt war angesichts der übrigen schwarzen Nobelkarossen übrigens recht amüsant.

Ein Gedanke von damals sitzt bis heute in mir fest. Und zwar ist das meine Feststellung von damals, dass viele SED-Mitglieder auf

einmal Westverwandtschaft hatten. Verändert hat sich sehr viel in dieser aufregenden Zeit. Zunächst zum beruflichen Aspekt.

Seit Mitte Dezember 1989 wurde die Zukunft unseres 1972 enteigneten Betriebes in meiner Familie diskutiert. Mein 84-jähriger Vater hatte 1972 vorausschauend handschriftlich eine Erbschaftsübertragung der N. L. Chrestensen KG vorgenommen. Im ersten Quartal 1990 jedoch wurden durch den VEB-Kombinatsdirektor entgegen der geplanten Reprivatisierung Grundstücksverkäufe gestartet. Unsere Beschwerde gegen dieses Vorgehen bei Lothar de Maizière war zum Glück erfolgreich. Dann ist es, wie schon gesagt, am 30. Juni 1990 zur Reprivatisierung unseres Betriebes mit allen Schulden und mit 689 Mitarbeitern gekommen. Man muss nun wissen, dass 18 Jahre lang im VEB Erfurter Blumensamen keine Werterhaltung und keine Investition erfolgt waren. Trotzdem waren wir sehr optimistisch und haben uns sogar (!) 1.250 DM Gehalt zugestanden. Im Oktober 1990 erfolgte dann endlich die rechtliche Gleichstellung der Reprivatisierung mit der Privatisierung. Das verschaffte uns nun eine Bilanzberichtigung und gleiche Startbedingungen.

Allerdings dauerte die vollständige Klärung der mit der Reprivatisierung zusammenhängenden Fragen noch bis zum Ende des Jahres 1994. Dabei wäre der Betrieb beinahe auf der Strecke geblieben – mit sehr großen Anstrengungen haben wir das abwenden können und alles geschafft. Um ein Beispiel für die angefallenen Probleme anzuführen: in die GUS hatten wir Waren im Wert von 980.000 DM exportiert. Davon sahen wir zunächst keinen Pfennig. Erst nach langem Kampf erhielten wir dann im Jahr 2000 schließlich 68.000 DM.

1995 haben wir unseren Geschäftsneubau errichtet. Er steht für unsere Erfolge hinsichtlich einer Expansion und auch im Exportgeschäft. Auch unser Privatleben ist natürlich nicht unberührt von diesen großen gesellschaftlichen Veränderungen und Umwälzungen geblieben. Es wurde vielfältiger und es wurde noch anstrengender durch die umfang-

reiche Arbeit im Betrieb. Dazu kam mein sehr vielschichtiges ehrenamtliches Engagement, insbesondere als Präsident der Industrie- und Handelskammer Erfurt.

Zum Präsidenten der Industrie- und Handelskammer gewählt

In diese Funktion wurde ich schon im Dezember 1990 gewählt und hatte damit von Beginn an Einfluss und die Mitwirkungsmöglichkeit bei der Entwicklung und Ausrichtung der Kammer. Hier ist es ganz besonders das Thema der Ausbildung, das mir persönlich sehr am Herzen liegt. Für diesen Bereich engagiere ich mich in der Kammer, deren Präsident ich in der vierten Amtsperiode bin, besonders. Im Erfurter Gastro-Berufsbildungswerk e. V. habe ich den Vereinsvorsitz inne; in meinem eigenen Betrieb werden um die 20 Lehrlinge ausgebildet. Damit nicht genug: Ich bin Mitglied der Zukunftskommission des Ministerpräsidenten Thüringens, Mitglied im Beirat Südost der Dresdner Bank, des Verwaltungsrates der Aufbaubank Thüringen, des Aufsichtsrates der Deutschen Bahn AG, des Aufsichtsrats der FW Kölleda AG, im Kuratorium Deutsches Gartenbaumuseum Erfurt, in der Arbeitsgruppe Aufbau Ost der Bündnisgespräche zu Arbeit, Wettbewerb und Ausbildung. Dazu kommt der Vorsitz der Thüringer Stiftung für Bildung und berufliche Qualifizierung und der stellvertretende Vorsitz im Wissenschaftlichen Beirat der Bundesanstalt für Züchtungsforschung an Kulturpflanzen.

Seit Februar 1996 bin ich auch Vorstandsmitglied der Deutschen Industrie- und Handelskammer, seit Februar 1997 deren Vizepräsident. Hier geht es in erster Linie um die Interessenvertretung des Mittelstandes insgesamt in Deutschland. Außerdem hat unsere Firma eine sehr gut funktionierende Partnerschaft zur Erfurter Europaschule. Angesichts dieser Fülle an Aufgaben will ich aber zugleich betonen, dass das Mehr an Arbeit häufig auch durch die Befriedigung aufgewogen wird die ich erlebe, wenn ich mitgestalten kann. Dieses größer gewordene soziale En-

gagement nach 1989 ist mir unter den neuen Bedingungen auch ein viel größeres persönliches Anliegen geworden. Es ist klar, dass man für sein eigenes Unternehmen die Verantwortung trägt und tragen muss. Es gibt aber auch eine Verantwortung für das Allgemeinwohl! So war und ist mein Betrieb auch stets auf Familienfreundlichkeit ausgerichtet.

Meine beiden Töchter sind verheiratet, ich habe Enkelkinder bekommen. Der familiäre Rückhalt, insbesondere durch meine Frau Erika, ist für mich außerordentlich wichtig! Sonst könnte ich das alles auch gar nicht leisten. Sehr wichtig ist für mich ferner die geklärte Unternehmensnachfolge durch meinen Sohn Frederick. Als glückliche Fügung möchte ich hier noch betonen, dass ich immer gesund war, keinen Unfall hatte. Auch das darf nicht vergessen werden.

Wie sieht nun mein vorläufiges Fazit 15 Jahre nach den Umwälzungen 1989/90 aus? Ganz egal, ob sich alle Erwartungen und Hoffnungen, die man so gehegt hat, erfüllt haben, bleibt zunächst festzustellen, dass die Wiedervereinigung Deutschlands gut und richtig war! Meine eigene Entwicklung ist dazu zur vollsten Zufriedenheit verlaufen. Es wäre schön, könnte ich das auch für die gesellschaftliche Situation insgesamt sagen. Das allerdings geht nicht.

Natürlich war auch mir klar, dass es keine Anpassung von heute auf morgen geben kann, dass der Weg ziemlich lang sein wird. Aber man hat doch einige Chancen verpasst. Wenn ich nur an das Thema Föderalismus denke, wo es meines Erachtens gleich mit der Wiedervereinigung Lösungen hätte geben müssen. Auch zahlreiche andere Reformen, die heute auf den Nägeln brennen, hätte man gleich anpacken sollen. Bei Themen, zum Beispiel Sonderwirtschaftszone oder Deindustrialisierung hat man zunächst immer geglaubt, damals habe keiner Patentrezepte gehabt und haben können. Nun aber hört man immer öfter, dass es schon damals bessere und volkswirtschaftlich tragbarere Vorschläge gegeben habe. Die seien nur politisch nicht gewollt gewesen. Das ist dann für unser vereintes Land doch ziemlich tragisch.

Hans-Jürgen Döring

Mehr Verantwortung zu übernehmen war in der DDR für mich nicht möglich

Hans-Jürgen Döring

Geboren 1951 in Magdeburg, ist er in einem kleinen Ort in der Nähe des früheren Grenzübergangs Marienborn aufgewachsen.

Nach dem Abitur folgte ein Studium an der Pädagogischen Hochschule Magdeburg. Hans-Jürgen Döring wurde Lehrer in Hundeshagen im Eichsfeld. Mit dem Schriftsteller Jürgen Fuchs verband ihn enge Freundschaft, er schrieb selbst Gedichte. Mit der Wendezeit begann Dörings politisches Engagement. Er wurde Mitbegründer der SDP im Eichfeld. Nach der Vereinigung mit der SPD wurde er in den Landesvorstand gewählt. Zur Landtagswahl 1990 kandidierte er für die SPD und gehört seither dem Thüringer Landtag als bildungs- und kulturpolitischer Sprecher der SPD an.

Das Gespräch führte
Ursula Gödde

Hans-Jürgen Döring wurde 1951 in Magdeburg geboren. Aufgewachsen ist er in Harbke, einem kleinen Ort im jetzigen Sachsen-Anhalt, im Grenzgebiet nahe Marienborn. In den 1950er Jahren war sein Vater Instrukteur im Handel, verantwortlich für ein Gebiet ähnlich einem heutigen Landkreis. Die Mutter betrieb einen kleinen Lebensmittelladen. Marienborn war ein Stützpunkt der sowjetischen Streitkräfte. Manchmal kamen Offiziere in den Konsum, sein Vater musste Schnaps herausrücken auch ohne Bezahlung. Bei einer Revision fehlten ca. 300 Mark in der Kasse.

Die Familie war im Harz im Urlaub. Plötzlich tauchte ein LKW mit einer Plane auf, fünf Polizisten stiegen aus und die Eltern wurden verhaftet. Auch sein Bruder und er mussten

mit. Fünf Polizisten, um vier Personen zu bewachen! Als der Wagen losfuhr, lief ihr Hund Waldi hinterher, den sie nie wieder sahen. Der Vater kam ins Gefängnis, die Mutter in Untersuchungshaft, sein Bruder und er in zwei unterschiedliche Kinderheime, bis die Großeltern sie zu sich holten.

Nach der Entlassung aus dem Gefängnis war sein Vater Arbeiter in der Besenkolonne im Kohletagebau. Später dann wurde er Lokführer für Elektroloks. Seine Mutter leitete das örtliche Postamt. Nie sprachen die Eltern mit ihren Kindern über die Zeit der Inhaftierung. Dennoch prägte Hans-Jürgen Döring dieses Erlebnis; die Angst vor Macht und Willkür verlor er nie mehr.

Noch zwei weitere Erinnerungen hinterließen einen starken Eindruck in ihm: Marienborn war Grenzstation. Hier hielten alle von Drüben kommenden Züge. Eines Tages wurde er als Jungpionier zusammen mit vielen anderen zu diesem Bahnhof gebracht. Ehemalige französische Buchenwaldhäftlinge in gestreiften Hosen, Jacken und mit Mütze stiegen aus. Es fand ein gemeinsamer Appell statt: ehemalige KZ-Häftlinge und Jungpioniere. Die Kinder durften dann noch in den Wagen des damaligen Chefs der Kommunistischen Partei Frankreichs, Maurice Thorez. Er hatte einen Fruchtkorb mit exotischen Früchten, und sie durften sich hiervon nehmen. Jemand fragte, warum denn keine Bananen dabei seien. Thorez versprach, auf dem Rückweg Bananen mitzubringen. Er hielt sein Wort, sie bekamen die Bananen.

Eine Tante Dörings wohnte jenseits der Grenze. Sie schickte oft Westpakete. Wenn er mit seinen Eltern auf den Dachboden stieg, dann konnte er die Tante nach Verabredung durch das Fernglas auf einem Hügel stehen

und winken sehen. Diese Erinnerungen prägten ihn: die Willkür der Verhaftung, die Verheißungen des Kommunismus, verkörpert durch den Besuch der ehemaligen Buchenwaldhäftlinge als ein Symbol der Befreiung und schließlich die Erfahrung der Trennung, die seine Tante zu einer Person machte, die nur durch das Fernglas zu sehen war. Hans-Jürgen Döring konnte während seiner Schulzeit nie Freunde mit nach Hause nehmen: Harbke war Sperrgebiet. Seine Freunde hatten keinen Passierschein.

Resolution gegen Intervention des Warschauer Pakts nicht verteilt

Bis zu seinem 15. Lebensjahr war Hans-Jürgen Döring politisch nicht interessiert. Trotz der ihn prägenden Erfahrungen erlebte er eine insgesamt unbeschwerte Kindheit. 1968 lernte er während eines Urlaubs an der Ostsee tschechische Studenten kennen, die sich begeistert über die Entwicklung in ihrem Land äußerten. Bei einem Besuch der Verwandten in Katowice konnte er österreichischen Rundfunk hören und die Entwicklung des Prager Frühlings verfolgen. Zurück im Internat verfasste er eine Resolution gegen die Interven-

tion der Truppen des Warschauer Pakts und wollte sie verteilen. Er kam sich nicht als Revoluzzer vor, er meinte damals, es sei doch gut und eigentlich nichts Schlimmes, wenn er seine Mitschüler durch seine Kenntnis der Ereignisse aufrütteln wollte. Sein Deutschlehrer machte ihm klar, dass dies als Strafe den Schulausschluss nach sich ziehen würde. Er verteilte seine Resolution nicht, sondern persiflierte bei der nächsten Gelegenheit ein Lied, das ursprünglich die ehemaligen Nazis im kapitalistischen Westen meinte:

Biedermeier, Biedermeier,
warst dabei bei die Parteier,
hast mit deiner Fahn gewunken,
hast aus deinem Hals gestunken.
Biedermeier, Biedermeier,
warst dabei bei die Parteier.

Biedermeier, Biedermeier,
bist dabei bei die Parteier,
tust mit deiner Fahne winken,
tust aus deinem Halse stinken.
Biedermeier, Biedermeier,
bist dabei bei die Parteier.

Er und seine Freunde trugen das Lied vor, und



alle verstanden die Anspielung. Sie durften nicht mehr auftreten. Wegen zu langer Haare wurde er nicht zum Abitur zugelassen. Er fragte beim Kreisgericht nach, auf welcher Rechtsgrundlage der Schulleiter ihn nicht zugelassen habe. Am nächsten Tag durfte er zur Prüfung antreten. Thema: Über die Freiheit. Er bekam nur ein genügend.

Zum Lyrikseminar nach Schwerin eingeladen

Hans-Jürgen Döring beschäftigte sich mit Lyrik, schrieb Texte zu Liedern. In der Jugendzeitung *Junge Welt* gab es eine Lyrikecke, für die man Gedichte einschicken konnte. Er tat dies und wurde zu einem Seminar nach Schwerin eingeladen. Danach folgten weitere Einladungen zu Literaturwerkstätten durch den Schriftstellerverband. Bei diesen lernte er Jürgen Fuchs kennen. Im Vorfeld der Weltfestspiele der Jugend 1973 wurden junge Literaten vom Zentralrat der FDJ eingeladen. Sie sollten linientreue Gedichte und Friedenslieder verfassen. Jürgen Fuchs, Uwe Klabunde und Hans-Jürgen Döring weigerten sich. Daraufhin wurden sie nie wieder eingeladen.

Die Weltfestspiele besuchte Hans-Jürgen Döring trotzdem als Sportstudent der PH Magdeburg. Er verletzte sich und konnte nicht mehr aktiv teilnehmen. Aber er durfte bleiben, da er als Sportstudent kulturell aktiv war und so die Kultur vertrat. Als Gast, mitgenommen von Jürgen Fuchs, lernte er Wolf Biermann und Robert Havemann kennen. Es war beeindruckend für ihn, aber er war als Zaungast nur passiver Zuhörer, wurde nicht in die Gespräche einbezogen.

Während des Studiums in Magdeburg zum Diplomlehrer Sport und Deutsch hatte Hans-Jürgen Döring einen Sonderstatus als Kulturfuzzi. Er organisierte Lyrikveranstaltungen im Studentenklub. Manchmal wurde er auch von Prüfungen befreit, da er in Sachen Kultur eingebunden war.

Nach dem Examen wollte er als Lehrer nach Jena. Jürgen Fuchs hatte ihm die Stadt als einen Ort geschildert, an dem er anderen kritischen Menschen begegnen könne. Hans-

Jürgen Döring bewarb sich für den Bezirk Erfurt, für Erfurt Land. Er kam zwar 1974 zusammen mit seiner Frau in den Bezirk Erfurt, aber ins Eichsfeld, nach Hundeshagen. Beide kamen an die POS. Neben den Wohnverhältnissen, die sehr primitiv waren Plumpsklo, kein fließendes Wasser stellte sich als Belastung heraus, dass der Schulleiter sehr systemkonform war und Döring ständig mit ihm Konflikte auszutragen hatte.

Dennoch gab es gewisse Freiräume. Hans-Jürgen Döring unterrichtete Sport in den Klassen eins bis zehn, daneben Deutsch und auch Musik in der Unterstufe. Da er dafür keine Ausbildung hatte, konnte er sich angeblich nicht an den Lehrplan halten: er kannte die geforderten Pionierlieder nicht, konnte keine Noten lesen, so dass er sie sich auch nicht aneignen konnte. So sang er eben mit den Kindern z.B. Lieder von Gerhard Schöne.

Als sich Döring ein Bein gebrochen hatte, musste er Englisch unterrichten er und der Englischlehrer tauschten Fächer. Des Englischen nicht sehr mächtig, er hatte auf der EOS Latein gelernt und in der POS nur ein Jahr Englisch, erklärte ihm seine Frau die Stunde, die er am nächsten Tag zu halten hatte. Irgendwie funktionierte das, auch wenn er den Schülern an Wissen kaum voraus war. Später hat ihm diese Zeit genutzt. Als er in den USA war, konnte er sich verständigen.

Nachrichten von Jürgen Fuchs über die Cousine vermittelt

Nachdem Jürgen Fuchs aus der DDR ausgewiesen worden war, nahm Hans-Jürgen Döring über die Tochter der früher an der Grenze wohnenden Tante Kontakt zu ihm auf. Die Cousine wohnte in Braunschweig, flog manchmal nach Berlin und traf dann dort Jürgen Fuchs. Hans-Jürgen Döring besuchte dann Verwandte in der DDR, die auch seine Cousine besuchte. So erhielt er Nachrichten von Jürgen Fuchs. Einmal klappte das Treffen nicht und seine Cousine schickte einen Brief:

Lieber Hans-Jürgen!
Nur ein paar Zeilen für dich. Ich habe an Jürgen F. geschrieben. Er ist in Berlin und lässt

Dir sagen, es sei noch nichts entschieden für alle Zeiten und falls es für Dich überhaupt eine Frage ist Du sollst auf jeden Fall in der DDR bleiben. Wie ich von Deinem Vater hörte, bleibst Du noch in Hundeshagen. Das ist schade für Dich, aber verständlich.

Diesen Brief verlor er in der Kaufhalle. Eine alte Frau fand ihn, lieferte ihn bei der Stasi ab, und die sieben Jahre dauernde Operative Personenkontrolle des Subjekts Kreide begann. Er erfuhr durch Zufälle davon. Ein Freund erzählte ihm, im angetrunkenen Zustand, dass die Stasi bei seinem Vater gewesen sei und auch ihn ausgefragt habe, da Döring einen belastenden Brief verloren habe. Einige Zeit nach dem Briefverlust stand ein Auto zwei Tage lang zur Beobachtung vor seiner Wohnung. Als er bei den Insassen nachfragte, was sie denn wollten, wurde ihm gesagt, das gehe ihn nichts an.

Eines Tages kam ein Postbeamter extra aus Erfurt angereist, um ihm einen geöffneten Brief persönlich zu bringen. Er fasste es als Drohung auf.

Diese Vorfälle lösten bei ihm Angst aus. Er war nicht nur für sich selbst verantwortlich, sondern auch für seine Familie. Trotzdem konnte er sich nicht anpassen. Aus seinen Stasiakten erfuhr er später, dass zwei Kreis-dienststellen sich gestritten hatten, wer nun den Fall Döring bearbeiten sollte. Er sollte eigentlich vorgeladen werden mit dem Ziel der Erpressung wegen mehrerer Wohnorte. Er hatte nicht gewusst, dass das strafbar war, hatte sich weder bei seinen Eltern noch in Magdeburg abgemeldet. Es war geplant, ihn zum IM zu machen, auszuweisen und nach Berlin zu schicken, um ihn dort Jürgen Fuchs ausspionieren zu lassen. Wegen der Querelen unter den Behörden blieb er in diesem Fall unbehelligt.

Immer abseits stehen in der DDR-Gesellschaft

Hans-Jürgen Döring stand immer abseits in der DDR-Gesellschaft. Zwar hatte er sich damit abgefunden, bis zu seinem Ruhestand Lehrer in Hundeshagen zu sein, aber er litt

auch unter seiner Außenseiterposition. In dieser Zeit schrieb er wieder Gedichte und Lieder. Schreiben war für ihn das Ventil, um nicht in der Auseinandersetzung mit der Politik zu zweifeln.

Als sein Schulleiter wegen längerer Krankheit vertreten werden musste, wurde Döring mit der Vertretung beauftragt und war später auch selbst stellvertretender Schulleiter. Er tat sich schwer mit diesem Amt und seinen Zwängen und war froh, als er aus gesundheitlichen Gründen diesen Posten aufgeben und wieder Lehrer an der Schule sein konnte.

1985 betrat dann Gorbatschow die politische Bühne. Döring merkte, dass hier etwas passierte, abonnierte das Neue Deutschland, das zuerst authentische Texte von Gorbatschow druckte. Daneben las er sowjetische Zeitungen, zum Beispiel auch die Zeitschrift, Neues Leben. In dieser waren Augenzeugenberichte von Deportationen unter Stalin abgedruckt, bis dahin ein unerwähntes Kapitel der Geschichte. Darüberhinaus las er in der Zeitschrift Probleme des Friedens und des Sozialismus über die theoretischen Grundlagen der Perestroika.

Perestroika auf der Wandzeitung der Schule in Hundeshagen

In dieser Zeit wurde er Kulturobmann in der Gewerkschaft. Er war verantwortlich für die inhaltliche Gestaltung der Wandzeitung in der Schule. Döring schnitt Artikel aus deutschsprachigen sowjetischen Zeitungen aus und heftete sie an. Manchmal übersetzte auch seine Frau einen Artikel aus der Prawda, den er dann hinzufügte. Diese Wandzeitung war ein Anziehungspunkt für die Lehrer der Schule. 1989 erfuhr Hans-Jürgen Döring von Demonstrationen in Leipzig und wollte unbedingt an diesen teilnehmen. Es gab einen direkten Zug von Leinfelde nach Leipzig, den auch viele andere nahmen. Am Bahnhof in Leipzig konnte er bei einer Kontrolle nicht nachweisen, dass er zu Verwandtenbesuchen gekommen war (zu diesem Zeitpunkt der einzig legale Reisegrund), und so musste er wieder umkehren. Im Januar 1990 gründete Hans-

Jürgen Döring gemeinsam mit einigen Gleichgesinnten die SDP Eichsfeld in Heiligenstadt, Das war hier kein leichtes Unterfangen. Zu DDR-Zeiten war die Ost-CDU in diesem Gebiet fast so stark wie die SED, jetzt hatte die CDU die Macht.

Hans-Jürgen Döring sah in der SDP einen Gegenpol zur CDU. Er wurde Pressesprecher der Partei. Als er einen Ortsverband in Dingelstädt gründen wollte, misslang dies, weil potentielle Mitglieder als rote Socken beschimpft wurden und teilweise Morddrohungen erhielten. Wie absurd solche Anschuldigungen waren, zeigt sich besonders an einem Beispiel: der Sohn des evangelischen Pfarrers, der als Einziger nicht an der Jugendweihe teilgenommen und auch nicht zu den Pionieren gehört hatte, wurde wegen seiner Nähe zur SDP ebenfalls als rote Socke beschimpft.

Die Zeit, in der SPD Verantwortung zu übernehmen

Hans-Jürgen Döring, der immer aus gutem Grund abseits gestanden hatte, wollte nun Verantwortung übernehmen und sah dafür seinen Platz in der SPD. Nach dem Vereinigungsparteitag von SDP und SPD in Leipzig wurde er Vorsitzender des Kreisverbandes Worbis. Bei der Kandidatenaufstellung zur ersten freien Volkskammerwahl erhielt er einen Listenplatz ohne realistische Chance. Auch bei der Aufstellung der Liste für die Wahl zum ersten Thüringer Landtag landete er nur auf Platz 82. Doch dann hielt er auf dem Parteitag eine gute Rede und kam daraufhin nach einem Änderungsantrag auf Platz 12.

Zu diesem Zeitpunkt war ihm noch nicht klar, dass die Mitgliedschaft im Landtag ein Vollzeitjob ist. Erst im Laufe der Wahlvorbereitung erkannte er, auf was er sich eingelassen hatte.

Hans-Jürgen Döring wurde gewählt. Diese erste Legislaturperiode des Landtags war geprägt durch den Zwang, neue Gesetze zu ver-

abschieden, um die DDR-Gesetze zu ersetzen. Andererseits lag darin die Chance, Ideen und Vorstellungen einzubringen. In den Landtagsausschüssen standen die Inhalte im Mittelpunkt, die Arbeit war noch nicht geprägt von den Ritualen der westdeutschen Demokratie. Ein SPD-Entwurf zum ersten Thüringer Schulgesetz entstand in eineinhalb Wochen Heimarbeit durch Hans-Jürgen Döring. Der Entwurf wurde in den Landtag eingebracht, worauf die CDU schnellstmöglich einen eigenen Entwurf erarbeitete. Anders als heute wurden damals auch Oppositionsanträge im Parlament angenommen und in den Gesetzestext eingearbeitet, bemerkte Hans-Jürgen Döring.

Seine größte politische und persönliche Niederlage erlebte Döring, als der Kalibetrieb Bischofferode trotz aller Proteste geschlossen wurde. Er hatte sich sehr für den Erhalt engagiert und musste nun erleben, dass die parlamentarische Demokratie an Grenzen stößt, wenn es um wirtschaftliche Interessen geht.

Hans-Jürgen Döring ist seit 1990 Mitglied des Thüringer Landtages. Als SPD-Kreisvorsitzender und Mitglied des Kreistages Eichsfeld ist er auch in seinem Heimatkreis politisch aktiv. Ausgleich zur politischen Arbeit ist für ihn seine literarische Tätigkeit. Nur zu selten kommt er dazu, Gedichte zu schreiben. Denn hierfür braucht er, der immer einige Zeit erst mit dem Gedichtsstoff leben muss, Zeit. Er ist Mitglied eines literarischen Quintetts, mit dem er, so es seine Zeit erlaubt, auf Lesereise geht.

Hans-Jürgen Döring bezeichnet sich als Wendegewinner. Nun kann er seine Meinung frei äußern, kann Mehrheiten suchen, um Ideen zu verwirklichen. Der Runde Tisch war für ihn ein Erlebnis in Demokratie. Die kirchlichen Vertreter praktizierten damals als Moderatoren Demokratie in Reinform. Im politischen Alltag ist das nicht immer so, aber er glaubt daran, dass man Dinge in einer Demokratie verändern kann, wenn man Mehrheiten gewinnt.

Alfred Erck

Wir spielen jetzt ein völlig anderes Spiel...

**Professor em. Dr. phil. habil.
Alfred Erck:**

Geboren 1936 in Meiningen und seiner Heimatstadt stets treu geblieben.

1953 Studium der Philosophie in Jena. 1958 zum Staatsexamen nicht zugelassen, musste er sich vorübergehend als Hilfsarbeiter seinen Lebensunterhalt verdienen. An der TH Ilmenau wurde ihm die Chance geboten, im marxistisch-leninistischen Grundlagenstudium als Assistent zu arbeiten. Nach einem Zusatzstudium Kulturtheorie/Ästhetik wurde Alfred Erck 1975 als Professor an die TH Ilmenau berufen. Nach der Wende wurde sein Wissenschaftsbereich abgewickelt. Er hält weiter Vorlesungen im Studium Generale an der TU Ilmenau. In Meiningen ist er ehrenamtlich stark engagiert.

Dem Jahrgang 1934 angehörend, ist man durch das Erlebnis von Kriegs- und Nachkriegszeit geprägt worden. In Meiningen zur Welt gekommen, fühlt man sich in besonderer Weise mit dieser Kulturstadt verbunden. Nach dem Abitur im mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweig wurde 1953 an der Universität Jena ein Studium der Philosophie mit dem Berufsziel Verlagslektor aufgenommen. Infolgedessen sind auch viele Vorlesungen und Seminare der Germanistik/Literaturwissenschaft und der Psychologie besucht worden. Anfänglich von zwei bürgerlichen und einem marxistischen Professor der Philosophie belehrt, setzte sich während der folgenden Jahre die marxistisch-leninistische Weltanschauung in diesem Studienfach durch. Um auch die konträren philosophischen und literarischen Strömungen zu begreifen, gründeten wir Studenten eine Philosophische Gesellschaft, die beizeiten verboten worden

ist. Weil meine Diplomarbeit, die sich mit dem Übergang des philosophischen Denkens von Hegel zu Marx befasste, zwar als recht intelligent, aber keineswegs mit marxistischen Positionen konform bewertet worden ist, wurde ich 1958 zu den weiteren Staatsexamensprüfungen nicht mehr zugelassen und musste die Universität verlassen.

Auf eine zweite Chance vertrauend

Brecht als mein eigentliches Vorbild ansehend und auch vermeinend, dass der Sozialismus sich notwendiger Weise über ganz Europa ausbreiten würde, blieb ich in der DDR und arbeitete als Hilfsarbeiter in einem VEB auf eine zweite Chance vertrauend. Diese kam, denn die Jenaer Universität hatte an die damalige Hochschule für Elektrotechnik in Ilmenau einen Absolventen für marxistisch-leninistische Philosophie zu liefern, über den man aber nicht verfügte. Zwecks Planerfüllung wagte man den Versuch mit mir. Nun ging alles ganz rasch: Kandidat der SED, Diplom, Assistenz. Meine Tätigkeit als Assistent und später als Dozent im marxistisch-leninistischen Grundlagenstudium an der TH Ilmenau habe ich zunächst als eine Art von Befreiung erlebt.

Fortan wurde ich nicht mehr ständig darauf hingewiesen, dass ich mit meinen Ansichten wieder einmal etwas nicht begriffen hätte, somit noch viel zu lernen habe. Ich war angenommen worden, war schon bald bei nicht wenigen Studenten wegen einer gewissen Originalität meiner Lehrveranstaltungen, auch als ein umgänglicher Diskussionspartner gefragt. Der vertrauensvolle Umgang mit Naturwissenschaftlern und Ingenieuren hat mir viel

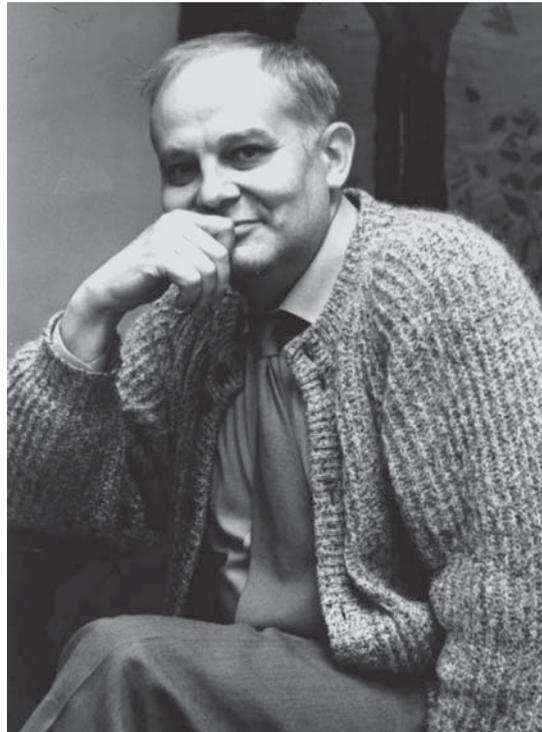
bedeutet, auch gegeben. Die Theorie des Marxismus hielt ich damals für sehr wohl geeignet, die Welt als Ganzes zu interpretieren, sogar zum Besseren hin zu verändern.

Zum Professor für Kulturtheorie und Ästhetik berufen

Die Tätigkeit im Grundlagenstudium habe ich allerdings von Anfang an nur als ein Durchgangsstadium angesehen. Beizeiten nahm ich eine Art von postgradualen Studium der Kulturtheorie und Ästhetik an der Universität Leipzig auf, wurde dort mit einer Arbeit über Brechts Leben des Galilei zum Doktor phil. promoviert und habilitierte mich später mit einer Schrift über ästhetische Faktoren im Schöpferium von Mathematikern, Naturwissenschaftlern und Ingenieuren. 1975 bin ich zum Professor für Kulturtheorie und Ästhetik an die Ilmenauer Hochschule berufen worden. Diesem neu begründeten Wissenschaftsbereich wurde später noch das Fach Technikgeschichte hinzugesellt. Hochgespannte Forschungsarbeiten zu den Beziehungen zwischen der Kreativität von Naturwissenschaftlern und dem Kulturell-Ästhetischen sind begonnen worden.

Meine geistige Heimat hatte ich schon bald im Kulturbund gefunden; viele seiner Zielstellungen entsprachen meinen eigenen Überlegungen, und die meisten Menschen, die ich in allen Wirkungsbereichen der Organisation kennen lernte, sind klug, fleißig und opferbereit gewesen. Als Bezirksvorsitzender in Suhl, schließlich als Mitglied des Präsidiums des Kulturbundes lernte ich einen Großteil der geistigen Elite der DDR kennen und auch schätzen.

Während der 1980er Jahre verfolgte man mit ständig wachsender Sorge, dass einem gute Freunde mit Einblicken in wichtige Sphären von Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur davon berichteten, in welchen Schwierigkeiten sich die DDR befände. Ihre Informationen deckten sich mit eigenen Eindrücken und Erkenntnissen. Ich selbst habe mich innerlich zu positionieren versucht, indem ich nach der Formel zu denken und zu handeln trach-



Professor Alfred Erck in der 1980er Jahren, als er an der TH Ilmenau tätig war.

tete: Man muss die DDR erhalten, um sie zu verändern, aber man muss sie auch wirklich verändern, um sie erhalten zu können. Doch weder die Strukturen der DDR ließen sich grundlegend umgestalten, noch war die politische Führungsmannschaft intellektuell fähig, einen tief greifenden Wandel der Gesellschaft anzustreben. So nahmen die Dinge ihren Lauf. Man selbst war aus verschiedenen Gründen mit der DDR verbunden: Man glaubte daran, dass höchstens der Sozialismus die Chance dafür böte, die globalen Probleme der Menschheit zu bewältigen. Man war sich auch sicher, dass die Sowjetunion letztlich die Geschehnisse der DDR bestimme und eine Wiedervereinigung Deutschlands mit allen Mitteln verhindern würde. Man hoffte, dass der Sozialismus durch die Anpassung der Gesellschaft an die Erfordernisse von Wissenschaft und Technik (technische Informationsverarbeitung) und durch die Auswechslung der politischen Führungsmannschaft jene Reformen zu Wege brächte, die seine ersprießliche Fortexistenz sicherten. Die Flucht von Menschen aus der DDR wurde von allem

Anfang an als Katastrophe angesehen; denn ein jeder, den man nicht für sich gewonnen hatte, bedeutete gleichsam auch eine persönliche Niederlage.

Wie lächerlich sich der Abtritt der alten Machteliten gestaltete

Als die Grenzen zur Bundesrepublik geöffnet worden waren, um wie bei einem Ventil Druck aus dem Land zu nehmen, in dem Augenblick ist mir bewusst gewesen, dass damit das Ende der DDR besiegelt war was immer durch das Volk auch reformiert werden würde. Ich saß in meinem Sessel vor dem Fernseher und fühlte mich wie ein Feldherr, der die kriegsentscheidende Schlacht verloren hatte. Wie lächerlich sich letztendlich der Abtritt der alten Machteliten gestaltete, hat mich eigentlich nur noch in meiner Auffassung bestätigt, dass da reinweg nichts mehr zu erhalten, zu retten war. Eigentlich schon im November 1989 war ich auch zu der Einsicht gelangt, dass die DDR zu Recht untergegangen ist. Denn sie hatte jene große Produktivität der Gesellschaft (wie sie sich Brecht erhoffte) nicht ausgelöst, keine Effizienz der Wirtschaft erreicht, nicht die Kreativität aller (oder zumindest der Eliten) entfaltet. Demgegenüber erschienen mir damals die Defizite in Sachen Demokratie, bei der Umsetzung der Menschenrechte als sekundär. Wer den Innovationsschub der neuesten Technologien zu meistern nicht fähig ist, geht zugrunde.

Die politischen und geistigen Umbrüche in der untergehenden DDR verspürte ich am deutlichsten als Kulturbundfunktionär, am Runden Tisch des Bezirkes Suhl (nur mit beratender Stimme), sowie bei gelegentlichen Diskussionszirkeln, die von Gesprächen mit den Professoren des katholischen Seminars im Erfurter Augustiner Kloster bis zu privaten Versammlungen mit Exponenten aller politischen Parteien in meinem Wohnzimmer reichten. Weil ich zu der Auffassung gelangt war, dass es den meisten Angehörigen der DDR-Intelligenz binnen Kurzem ziemlich schlecht ergehen werde, plädierte ich einige Zeit lang dafür, dass der Kulturbund zumindest während

der Übergangsphase als eine politische Lobby dieser Menschengruppe agieren möge. Derartige Bestrebungen scheiterten schon ganz frühzeitig am Widerstand jener Mitglieder der Kulturbundführung, die ehemals in der CDU, LDPD usw. ihr politisches Zuhause gefunden hatten.

Beim Runden Tisch des Bezirkes, an dem Sieger wie Verlierer der Wende zunächst per Du um vernünftig-friedliche Lösungen rangen, zog nach den Ergebnissen der Märzwahl 1990 ein harscher Geist ein die mutigen Streiter vom NEUEN FORUM, von Demokratie Jetzt usw. wollten sich nicht damit abfinden, dass die CDU im Ganzen und manche ihrer Exponenten auf einmal das Sagen haben sollten und sie einfach an die Wand drängten. Volkes Stimme erschien auch mir grausam und suspekt zugleich. Hatte ich schon sehr bald begriffen, dass ich mich in politischer Hinsicht unter die Verlierer der geschichtlichen Vorgänge einreihen musste, so bedurfte es eines etwas längeren Zeitraumes, um einzusehen, dass mir auch ein sinnvolles berufliches Fortwirken nicht mehr erlaubt sein würde. Trotz der vielfältigen Evaluierungen die letztendlich bloß auf Scheingefechte hinausliefen bin auch ich schließlich abgewickelt worden. Mit knapp 60 Jahren war das deshalb schwerwiegend, weil tiefe Existenzängste von mir Besitz ergriffen haben und mich nie wieder verließen. Ich habe seither auch stets das Gefühl, nur noch halb so viel zu leisten, wert zu sein, als ehemals. Lebenserhaltend hat sich für mich erwiesen, dass meine Frau, die Kinder, einige wenn auch wenige Freunde mir in schwierigen Zeiten die Treue gehalten und mir Mut gegeben haben. Wer in gravierenden Umbrüchen allein ist, geht an und in ihnen zugrunde.

Schadenfreude angesichts der vielen Fehler, die m. E. bei der Wiedervereinigung Deutschlands, der Transformierung der sozialistischen Planwirtschaft in die freie Marktwirtschaft gemacht worden sind, habe ich selten verspürt. Entschieden größer war eigentlich mein Ärger darüber, dass die Deutschen jene Chancen verpasst haben, die sich damals boten, um einen großen gemeinsamen



Professor Alfred Erck in der 1990er Jahren.

Aufbruch zu wagen, gesellschaftliche Wandlungen in die Wege zu leiten. Lieber hat der Westen den Osten alimentiert.

Ich mag es nicht, wenn die Dinge, in die man selbst involviert ist, schlecht laufen. Dass man für meine Kenntnisse und Erfahrungen wenig Verwendung hatte, sich meiner höchstens als Ghostwriter bediente, tat ich vor mir selbst zumeist mit der Bemerkung ab – dafür hast du eben verloren. Wenn ich sehe, wer nach der Wende alles in der DDR schwer gelitten haben, gar im Widerstand gewesen sein will, so löst ein solches Verhalten recht gemischte Gefühle bei mir aus: Einerseits möchte ich Hohn und Spott über diese Leute ausgießen. Andererseits weiß ich nur zu genau, wie schwer man sich damit tut, sich veränderten Konditionen anzupassen, wie rasch man dabei sein Gesicht verlieren kann.

Wenn ich es recht bedenke, so begann ich mich schon lange vor 1989 gedanklich darauf einzurichten, dass das Leben nicht allein verdammter Ernst ist, sondern in gewisser Hinsicht auch ein Spiel darstellt, ein wenig abgehoben von der Realität betrieben werden kann. Man vermag mit tatsächlichen Vorgängen und mit möglichen Entwicklungen (von denen man weiß, dass das eigene Schicksal davon

abhängt) bis zu einem gewissen Maße artifizuell umzugehen, sie mit einer Welt der Zeichen und Symbole zu besetzen, rein intellektuell in ihr zu verkehren. Einmal mit derartigen Erwägungen beschäftigt, erschienen mir die sich zuspitzende Situation und dann der Untergang der DDR wie die Verabschiedung meiner sozialistischen Ideale entschieden leichter zu ertragen. Deshalb hat es mich dann nicht mehr allzu sehr verwundert, als ich Anfang der 1990er Jahre einem Rundfunkreporter am Ende eines Interviews auf dessen Frage, was ich von der DDR gerne ins wiedervereinigte Deutschland hinüber gerettet hätte, antwortete: Eigentlich nichts. Erklärend fügte ich hinzu: Wir spielen jetzt ein völlig anderes Spiel, mit gänzlich veränderten Regeln. Da bringt es nichts, mit anderen Methoden Erfolg haben zu wollen. Aber, so fügte ich hinzu, es handelt sich im Osten noch um die alten Spieler, die sollte man möglichst unbeschädigt an dem neuen Spiel teilhaben lassen; sie können ohnehin kaum etwas einsetzen und beherrschen die Spielregeln überhaupt nicht.

„Weiß dieses Volk wirklich, was es will?“

Die Losung *Wir sind das Volk* hat der Brecht-Schüler sehr wohl akzeptiert – sich dabei allerdings die Frage vorlegend: Weiß dieses Volk wirklich, was es will? Was es allerdings nicht mehr ertragen wollte, war nur allzu klar. Als man dann plakatierte *Wir sind ein Volk*, da rezitierte ich für mich, was zu dem Thema *Übernahme einer Stadt durch eine andere* mein *Machiavelli* dereinst geschrieben hatte...

Erst einmal befähigt, die realen Vorgänge auch unter einem spielerischen Aspekt zu sehen, boten sich meinem Geiste auch erfreuliche Möglichkeiten dar: Die Einheit Deutschlands erschien mir unter diesem Blickwinkel betrachtet als so unangenehm nicht. Ich habe stets an den deutschen Landen gehangen, ihre Kultur sehr geliebt, mich sogar in seine so schwierige Geschichte eingelebt. Mich hat es stets physisch krank gemacht, wenn Deutschland nicht richtig funktioniert hat, wenn wir

Deutschen versagten. Mit einer solchen Meinung war ich im Freundeskreis zumeist ein Außenseiter. Allerdings habe ich auch mit Sorge beobachtet, dass dann, wenn alle Deutschen in einem Staat zusammengefasst waren, Konflikte und Kriege die Folge gewesen sind; es gibt einfach zu viele Deutsche in Europa. Da haben sich dann die anderen Nationen gegen uns zusammen getan. Dass sich dies ändern würde, konnte ich mir bis weit in die 1990er Jahre nicht wirklich vorstellen.

Gleichmacherei habe ich allerdings gehasst

Ich bin kein Mensch, der für sein Wohlergehen vieler materieller Güter bedarf. Deshalb erschien mir die Mangelwirtschaft der DDR auch nicht sonderlich ärgerlich. Ein bescheidener Wohlstand für alle war mir manches Opfer wert. Gleichmacherei allerdings habe ich gehasst. Natürlich wusste ich es zu schätzen, als ich französischen Käse und Dornfelder Rotwein genießen konnte, wann immer ich es wollte. Erkennen zu müssen, dass die Bundesrepublik keine Leistungsgesellschaft darstellt, hat mir hingegen schwer zu schaffen gemacht.

Ich habe auch kaum an Fernweh gelitten. Meinungen ist mir stets eine ganze Welt gewesen, dazu meine Familie. Die Reiselust hat mich selten umgetrieben. (Zugegeben, ich war zu DDR-Zeiten ein Reisekader, bin also nach München und Nürnberg, nach Vietnam und Jugoslawien, in die sozialistischen Bruderländer als RGW-Koordinator für Forschungen zur ästhetischen Erziehung der Studenten selbstredend des Öfteren gefahren.) Natürlich war ich im Januar 1990 im alten Louvre tief berührt, als ich bemerken musste, dass das Antlitz der Maria auf Leonardos Bild Heilige Anna selbdritt von unvergleichlicher Schönheit ist – weitaus anrührender als der Kopf der Anna, den ich bislang in meinen Vorlesungen als so bewundernswürdig herausgestrichen hatte. Auch konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, einem jener Sklaven, die Michelangelo für sein Julius-Grab

geschaffen hatte, in einem unbeobachteten Augenblick ganz zart über den Schenkel zu tasten. Das waren ganz große Momente in meinem Leben.

Untätigkeit bedeutet für mich physischen und psychischen Untergang. Seinen Tagesablauf dicht mit dringlichen Arbeiten zu besetzen, hilft auch gegen selbstzerstörerisches Nachdenken über die Wechselfälle der Geschichte und des eigenen Schicksals. Mitwirken in politischen Parteien kam für mich nach der Wende nicht mehr in Frage; ein Mal in einer Partei war genau ein Mal zuviel. Intellektuelle sollten sich m. E. an keine Partei binden, wenn sie ihre geistige Freiheit und ihre persönliche Integrität nicht verlieren wollen. Das sich konstituierende Vereinsleben bot mir hingegen mancherlei Möglichkeiten, mich auch weiterhin in der kulturellen Sphäre zu betätigen. Ehrenamtliches Wirken – eigentlich noch immer in recht großem Stil – füllt inzwischen einen Großteil meiner Zeit aus. Dort, wo es nicht um Karriere oder Geldmachen geht, da begegnet man noch immer den angenehmsten Menschen.

Die Tatsache, dass der Wissenschaftsbereich Kulturtheorie/Ästhetik an der Ilmenauer Universität abgewickelt wurde, hatte insofern sein Gutes für mich, im Lehrauftrag darf ich weiterhin einige Vorlesungen halten, ohne von einem Lehrstuhlinhaber darin behindert zu werden. Auch wenn man dabei so gut wie nichts verdient, sind es doch überaus glückliche Stunden, in denen es einem vergönnt ist, mit jungen Menschen zusammen zu sein.

Jene Bücher, die ich mir ehemals vorgenommen hatte, ab dem 65. Lebensjahr zu schreiben, konnten schon fünf Jahre früher verfasst werden. Natürlich, die Lehrtätigkeit, die Publizistik, die hoffentlich nützliche ehrenamtliche Tätigkeit bewegen sich auf einem entschieden niedrigerem geistigen Level als ich es zuvor gewohnt war. Also fühlt man sich zumeist unterfordert (und flucht gelegentlich auf eine Gesellschaft, die geistiges Kapital so gering schätzt). Doch solange man einigermaßen vernünftig denken kann, lohnt sich das Leben noch.

Heino Falcke

Ohne Zögern für die Fortführung des kirchlichen Amtes entschieden

Propst Dr. Dr. Heino Falcke:

Geboren 1929 in Ostpreußen als Sohn eines Gymnasialdirektors, gelang ihm mit seiner Mutter 1945 die Flucht aus Königsberg.

Die Familie ließ sich in der Altmark nieder. Heino Falcke wurde ein engagierter Christ, studierte in der Bundesrepublik und in der Schweiz evangelische Theologie im Geist der Bekennenden Kirche. Nach Tätigkeiten als Gemeindepfarrer und Direktor eines theologischen Seminars, wurde er 1973 als Propst in Erfurt berufen. Im permanenten Konflikt mit der DDR-Obrigkeit, war Heino Falcke nicht nur innerkirchlich Impulsgeber in der Vorwendezeit. Er ist Mitbegründer des Demokratischen Aufbruch und war Moderator am Runden Tisch in Thüringen.

Meine Kindheitsprägungen habe ich in West- und Ostpreußen erfahren, wo ich in der Familie eines Gymnasialdirektors 1929 geboren wurde und aufwuchs. Im Januar 1945 gelang meiner Mutter und mir noch die Flucht aus Königsberg in die Altmark, wo die Falckes auf vier Bauernhöfen saßen (von denen es 1950 keinen mehr gab). In einer lebendigen „Jungen Gemeinde“, die ein Pfarrer aus der Schule Dietrich Bonhoeffers inspirierte, wurde ich aus einem distanzierten zu einem engagierten Christen. In der Bundesrepublik und in der Schweiz studierte ich evangelische Theologie bei Professoren, die uns den Geist der „Bekennenden Kirche“ der Nazizeit vermittelten.

1952 trat ich in den Dienst der Magdeburger Landeskirche und wurde sogleich in den Kampf um die Junge Gemeinde verwickelt, die der DDR-Staat liquidieren wollte. Sehr bald wurde ich in Aufgaben der theologischen Leh-

re hineingezogen, promovierte und habilitierte an der Universität Rostock, entschied mich jedoch gegen eine Professur, weil ich mir den akrobatischen Akt, als Angestellter eines atheistischen Weltanschauungsstaates evangelische Theologie zu lehren, nicht zutraute. Ich erlebte das Glück, verheiratet zu sein und nach und nach fünf Kinder zu haben. In einem Gemeindepfarramt hatten wir erfahrungsdichte und zum Teil aufregende Jahre, bis ich 1963 zum Direktor eines theologischen Seminars berufen wurde. Die Jahre nach dem Mauerbau waren für die evangelische Kirche die Zeit, in der sie Klarheit über ihren Weg in der DDR-Gesellschaft finden musste, und die theologische Jugend war zugleich mitbewegt von der Jugendrevolte in Westeuropa. 1968 wurde ihr symbolisches Datum und in Prag zugleich das vorläufige Aus für eine Humanisierung des Staatssozialismus. Ich hatte die Chance, in diesen entscheidungsträchtigen Jahren mit Lehren und Lernen beauftragt zu sein. Davon konnte ich zehren, als ich 1973 als Propst (das ist so etwas wie ein Regionalbischof) des Propstsprengels Erfurt berufen wurde.

Aufregung beim Staat, gespaltene Reaktionen der Kirchenleitungen

Kurz vorher hatte ich durch einen programmatischen Hauptvortrag bei der Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR Aufregung beim Staat, gespaltene Reaktionen bei den Kirchenleitungen und intensives Interesse bei vielen suchenden Christen erregt. Ich war der Meinung, dass die Kirche entschlossen Kirche in der DDR-Gesellschaft sein, sie als ihr Auftragsfeld und ihre Dienstchance bejahen müsse, dies aber nur könne, wenn sie zugleich durch öffentliche Kritik, Vorschläge

und Vorbild an der Veränderung und Humanisierung dieser Gesellschaft arbeitet. Staat und Stasi galt ich fortan als Staatsfeind, meine landeskirchliche Synode aber delegierte mich in die „Konferenz der Kirchenleitungen“, und dort wurde ich bald der Vorsitzende des „Ausschusses für Kirche und Gesellschaft“. Der Friedensdienst der Christenheit im eskalierenden Ost-West-Konflikt, die ökologische Verantwortung in der Industriegesellschaft, die in der DDR mit veralteter Technik besonders desaströs wirtschaftete, und immer stärker die Würde des Menschen, die bei uns durch die SED-Diktatur und global durch den wachsenden Nord-Süd-Konflikt verletzt wurde – das waren unsere Themen. Es waren auch die Themen des ökumenischen „Weltrates der Kirchen“, in dem ich nach Aufhebung meiner Reisesperre 1976 in wachsendem Maße mitarbeitete.

In Thüringen brachten vor allem die jährlichen „Friedensdekaden“ und die Kirchentage diese Themen in eine über die Gemeindegrenzen hinausreichende Öffentlichkeit, und als Vorsitzender des Leitungsgremiums hatte ich da manches harte Gespräch mit dem „Rat des Bezirkes Erfurt“ zu bestehen. Auf DDR-Ebene waren es die Synoden der Landeskirchen und des Kirchenbundes, die diese Fragen öffentlich und kritisch diskutierten. In den achtziger Jahren durchbrachen vor allem die gesellschaftskritischen Gruppen durch Aktionen zivilen Ungehorsams die Verdrängung oder ideologische Frisierung dieser Probleme. Diese Gruppen sammelten sich im Fluktuationsraum zwischen Gesellschaft und Kirchen, die ja die einzige staatsfreie Institution waren, in der sich gesellschaftskritische Freiheit bilden und artikulieren konnte. Für die Institution Kirche wurde das jedoch oft höchst unbequem. Ich selbst verstand mich als Vermittler und Interpret zwischen Kirchenleitungen und Gruppen.

Gorbatschow brachte Bewegung in die erstarrten politischen Fronten

Mitte der achtziger Jahre brachte M. Gorbatschows Entspannungs- und Perestroika-Politik



die erstarrten politischen Fronten in Bewegung. Manches, was wir vom christlichen Glauben her gefordert hatten, hörten wir nun aus seinem Munde als politikfähiges Konzept. Seit 1987 war klar, dass sich die DDR-Gerontokratie gegen die Perestroika sperrt und in den kritischen Milieus der DDR-Gesellschaft gab es so etwas wie einen anwachsenden Veränderungsstau. Ökumenisch offene und politisch wache kirchliche Gruppen nahmen ihn wahr und nahmen ihn auf.

Ich war beteiligt an der Initiative, eine „Ökumenische Versammlung der Christen und Kirchen in der DDR für Gerechtigkeit, Friede und Bewahrung der Schöpfung“ einzuberufen. Der Aufruf fand ein lebhaftes Echo weit über Kirchengrenzen hinaus. Alle christlichen Kirchen arbeiteten schließlich mit, ihre Delegierten traten von Februar 1988 bis Ende April 1989 zu drei Versammlungen in Dresden und Magdeburg zusammen. Die Texte, die sie erarbeiteten, wurden von der Berliner Bischofskonferenz und der Synode des Kirchenbundes in aller Form übernommen. In einem Bericht der Stasi konnte man später lesen, es handle sich bei diesen Texten um „den aktuellsten komplexen Forderungskatalog hinsichtlich gesellschaftspolitischer Veränderung der DDR“. Für mich war diese ökumenische Versamm-

lung ein Höhepunkt meiner gesamten Arbeit für die politische Verantwortung der Kirche. Sie brachte einen Durchbruch nach vorn in der ökumenischen Gemeinschaft der Kirchen und sie wurde zum Auftakt der Herbstrevolution.

Den Demokratischen Aufbruch in Berlin gegründet

Am 1. Oktober gründeten wir in Berlin den Demokratischen Aufbruch teils in der Wohnung meiner Kinder, der Neuberts, teils im Pankower Gemeindehaus, weil es der Sicherheitspolizei gelungen war, uns zu trennen. Mein Sohn Martin gründete mit anderen den DA in Chemnitz, damals noch Karl-Marx-Stadt, und mein Sohn Gotthard demonstrierte in Halberstadt. Ende Oktober wurde in der Erfurter Augustinerkirche, der Kirche des evangelischen Propstes, die neue Partei für Thüringen gegründet. Ihr Programm, wie die anderen neuen Parteiprogramme auch, nahm deutlich die inhaltlichen Impulse der ökumenischen Versammlung auf. Sie fassten die Ost und West umgreifende Krise der Moderne ins Auge. Demokratisch, sozial und ökologisch wollten wir sein. Wir Oktoberrevolutionäre meinten, die Aufhebung der SED-Diktatur mache nur Sinn, wenn sie in solch eine Transformation der Gesellschaften zur Zukunftsfähigkeit münde.

Aber schon als ich im Oktober Gemeinden meiner Propstei bereiste, um in ihnen den Demokratischen Aufbruch vorzustellen, konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass diese umfassende Zielsetzung nur schwer vermittelbar und schwerlich mehrheitsfähig war. Das war sie nicht einmal im Demokratischen Aufbruch selbst, wie ich bei dem ersten DDR-weiten Parteitag des DA im Dezember in Leipzig erlebte. Es fiel mir nicht leicht, das zu akzeptieren. Aber wir wollten Demokratie und da galt es, Mehrheitsmeinungen, die so schnell nicht zu verändern waren, zu akzeptieren. Jetzt bewegte die Vereinigung mit der Bundesrepublik und die Teilhabe an diesem ökonomisch-politischen Erfolgsmodell die Massen.

Mein stärkstes Erlebnis im revolutionären Oktober war die erste völlig ungeplante und

spontane Demonstration auf dem Domplatz. Bei den Friedensgebeten war die Devise ausgegeben worden, wir gehen mit Kerzen bis auf den Domplatz und zerstreuen uns dort. Aber die Menge blieb dort stehen. Es gab kein Mikro, keinen Moderator, keine Redner. Das Volk gestaltete die Demo mit Sprechchören, die in kleinen Gruppen entstanden und schnell von der ganzen Menge aufgegriffen wurden. Zum Schluss skandierten die Bürger auf den Domstufen: „Nächste Woche, selbe Zeit, wieder hier!“ Die Menge auf dem Platz antwortete: „Wir sind da!“ Das Volk sprach sich frei, und so erlebten wir die Oktoberrevolution als die Selbstbefreiung des Volkes.

Auf den Domstufen habe ich nur einmal gesprochen. Das war jetzt die Plattform derer, die vorher stumm gehalten worden waren. Die Friedensdekade im November, die ich jährlich mit einer größeren Rede eröffnete, nutzte ich, um meine Interpretation des Geschehens zu geben, um vor den taktischen Schachzügen der SED zu ihrem Machterhalt zu warnen und die Orientierungen der Ökumenischen Versammlung zu aktualisieren.

Im Gefühl, einen weltgeschichtlichen Augenblick zu erleben

Den Fall der Mauer haben wir mit großem Glücksgefühl erlebt. Schließlich hatte meine Frau ihre ganze und ich fast meine ganze Verwandtschaft im Westen. Nun wussten wir, dass die Behinderungen beim Ausbildungsweg unserer Söhne und der Telefonterror gegen meine Frau bei meinen vielen Abwesenheiten aufhören würde. Noch heute erscheint es mir als Wunder, bei Eisenach in Auto oder Bahn einfach so über die frühere Grenze fahren zu können. Spätestens am 9. November kam uns deutlich das Gefühl, einen weltgeschichtlichen Augenblick zu erleben, und sieben Jahre später fand dieses Gefühl im südafrikanischen Busch seine Bestätigung. Als wir uns dort einem Afrikaner als Deutsche vorstellten, reagierte er: „Oh i see, the wall is broken!“ In Erfurt feierten wir den Fall der Mauer einen Tag später auf dem Domplatz beim Martinsfest, dem die Vorbereitungsgruppe Monate

zuvor das Motto „Trennende Zäune überwinden“ („Mauern“ hatte die politische Zensur verboten!), gegeben hatte! Wir ahnten noch nicht, mit welchen Geschwind- und Riesenschritten die Ost-West-Teilung Europas überwunden werden würde, welche schweren Probleme aber auch mit dem schnellen Beitritt zur Bundesrepublik wirtschaftlich, politisch und mental auf uns Ostdeutsche zukommen würden.

Morgens am 4. Dezember rief eine Ärztin bei uns an, mit der meine Frau in der Gruppe „Frauen für Veränderung“ zusammenarbeitete: Die Stasi in der Andreasstrasse verbrennt Akten, man sieht es am Rauch aus den Schornsteinen. Wir starteten eine Telefonkette, um möglichst viele am Eingang zur Stasi zu versammeln. Dort wurde meine Frau zur Sprecherin gewählt und so kam es zur ersten Besetzung einer Stasibehörde in der DDR.

Die Kirchen übernehmen die Moderation des Runden Tisches

Ebenfalls im Dezember begann in Berlin die Arbeit des zentralen Runden Tisches, dem regionale und lokale Runde Tische folgten. Es galt, den politischen Umbruchsprozess zu gestalten und die Republik durch den Winter zu bringen. Auch im Bezirk Erfurt übernahmen die Kirchen die Moderation, so dass ich im Wechsel mit Oberkirchenrat Schäfer in Weimar und dem katholischen Generalvikar die Sitzungen zu leiten hatte. Der Vorsitzende des Rates des Bezirkes, der mich im Februar noch zu einer scharfen Vermahnung geladen hatte, saß nun in der zweiten Reihe und stand auf, wenn ich ihm das Wort erteilte. Ich spürte, wie bitter ihm dieser Rollenwechsel wurde. Ob er spürte, wie peinlich mir dies war und dass ich es überhaupt nicht genoss? Es hat mich sehr berührt, als ich hörte, dass Herr Swatek bald darauf erkrankt und gestorben war.

Auch der Standortälteste der NVA, ein General, wurde zum Runden Tisch gebeten. Er lud mich zu einem Vortrag über die kirchliche Friedensarbeit vor seinem Offizierschor ein. Niemals zuvor und danach stand ich einer derart disziplinierten Zuhörerschaft gegenüber, von

der dann aber auch einige intelligente Fragen kamen. Bei einer Sitzung des Runden Tisches, die ich zu leiten hatte, besuchte uns eine Delegation der hessischen Landesregierung, der auch Herr Kanther angehörte. Hilfsprogramme des Landes Hessen wurden besprochen.

Nach den Wahlen im März 1990 wurde auch ich angefragt, ob ich (außerhalb von Thüringen) ein politisches Amt übernehmen wolle. Ich entschied mich ohne Zögern für die Fortführung meines kirchlichen Amtes, das mich jetzt noch einmal ganz neu forderte.

Die schwierigsten Jahre der ganzen Dienstzeit

Die letzten fünf Jahre meines Dienstes gehörten zu den schwierigsten meiner ganzen Dienstzeit. Die deutsche Vereinigung brachte sturzbachartige Veränderungen auch für die Kirchen. Kirchen aber sind als religiöse Institutionen seit je Anwälte der Langsamkeit, denn die fromme Seele geht zu Fuß. Im Februar 1990 verfasste ich mit einigen theologischen Freunden aus Ost und West eine „Berliner Erklärung“, in der wir die Kirchenleitungen baten, den kirchlichen Transformationsprozessen mehr Zeit einzuräumen. Heute sehen wir ja rückblickend, dass das forcierte Tempo des politisch-wirtschaftlichen Umbruchs wohl unvermeidbar war, zugleich jedoch innenpolitisch überaus problemverschärfend wirkte.

Unsere Kirchen hatten sich aus der zentralistischen Einheitsgesellschaft kommend in die pluralen Öffentlichkeiten der Bundesrepublik hinein zu wagen und hinein zu finden. Früher eher marginalisiert wurden sie jetzt mit Öffentlichkeitsaufgaben überlastet. Der Minderheitsstatus der Kirchen stand in schreiendem Widerspruch zu den neuen Arbeitsmöglichkeiten und Herausforderungen. Erst jetzt, als der ideologische Druck des politischen Regimes verschwand, zeigte sich die nachhaltige Säkularisiertheit der Post-DDR-Gesellschaft, und die Größe des kirchlichen Auftrags, das Evangelium „allem Volk“ zu verkünden. Hatte die evangelische Kirche in der Herbstrevolution eine hohe Autorität bei der Bevölkerung, so wurde sie jetzt durch die – wie wir heute

wissen – weit überzogenen Stasi-Enthüllungen verunsichert und auch gezielt diskreditiert. Auch ich erlebte durch die Enttarnung einiger auf mich und meine Familie angesetzter „IM“ Enttäuschungen. Schließlich gerieten die Kirchen in große finanzielle Schwierigkeiten, die sie zu radikalen Kürzungen in den Stellenplänen zwangen und in verstärkte Abhängigkeit von den Westkirchen brachten. In diesen Wandlungsprozessen mit den Mitarbeitern und Gemeinden meines Propstsprengels den aktuellen Auftrag der Kirche zu entdecken und die neuen Schritte zu lernen, das hielt mich in den Jahren nach der Wende in Atem.

Ich möchte meinen Bericht mit einem Ereignis schließen, dem vielleicht typische Bedeutung zukommt. Im Jahr 1993 war der Kalischacht Bischofferode durch „Abwicklung“ bedroht. Die ganze Region am Rande des Eichsfelds geriet in tiefe Erregung zwischen Aggression und Depression. Einige be-

gannen unten im Schacht mit einem Hungerstreik. Die Kumpel baten mich, zusammen mit dem katholischen Pfarrer auf dem Schachtgelände einen Gottesdienst zu halten. Der katholische Bruder brachte vom Dorfbäcker ein riesiges rundes Brot mit, in das ein Kreuz eingekerbt war. Ich predigte und dann brachen wir miteinander das Brot und gingen durch die große Menge der Kumpel und ihrer Familien, um es auszuteilen. Die Gesichter sehe ich noch heute vor mir. Ich hatte das Gefühl, ganz und gar bei der Sache zu sein, für die es die Kirche gibt: In die Angst um das tägliche Brot das Wort der Hoffnung und das Brot des Lebens austeilen. Und das in ökumenischer Gemeinschaft mit vielen katholischen Christinnen und Christen und mit einem katholischen Priester! Und das auf dem Gelände des Kalischachtes, was früher verboten worden wäre, wozu wir aber jetzt die neue Freiheit hatten!

Gerd Fischer

Gegessen wird immer

Gerd Fischer:

Geboren 1944, wollte er Bauer werden wie seine Eltern auch.

So verließ Gerd Fischer nach der 8. Klasse die Schule. Zwei Ausbildungsjahre lernte er noch zu Hause, das dritte Jahr bereits in der LPG. Nach dem Berufsabschluss wurde er in die diese übernommen. Er qualifizierte sich zum Meister der Landwirtschaft und wurde 1974 Brigadeführer. 1990 wurde er Bürgermeister, weil niemand sonst dieses Amt in der Umbruchzeit übernehmen wollte. Im selben Jahr erfolgte die Liquidation der Groß-LPG. Danach wirkte er maßgeblich an der Gründung einer Agrar-GmbH mit. Er wurde Beiratsvorsitzender im Angestelltenverhältnis. Die Tätigkeit übt er bis heute aus.

Das Gespräch führte
Rainer Morgenroth

Gegessen wird immer entgegnet Gerd Fischer, als ich ihn nach Umbruch, Problemen und Perspektiven der Landwirtschaft in Thüringen frage. Hinter diesen lakonisch hingeworfenen drei Wörtern verbirgt sich ein Programm, ein ganzer Lebensentwurf, wie ich im Verlaufe unserer Gespräche erkenne. Es ist das Credo eines Bauern, ohne Pathos, bestimmt und geradlinig, knapp und klar. Und genau diese Eigenschaften widerspiegeln sich allenthalben in seiner Biographie.

Geradlinig hat er seine Lebensziele verfolgt, wollte immer Bauer werden und sein. Die Landwirtschaft und sein Heimatdorf haben ihn seit früher Kindheit geprägt. In diesem Umfeld hat er sein Leben eingerichtet, fühlt er sich wohl und geborgen. Seine Fa-

milie, sein Dorf, seine Arbeit füllen ihn ganz aus. Sie geben ihm die Selbstsicherheit und die Kraft, sich den alltäglichen Problemen zu stellen und sie zu meistern. Dies ist ihm bisher gelungen. Darüber verliert er kaum ein Wort, aber ich empfinde, wie verhaltener Stolz in seiner Stimme schwingt, wenn er freimütig und sachlich über die Umbruchsituation der Wende und die Schwierigkeiten um die Erhaltung seines Betriebes spricht. Hören wir ihm einfach zu

Die Berufswahl ergab sich von ganz allein

Geboren wurde ich im Kriegsjahr 1944. Meinen Vater habe ich nie kennengelernt. Er wurde seit der Schlacht am Kursker Bogen als vermisst gemeldet und kehrte nie zurück. Meine Mutter musste unseren Hof verpachten, weil sie ihn nicht allein weiterführen konnte. So wurde sie Landarbeiterin auf dem so genannten Edelhof und ich wuchs bei den Großeltern auf. Nach dem Krieg ging meine Mutter eine neue Ehe ein und führte gemeinsam mit meinem Stiefvater unseren Hof wieder als bäuerlichen Betrieb bis 1960. In diesem Jahr traten sie in die LPG Typ 1 ein.

In dieser Zeit war auch bereits die Entscheidung über meinen Lebensweg gefallen. Ich war christlich erzogen, wurde 1958 konfirmiert und verließ mit Abschluss der Klasse 8 die Schule. Wie die meisten Bauernkinder war auch ich schon frühzeitig und selbstverständlich in die Arbeit auf dem Hof einbezogen worden. Lohnarbeitskräfte konnten sich Bauern unserer Größe nicht leisten. Deshalb arbeiteten die Kinder mit, die Schule musste nebenbei geschafft werden. So habe ich schon ab dem 12. Lebensjahr ein Gespann geführt.

Die Berufswahl ergab sich dadurch von ganz allein. Mit der Arbeit war ich vertraut und tat sie gern. Auf dem Dorf fühlte ich mich wohl, und da war der Hof, den ich einmal übernehmen würde. Letzteres sollte nicht in Erfüllung gehen. Aber die ersten zwei Ausbildungsjahre lernte ich noch zu Hause, das dritte Lehrjahr und den Berufsabschluss erlebte ich bereits in der LPG, von der ich 1961 nach der Berufsausbildung übernommen wurde. Neben der Arbeit in der LPG war ich noch einige Jahre als Milchkontrolleur tätig. 1967 habe ich meine Frau Ruth geheiratet. Wir haben drei inzwischen erwachsene Töchter. Unser gemeinsames Ziel war, der Familie eine gesicherte Existenz aufzubauen und vor allem die Zukunft unserer Kinder zu sichern.

Deshalb waren wir stets beide berufstätig. Meine Frau arbeitete von 1969 bis 1989 in einer Zweigstelle des VEB Antennenwerke Bad Blankenburg, eingerichtet in der BHG Remda. Nach Auflösung dieser Produktionsstätte wurde sie arbeitslos, wurde mehrfach über ABM kurzfristig in der Gemeinde beschäftigt und bezieht derzeit EU-Rente. Ich wollte in der LPG vorwärts kommen und nutzte angebotene Qualifizierungsmaßnahmen. So konnte ich

mich von 1969 bis 1971 auf einem Großgerät bewähren. Das war ein Versuchsschwadmäher, der in Neustadt/Orla entwickelt wurde. Die dritte Maschine der Null-Serie durfte ich im Langzeittest fahren, in unmittelbarer Zusammenarbeit mit dem Hersteller.

Nach dem Meisterabschluss Brigadeleiter im Feldbau

Nach diesem Einsatz bekam ich die Chance, mich zum Meister der Landwirtschaft zu qualifizieren. Diese Gelegenheit nahm ich zwischen 1973 und 1975 wahr. Bereits vor dem bestandenen Meisterabschluss wurde ich ab 1974 als Brigadeleiter im Feldbau eingesetzt. Durch den Zusammenschluss mehrerer LPG hatte unser Betrieb 1973 die beachtliche Größe von 2600 Hektar erreicht. Die Kooperative Abteilung Pflanzenproduktion (KAP) bewirtschaftete die Fluren vieler Dörfer, z.B. Remda, Sundremda, Schaala, Altremda, Kirchremda, Breitenherda, Tännich, Heilsberg, Eschdorf, Lichstedt, Eichfeld und Keilhau. Da war ich in arbeitsorganisatorischer und logistischer Hinsicht voll gefordert. Eine schwere aber auch befriedigende Aufgabe. Natürlich ließ man



mich bei einem solchen Verantwortungsbe-
reich politisch nicht ungeschoren. Nach wie-
derholtem Drängen und sanftem Druck
ein Leiter müsse sich politisch bekennen trat
ich in die SED ein. Eigentlich hielt ich nicht viel
von der ständigen ideologischen Überhö-
hung unserer Arbeit, aber meine Stellung zu
verlieren, hätte mein Selbstwertgefühl arg
beschädigt. Ich hatte ja schon gesagt, ich war
christlich erzogen und konfirmiert. In Schulzeit
und Lehre war ich natürlich Pionier und FDJler.
Letzteres benützte ich aber vorwiegend für die
Jugendarbeit im Dorf. Hier ging es zuerst um
die soziale Gemeinschaft, z.B. bei der Vorbe-
reitung der Kirmes oder sonstigen Dorffesten
sowie Verschönerungsarbeiten. Der Kircheng-
emeinde bin ich übrigens immer treu geblieben
und war dort auch aktiv. Das brachte mir sei-
tens der Vorgesetzten oft versteckte Spitzen
ein. Das nahm ich gelassen hin. Da war mir
meine Dorfgemeinschaft wichtiger als sich auf
sinnlose Agitation einzulassen. Und diese vor-
dergründige Agitation nahm zu, je größer und
sichtbarer die wirtschaftlichen Schwierigkeiten
der DDR wurden.

Fehlende Technik mit verordneter Erntehilfe ausgeglichen

Immer öfter fehlten Ersatzteile, die Maschi-
nenreproduktion erfolgte zu langsam. Man-
gelnde Technik wurde in Arbeitsspitzen (Ernte)
durch staatliche Regulation in Form verordne-
ter Erntehilfe ausgeglichen. Masseneinsätze
durch Schüler, Sowjetarmee und Betriebe
wurden zu Ernteschlachten hochstilisiert. Die
Hilfe fand ich bitter nötig, das Drumherum
nicht. Wir mussten etwas tun. Um die Kräfte zu
bündeln und den Betrieb zu stärken, wurden
1989 Tier- und Pflanzenproduktion zusam-
mengelegt. Die Produktion lief nun besser,
aber immer noch nicht effektiv genug.

Und dann kam überraschend die Wende.
Anstatt der lang erhofften Besserung oder
wirtschaftlichen Stabilisierung kam der
schnellschrittige Zusammenbruch der DDR.
Das war für die meisten Bürger wegen des
Mauerfalls, der Reisefreiheit und demokra-
tischen Gestaltungsmöglichkeiten ein freu-

diger Umbruch, für unsere Groß-LPG ein tief-
greifender Einbruch. Natürlich habe auch ich
mich gefreut über den Fall der Mauer. Aber
bei uns auf dem Dorf verlief die damit ein-
setzende Wende ruhiger als in den Städten.
Am Abend der Grenzöffnung war bei uns Kir-
mes, so haben wir erst Mitternacht davon erfah-
ren. Die Freude war groß, aber es gab keinen
Trubel. Einige Dorfbewohner fuhren seit dem
Spätherbst zu Kundgebungen in die Stadt,
aber im Ort tat sich vorerst politisch nicht viel.
Nur der Bürgermeister nahm seinen Hut. Plötz-
lich war ich 1990 Bürgermeister. Kein anderer
im Gemeinderat wollte das machen, aber es
musste doch weitergehen. Auch im Betrieb
begannen bald Auflösungserscheinungen.
Anfeindungen zwischen Leitung, Mitgliedern
und Arbeitskräften gab es vorerst nicht, da alle
die gleiche Sorge drückte: Wie geht es weiter?

Verwaltungstechnisch gab es einen uner-
warteten rechtsfreien Raum. Ereignisse und
Verordnungen überstürzten sich. So mussten
auch wir meist schnell handeln, um zu überle-
ben. Wiedereinrichter in Breitenherda und
Heilsberg forderten ihr eingebrachtes Land und
Inventar zuück. Diese Anteilabfindungen wur-
den durch den Verkauf der Gebäude der KAP
(Pflanzenproduktion) einvernehmlich mit den
Antragstellern geregelt und finanziert.

Den Gedanken an die Wiedereinrichtung verworfen

Als ich gegenüber meiner Frau den Gedan-
ken der Wiedereinrichtung äußerte, hielt sie
mich für verrückt. Und sie hatte ja Recht. Bei
unserer Hofgröße war das unsinnig. Ich war
um die Fünfzig, Söhne hatten wir nicht. Es gä-
be also für einen Familienbetrieb keine Zu-
kunft. Außerdem war ja die Großraumpro-
duktion durch die Industrie vorgegeben, man
brauchte nur die auf dem Markt angebotenen
Maschinengrößen und Preise anzusehen. Wir
mussten also versuchen, unsere Genossen-
schaft irgendwie zu retten. Ich blieb zuver-
sichtlich und sagte mir: Gegessen wird im-
mer. Also braucht man auch landwirt-
schaftliche Produktion. Aber 1990 kam die
Liquidation der Groß-LPG, nachdem die Kon-

zeptionen der Berater aus Westdeutschland sich als untauglich erwiesen hatten. Viele dieser Berater und Scheininvestoren waren einem großen Irrtum unterlegen. Sie glaubten, sich billig Staatsland unter den Nagel reißen zu können. Aber der Boden war Privateigentum. So zogen sie enttäuscht ab und wir begannen allein. 1991 gründeten Landeigentümer eine Agrar GmbH. Anfänglich waren wir 76 Gesellschafter. Zwei Geschäftsführer und ein Beirat führten den Betrieb. Ich wurde als Beiratsvorsitzender im Angestelltenverhältnis gewählt und bin es bis heute.

Der Anfang war schwer. So mussten wir 1992 unsere Ernte im Voraus verkaufen, um Lohnzahlungen und andere Verpflichtungen abdecken zu können. Aber wir haben es geschafft, wenn auch zum Teil mit schmerzlichen Eingriffen. Dazu knüpften wir Kontakte zu seriösen westdeutschen Firmen und Partnern, die uns mit vernünftigen Bedingungen über Engpässe hinweghalfen. Das war eine sehr wohltuende Erfahrung.

Die Marktwirtschaft erforderte Spezialisierung. Die Trennung von unproduktiven Einheiten war zwingend nötig, bei uns z.B. die Schweinezucht. Wir konzentrierten uns auf Feldbau, Rinderzucht und Milchwirtschaft so-

wie Schafhaltung. Arbeitsplätze fielen in drei Schüben weg. Wir suchten nach sozial vertretbaren Lösungen, wir mussten von 36 Stellen auf acht Stellen herunterfahren. Vorruhestandsregelungen und Arbeitsvermittlung waren zeitweise meine Hauptaufgaben. Einige Leute konnte ich im Kranbau und in Lohnfirmen unterbringen eine verrückte Zeit!

Man hätte den Menschen mehr Zeit geben müssen

Überhaupt finde ich im Rückblick, es ging alles viel zu schnell, zu überhastet. Man hätte den Menschen mehr Zeit geben müssen, sich einzurichten in der Welt der Marktwirtschaft. Auf uns bezogen meine ich damit die viel zu kurze Zeit für die Umstellung der Betriebsstruktur bei ständig wechselnden gesetzlichen Regelungen zwischen 1989 und 1991. Ich hatte schon betont, dabei entstanden auch zeitweise rechtsfreie Räume, die das Handeln erschwerten. Auch das Solidargefühl und die Sozialgemeinschaft des Dorfes haben darunter erheblich gelitten. Das ist bedauerlich.

Letztendlich hat sich meine Zuversicht bestätigt. Sie wissen schon: Gegessen wird immer. Die meisten Bürger sind gut in der De-



mokratie angekommen und können mit der neu gewonnenen politischen Freiheit umgehen. Unser Betrieb hat nicht nur Bestand, wir schreiben schwarze Zahlen und können investieren. Im Juni dieses Jahres haben wir z.B. einen neuen Rinderstall eingeweiht. Die Landwirtschaft hat auch bei uns wieder eine Perspektive. Unser Betrieb ist zwar geschrumpft, aber mit 1200 Hektar durchaus konkurrenzfähig. Wir produzieren umweltgerechter als früher. Eingriffe und Auflagen der EU drücken zwar auf Preise und Produktionskapazität, aber vor allem die CDU-geführten Länder helfen mit wirksamen Förderprogrammen. Das gilt auch für Thüringen.

Auch unsere Dorfgemeinschaft funktioniert wieder gut, das Vereinsleben ist leben-

dig. Letzteres ist für mich wichtig, weil ich eben ein heimatverbundener Mensch bin. Deshalb wünsche ich mir für die Zukunft bessere Perspektiven für unsere Kinder und vier Enkel, als sie sich jetzt in unserer Region abzeichnen. Meine Töchter sind zwar erwachsen, haben eine abgeschlossene Ausbildung und jetzt zum Glück alle Arbeit. Aber die soziale Sicherheit ist nur bedingt gegeben. Es fehlen Krippen- und Kindergartenplätze, und die Familienunterstützung reicht insgesamt noch nicht aus. Doch wir hoffen auf eine sichere und friedliche Zukunft für unsere Kinder und die junge Generation überhaupt. Das wäre letztendlich das schönste Ergebnis der Wende, welches ich uns allen wünsche. Ich selbst werde bald in den Ruhestand treten.

Michael Gabel

Aufbruch christlicher Lehrer, Verantwortung neu zu übernehmen

Professor Dr. Michael Gabel:

Geboren im Januar 1953 in Erfurt. Dort besuchte er die Schule bis zum Abitur.

Michael Gabel entschloss sich zu einem Studium der Theologie, das er von 1971 bis 1976 in Erfurt absolvierte. Nach einem Praktikum wurde er 1978 zum Priester geweiht und arbeitete im Anschluss als Kaplan in Breitenworbis im Eichsfeld. Es folgten die Promotion über den deutschen Philosophen Max Scheler und Tätigkeiten in der Ausbildung junger Männer zu Priestern. Von 1987 bis 1990 betreute Dr. Michael Gabel die akademischen Berufsgruppen im Bistum Erfurt und organisierte Bildungswochenenden. Heute ist er Professor für Katholische Theologie an der Universität Erfurt.

Geboren wurde ich am 12. Januar 1953 in Erfurt als erstes von vier Kindern. Von 1959 an besuchte ich die POS in Erfurt bis zum Abschluss der 8. Klasse. Dann wechselte ich auf die Humboldt-EOS, ein Gymnasium. 1971 legte ich das Abitur mit Auszeichnung ab. Zu keiner Zeit bin ich den Pionieren oder der FDJ beigetreten. Weil meine Eltern einfache Arbeiter waren, die Mutter Schneiderin, der Vater Facharbeiter für Elektronik, wurde mir dennoch der Zugang zur EOS und schließlich auch ein Studienplatz für Mathematik an der Friedrich-Schiller-Universität gewährt.

Wichtig während der Schulzeit war für mich die Teilnahme am lebendigen Leben in der katholischen Kirche. Im Religionsunterricht wurde jede Woche mit dem Pfarrer erarbeitet, wie wir in der Schule auf Provokationen gegenüber der Kirche antworten können. Später lernten wir bei ihm die Hintergründe des Marxismus kennen, seine Anliegen und

seine Schwächen. Neben der geistigen Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben und dem Marxismus konnten wir in der Jugendgruppe offen über alles diskutieren, ohne ängstlich nach der Meinung „von oben“ fragen zu müssen. Zugleich hatten wir in der Erfurter Lorenzkirche eine Art Jugendparlament mit Ausschüssen und lernten so demokratische Verfahren. Zugleich gestalteten wir als Pfarrjugend professionell Tanzabende, Fasching und Freizeiten. Mit diesen Erfahrungen waren wir der üblichen FDJ-Arbeit überlegen. Immer wenn in der Schule solche Veranstaltungen organisiert werden mussten, waren wir Christen gefragt. Geschmerzt hat mich, dass wir in der Schule gelegentlich von einigen Lehrern als Christen in die Enge getrieben und als dumm hingestellt wurden. Andererseits war es mein Mathematiklehrer an der EOS, Archibald Gerlach, der mir heimlich ein Buch eines französischen Theologen zu lesen gab, in dem dieser christliche Glaubensaussagen mit den modernen Ergebnissen der Biologie und der Evolutionslehre verknüpfte. Von da an wusste ich, dass Gläubige sehr gut mit Naturwissenschaften umgehen können. Gelegentlich lud mein Mathematiklehrer katholische und evangelische Christen sowie Zeugen Jehovas, die alle sehr gute Mathematikschüler waren, zu einem Abendgespräch ein. Dort diskutierten wir nie über Mathematik, sondern immer über Glaubens Themen.

Der Entschluss, Priester der katholischen Kirche zu werden

In der 12. Klasse entschloss ich mich, Priester der katholischen Kirche werden zu wollen und Theologie zu studieren. Das Mathematikstu-

dium trat ich nicht an. Der einzige Lehrer, der von meinem Entschluss wusste, und der mich darin unterstützte, war mein Mathe-Lehrer. In Erfurt studierte ich Theologie von 1971 bis 1976. Nach einigen Praktika wurde ich 1978 zum Priester geweiht und arbeitete drei Jahre als Kaplan in Breitenworbis im Eichsfeld. Dort hatte ich jede Woche zweihundert Schüler im Religionsunterricht und etwa 80 Jugendliche in Gruppenstunden zu betreuen. Zwei Dinge gab ich den Schülern mit: Das Wichtigste ist die Wahrheitssuche, denn der Glaube braucht vor der Wahrheit keine Angst zu haben. Das zweite war die Überzeugung, dass Glaube nicht dumm macht, sondern große geistige Kräfte freisetzen hilft.

1981 wurde ich an die Erfurter katholische Hochschule für Theologie gerufen, um meine wissenschaftliche Ausbildung in Theologie fortzusetzen. Gemäß römischer Studienordnung waren Lizentiat und Promotion das Ziel. Ich arbeitete über den deutschen Philosophen Max Scheler, der wichtige Erkenntnisse zum Verständnis des Menschen als Person erarbeitet hat. Daneben war ich in der Ausbildung junger Männer zu Priestern tätig. Von 1987

bis 1990 betreute ich die akademischen Berufsgruppen im Bistum Erfurt und organisierte Bildungswochenenden. So kam ich in Kontakt mit der Gruppe katholischer Lehrer und Erzieher. Seit 1990 bin ich in der wissenschaftlichen Ausbildung von Theologen und Lehrern für katholischen Religionsunterricht tätig. Heute übe ich diese Tätigkeit als Universitätsprofessor aus. Zu dieser Arbeit gehören neben den Vorlesungen und der Forschung auch Vorträge. Besonders viel Freude habe ich an Vorträgen in Gymnasien. Ihnen folgt meist eine spannende Diskussionsrunde.

Das Heiligenstädter Lehrertreffen im Februar 1990

Als am Samstagabend des 3. Februar 1990 der Ressort-Minister des Bildungsministeriums der DDR, Volker Abend, im Heiligenstädter Marcel-Callo-Haus fast zweihundert versammelte katholische Lehrer und Erzieher aus Thüringen zum Nachtgebet einlud und selbst die Worte des Gebets sprach, hielten alle den Atem an. Man wusste nicht, ob man bloß träumte. Persönlichkeitserziehung und Gebet,



Professor Michael Gabel (Mitte) im Kreis seiner Mitarbeiter der Fakultät im März 1994.

Schule und Kirche, das ging vierzig Jahre nicht zusammen, nun deutete einer der höchsten Repräsentanten des Bildungssystems der DDR selbst den Bau der Verbindungsbrücke an. Für mich ist dieser Augenblick zum Symbol der Wende und des Beginns einer neuen Zeit geworden.

Worum handelte es sich bei dem Heiligenstädter Treffen, wer waren die Beteiligten? Das Heiligenstädter Treffen war Bestandteil einer mittlerweile langen Tradition kirchlicher Lehrerweiterbildung. Als unmittelbar nach dem Krieg die Diözesen in der Sowjetzone und dann der DDR ihr kirchliches Leben aufbauten, gehörte auch die Betreuung der akademischen Berufsgruppen zu den Aufgaben kirchlicher Seelsorge. Im Bereich des heutigen Bistums Erfurt betreuten die Leiter des Seelsorgeamtes bzw. die vom Bischof eigens beauftragten Priester diese Berufsgruppen. Dabei wurden drei Gruppen unterschieden: die Ärzte und Akademiker an den Hochschulen und Instituten, die Ingenieure und Techniker und schließlich die Lehrer und Erzieher. Von der letzten Gruppe kam naturgemäß die bei weitem größte Zahl stets aus dem Eichsfeld mit seiner katholischen Bevölkerungsmehrheit. Die Treffen fanden stets in Heiligenstadt im kirchlichen Bildungshaus bei den Heiligenstädter Schulschwestern auf dem „Berg“ statt. Für die Lehrer und Erzieher wurden in jedem Jahr drei Treffen angeboten. Ein Frühjahrs- und ein Herbsttreffen für die aktiven Lehrer und Erzieher, sowie ein meist im Herbst stattfindendes Treffen für die pensionierten Lehrer.

Präfekt am Priesterseminar Erfurt

Ich selbst wurde nach meiner Tätigkeit als Assistent am Philosophisch-Theologischen Studium Erfurt, aus dem die heutige Katholisch-Theologische Fakultät innerhalb der Universität Erfurt hervorging, und meiner Tätigkeit als Präfekt am Priesterseminar Erfurt im Jahr 1987 im Erfurter Seelsorgeamt mit der Beauftragung der akademischen Berufsgruppen angestellt. Zu dieser Zeit hatte ich in Erfurt das Lizentiat der Theologie mit römischem Ab-

schluss der päpstlichen Universität Gregoriana erworben und arbeitete zugleich an meiner Dissertation im Fach Fundamentaltheologie. Bei den Lehrertreffen stand mir als Mitarbeiterin eine Heiligenstädter Schulschwester, Schwester Maria Pia, zur Seite. Die Zusammenarbeit mit ihr gestaltete sich äußerst kooperativ und professionell, kam sie doch schon vor vielen Jahren aus Westfalen und hatte dort das Staatsexamen für den höheren Schuldienst erworben.

Hier war nichts vom engen Horizont der DDR-Bildungspolitik zu spüren

Bei den Teilnehmern der Lehrertreffen gab es starke Unterschiede zwischen den Gruppen der aktiven und der pensionierten Lehrer. Letztere hatten ihre Ausbildung meist noch vor dem Zweiten Weltkrieg erhalten und hatten die universitäre Ausbildung für den höheren Schuldienst absolviert. Viele von ihnen konnten die bekanntesten Universitäten des deutschsprachigen Raumes als Stationen ihrer Ausbildung vorweisen. Dementsprechend klangen in den Gesprächen mit den pensionierten Lehrern stets Themen an, die an die gleichermaßen christlich-jüdischen wie europäischen Wurzeln bürgerlicher Bildung klassischen Zuschnitts erinnerten. Zum Teil hatten sie noch jene Professoren gehört, die das geistige Leben der frühen Jahre der Bundesrepublik bestimmt hatten. Hier war nichts vom engen Horizont späterer Bildungspolitik der DDR zu spüren.

Das zweite große Thema, das in diesem Kreis immer wieder anklang, war der Schrecken und die große Enttäuschung in ihrem frühen Berufsleben in der Gründungszeit der DDR. Diese Jahre waren bei allen zunächst von dem großen Wunsch beseelt, nach der Unzeit der Nationalsozialisten Schülern endlich eine humane, demokratische und wenn möglich christliche Erziehung zukommen zu lassen. Umso größer war dann die Ernüchterung, als sie miterleben mussten, wie Funktionäre der SED und ihnen willfährige Lehrer alle Schaltstellen im Bildungssystem besetzten und die Erziehung zur sozialistischen Persönlichkeit

mit entschiedener Frontstellung gegenüber christlichen Werten implantierten. Die meisten Lehrer in Ruhe waren froh, mit dem Ende des Schuldienstes nun den Spagat zwischen stets bewahrter innerer Bindung an die Werte des christlich-humanistischen Menschenbildes und dem klugen politischen Taktieren im Schulalltag aufgeben zu können. Gelegentlich bekannten sich auch Pädagogen aus diesem Kreis zu ihrer anfänglichen Begeisterung für die sozialistischen Erziehungs Ideale und sprachen von dem Prozess ihres allmählichen inneren Rückzugs aus diesem System in das Private. Nicht vergessen werde ich das Treffen der Lehrer in Ruhe vom 30. Oktober bis zum 2. November 1989 in Heiligenstadt. Alle waren von der Unruhe erfüllt, die in diesen Wochen das ganze Land ergriffen hatte. Ich glaube, es war der erste November, Allerheiligen, als wir mit der ganzen Gruppe geschlossen zur „Demo“ auf den Heiligenstädter Friedensplatz gingen. Alle waren von großer Sorge und Unruhe, zugleich aber auch von einer merkwürdigen Entschlossenheit erfüllt. Irgendwie leuchteten die Augen vieler, als sie an diesem Abend ins nahe Bildungshaus zurückkehrten.

Jungen Lehrern fehlte Vernetzung mit anderen Wissenschaften

Von ganz anderer Art war die Gruppe der aktiven Lehrer und Erzieher, von denen die meisten aus dem katholischen Eichsfeld sowohl am Frühjahrs- wie am Herbsttreffen teilnahmen. Zu den regelmäßigen Teilnehmern dieser Treffen gehörten in meiner Zeit Dieter Althaus aus Heiligenstadt und Rolf Behrend aus Niederorschel. Beide sind heute als Ministerpräsident und Mitglied des Thüringer Landtags bzw. als Mitglied des Europäischen Parlaments wohlbekannt. Davon war damals noch nichts zu ahnen. Der erste große Unterschied zu den Lehrern in Ruhe war für diese Gruppe der Ausbildungsort. Nicht mehr die großen Universitäten, sondern die Lehrerinstitute und Pädagogischen Hochschulen wurden jetzt als Ausbildungsstätten benannt. Die Konsequenz dieses Wechsels im Bildungsort war die feh-

lende Vernetzung mit den Studierenden anderer Wissenschaften. Die aktiven Lehrer der DDR kannten als Mitstudenten meist nur andere Lehramtsstudierende. Nur wenige von ihnen hatten in der DDR den Mut gehabt, sich den kirchlichen Studentengemeinden an den Hochschulorten anzuschließen und dort Studierende anderer Fächer kennen zu lernen und mit ihnen über aktuelle wissenschafts- und kulturpolitische Fragen zu diskutieren. Eine liebenswürdige Folge dieser Einengung war der Umstand, viele Pädagogenpaare vor sich zu haben. In diesem Kreis war eines der wichtigsten Gesprächsthemen die Absicht, die eigene innere Überzeugung, die von christlichen Werten geprägt war, auch im Schulalltag unter der herrschenden sozialistischen Ideologie zu bewahren.

Wie weit konnte man mitgehen, ohne die Ideale zu verraten?

Die wichtigste Frage war in diesem Zusammenhang, wie weit man mitgehen konnte, ohne die Ideale zu verraten und innerlich zu zerbrechen. Viele Teilnehmer dieser Gruppe gaben als ein Motiv ihrer Berufswahl außer der Freude an der Bildung junger Menschen das Bemühen an, christliches Gedankengut auch unter den Bedingungen der sozialistischen Schule zu bewahren. Dass diesen Versuchen enge Grenzen gesetzt waren, wurde oft beklagt. Sehr konkret war oft auch das Bemühen, mit großer Klugheit aufbegehrende Schüler vor Nachteilen und Strafaktionen aus politischen Gründen zu schützen. Eine nicht unwichtige Folge dieses Spagats zwischen christlicher Identität und bildungspolitischer Realität war das Ausweichen vieler christlicher Lehrer auf „ideologiefreie“ Fächer, zu denen vor allem die Naturwissenschaften und die Mathematik zählten.

So ergab sich in dieser Gruppe die sicher einmalige Zusammensetzung kirchennaher Lehrergruppen, in denen die Naturwissenschaftler klar in der Mehrheit waren. Diese fachliche Ausrichtung prägte schon damals die Diskussion der Glaubensfragen. Wie lassen sich naturwissenschaftliche Erkenntnisse

mit biblischen Aussagen vereinbaren? Schließen Schöpfungsglaube und Evolution einander aus? So ergaben sich in der DDR ganz andere Diskursgestalten der Lehrerweiterbildung, als dies in der Bundesrepublik üblich war. Eine weitere Folge dieses Umstandes ergab sich erst später nach der Wende. Als unmittelbar nach 1990 Lehrer für katholische Religion gebraucht wurden, meldete sich eine große Gruppe von katholischen Lehrern mit naturwissenschaftlichen Fächern zu den Weiterbildungskursen, die das Philosophisch-Theologische Studium im Auftrag des Thüringer Kultusministeriums anbot. Die erste Lehrergeneration an katholischen Religionslehrern im Freistaat Thüringen ist also von einer Kombination mit naturwissenschaftlichen Fächern geprägt. Sie tragen damit in die Glaubensreflexion wie in das Verständnis der naturwissenschaftlichen Fächer wechselseitig wichtige Impulse ein. Heute ist die Fächerausrichtung bei den Studierenden wieder zur eher üblichen Ausrichtung zurückgekehrt. Religionslehrer haben als Kombinationsfach eher ein geisteswissenschaftliches Fach, die Kombination mit Naturwissenschaften wird wieder selten. Dies ist durchaus auch zu bedauern.

Reformbewegung in der Kirche mit Einfluss auf das Kommen der Wende

Vor allem die Erfahrung des Schulalltags, wie das Bedürfnis, praktische Anforderungen und eine christliche Wert- und Glaubenshaltung miteinander in Einklang zu bringen, bestimmten die Interessen der kirchlichen Lehrerweiterbildung. In meiner Zeit als geistlicher Begleiter der kirchlichen Lehrerausbildung wurden Themen zum Selbstverständnis der Kirche, zur Bedeutung des christlichen Lebens inmitten des gesellschaftlichen Alltags sowie zu der großen gesellschaftspolitisch brisanten Bewegung des Prozesses zur Bewahrung der Schöpfung vorgetragen. Gerade das letzte Thema verkörperte den Aufbruch einer gesellschaftspolitisch relevanten Reformbewegung sowohl innerhalb der Kirchen wie außerhalb, einer Reformbewegung, die nicht ohne Einfluss auf das Kommen der Wende war. So

waren nicht zufällig Anfang November 1989 beim Treffen für die aktiven Lehrer als Referenten Monsignore Dr. Karl-Heinz Ducke und Herr Winfried Weinrich zum Thema „Verbindung geschichtlicher Information mit dem Bedenken der gegenwärtigen gesellschaftlichen Lage“ eingeladen, die gemeinsam in Berlin ein Büro für den Kontakt mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen bei der ostdeutschen Bischofskonferenz unterhielten. Herr Weinrich wurde nach der Gründung des Freistaates Thüringen zum Leiter des katholischen Büros berufen, durch welches das Bistum Erfurt seinen ständigen Kontakt mit der Landesregierung und der Bundesregierung unterhält. Monsignore Dr. Ducke wurde in der Wende selbst von den katholischen Bischöfen zum katholischen Vertreter am Runden Tisch ernannt. Er moderierte in den Tagen der Wende das Gespräch zwischen Vertretern der Staatsregierung und der Bürgerbewegung. Heute ist Monsignore Ducke Pfarrer der katholischen Gemeinde Jena und kirchlicher Vertreter in verschiedenen öffentlichen Gremien.

Überblickt man die Treffen der kirchlichen Lehrerweiterbildung in Heiligenstadt während der DDR-Zeit, so waren sie zwar vorwiegend den inneren Fragen des Glaubens und der Kirche zugewandt, ließen aber die Tuchfühlung zu den offenen gesellschaftlichen Fragen nie vermissen. Freilich war der gesellschaftspolitische Bezug eher verborgen anwesend, sicher auch, um die Teilnehmer vor unliebsamen Folgen zu schützen. Das änderte sich mit einem Schlag nach den Novemberereignissen 1989 mit den großen Demonstrationen und der Öffnung der Mauer. Für den Februar 1990 war das Thema „Alkoholismus und Aufklärung der Sucht in der Schule“ vorgesehen. Doch die Ereignisse überstürzten sich. Als sich für den Mai 1990 Kommunalwahlen abzeichneten, entschloss ich mich zu einer Änderung der Thematik und verschickte mit Datum 13. Dezember 1989 über den Runden Tisch Einladungen für den 3. und 4. Februar 1990 an alle etablierten Parteien und Bewegungen mit der Bitte, Vertreter zum Thema „Die bildungspolitische Konzeption in den Programmen der Parteien, die sich am 6. Mai

1990 zur Wahl stellen“ zu entsenden. Von den Parteien sagten im Januar 1990 die CDU (noch Ost), der Demokratische Aufbruch, die SPD, die LDPD und die NDPD zu. Keine Antwort kam von der Bauernpartei, der SED und anderen Gruppierungen. Der Ablauf war so gedacht, dass jede Partei in zehn Minuten ihr Wahlprogramm vorstellen und fünf Minuten auf Nachfragen antworten sollte. Dabei sollte auf die damals wichtigen Begriffe „Sozialismus“ und „Haus Europa“ eingegangen werden. Kulturpolitisch sollten sich die Vertreter zum Menschenbild, zum Träger der Schule, zum Lehrer-Schüler-Verhältnis, zum Einfluss der Eltern auf die Schulbildung, auf die schulischen Erziehungsziele und zur Bedeutung von Geschichte, Kultur und Religion äußern. Nach der allgemeinen Diskussion sollten die Parteien die Gelegenheit zu einem kurzen Schlusswort haben.

Überwältigendes Echo auf die neue Themensetzung

Als die Zustimmung der Parteien zur Teilnahme sicher war, wurden die Lehrer mit neuer Einladung angeschrieben. Die Themenänderung wurde mit dem „aktuellen Zeitgeschehen“ begründet, dem „in unserem Land Rechnung zu tragen ist“. Das Echo war überwältigend. Während vorher wie nachher die Zahl der Teilnehmer eher um die 30 Personen pendelte, meldeten sich diesmal über 200 Lehrer und Erzieher. Deshalb musste das Treffen aus dem Bildungshaus in das nahe gelegene Marcel-Callo-Haus mit seinem großen Saal verlegt werden. Teilweise musste den Lehrern, die sich zuletzt meldeten, wegen des großen Andranges abgesagt werden.

Das Treffen wurde von mir und dem Leiter des Seelsorgeamtes, Ordinariatsrat Gerhard Stöber, geleitet. Von Seiten der Parteien waren anwesend Ekkehard Kroner von der CDU, Prof. Dr. Margarete Theuß, NDPD, Frau Peukert, LDPD, Pfarrer Capraro für die SPD, Susanne Kessler für den Demokratischen Aufbruch, Frau Ordinariatsrätin Helga Mondschein für das bischöfliche Referat der Kinder- und Jugendarbeit, Herr Rudolf Förster aus

Magdeburg als Beauftragter der Berliner Bischofskonferenz und schließlich Frau Marlies Blazejewski, Lehrerin aus Leutenberg. Sie hatte den Kontakt zum Bildungsminister Volker Abend gebahnt und wurde kurze Zeit später zum Mitglied des deutschlandweiten Zentralkomitees der Deutschen Katholiken berufen.

Damit bleibt als letzter Teilnehmer des Heiligenstädter Treffens noch der Minister Volker Abend vorzustellen. Am 1. Januar 1990 trug die Partei- und Staatsführung der wachsenden Unruhe im Volk Rechnung und wandelte das Ministerium für Volksbildung, Hoch- und Fachschulwesen und das Staatssekretariat für Berufsbildung um in das Ministerium für Bildung. Volker Abend übernahm als erster von der CDU nominierte Politiker das Amt des stellvertretenden Ministers für den Bereich Schulen. Volker Abend war selbst parteilos und Mitbegründer des NEUEN FORUM gewesen. Die Anregung von Frau Blazejewski, den Minister einzuladen, wurde aufgegriffen. Zu meinem großen Erstaunen sagte der Minister umgehend zu. Wenn ich mich recht erinnere, traf er während der Abendveranstaltung des Lehretages ein. Er sprach zu seinen Lehrern und ließ die Abendveranstaltung schließlich in der Einladung zum gemeinsamen Gebet ausklingen, einer Geste, die in den Jahren vorher undenkbar war.

Erstmals Presseerklärung über das Lehretreffen

Erstmals wurde damals auch eine Presseerklärung über das Lehretreffen herausgegeben. In ihr hieß es: „Am dritten und vierten Februar 1990 trafen sich 180 Lehrer aus der Berufsgruppe katholischer Lehrer im Bereich des bischöflichen Amtes Erfurt-Meiningen zu ihrem jährlichen Treffen. Zu gegenseitiger Ermutigung trug insbesondere das engagierte Auftreten des Stellvertreters des Ministers für Bildung, Volker Abend, bei. Die Teilnehmer der Tagung gingen mit der Hoffnung auseinander, dass der eröffnete Spielraum auch für eigenständiges Handeln von Lehrern ausgeschöpft wird. Im weiteren Verlauf der Tagung

bildete sich auch eine Initiativgruppe zur Gründung eines christlichen Lehrerverbandes.“

Die Presseerklärung lässt die Aufbruchstimmung erkennen. Vieles ist seitdem anders geworden. Neue Herausforderungen sind dazu gekommen. Das Lehrertreffen gibt es weiterhin. Seitdem wird es unmittelbar von Domkapitular Stöber geleitet. Ich selbst habe die wissenschaftliche Laufbahn ergriffen und lehre heute als Universitätsprofessor für Fundamentaltheologie und Religionswissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt. Vom Ministerpräsidenten Dieter Althaus war schon die Rede. Er hat als Kultusminister und Referent in den Folgejahren 1992, 1993, 1995 und 1996 an den Lehrertreffen teilgenommen. Frau Blazejewski vertrat die Thüringer Katholiken beim Zentralkomitee der Deutschen Katholiken. Die Initiative zur Gründung eines christlichen Lehrerverbandes wurde von Herrn Dr. Bernd Uwe

Althaus geleitet. Sie führte zur Gründung des Verbandes christlicher Pädagogen und Erzieher am 20. April 1990. Sein Vorsitzender wurde Dr. Bernd Uwe Althaus. Dieser Verband heißt heute Christliche Erziehergemeinschaft, Bernd Uwe Althaus ist ihr Vorsitzender bis zum heutigen Tag.

Die Tagung der katholischen Lehrer und Erzieher im Februar 1990 in Heiligenstadt ist, wie der kurze und in vielem ergänzungsbedürftige Rückblick zeigt, ein wichtiges Thüringer Ereignis in der Wendezeit gewesen. An ihn zu erinnern bedeutet nicht, eine einzelne Person zu würdigen, sondern die Lebensarbeit ganzer Generationen von Lehrern, die unter schwierigen Bedingungen versucht haben, ihrer Gewissensüberzeugung treu zu bleiben und aus dem christlichen Glauben heraus zu leben und Verantwortung zu übernehmen. Dass ihre Mühe und ihr Einsatz nicht vergeblich war, zeigt die Entwicklung, die damals angestoßen wurde.

Siegfried Geißler

Dirigent, Komponist und erster Alterspräsident des Landtags

Siegfried Geißler:

Geboren im März 1929 in Dresden. Begann mit 14 Jahren eine Ausbildung an der Orchesterschule des Dresdner Konservatoriums in den Fächern Klavier und Horn.

Ab 1946 ist Siegfried Geißler an der Dresdner Philharmonie und an der Staatskapelle Dresden als Hornist tätig. Er wird Chefdirigent der Erzgebirgssinfonie Aue, 1958 Dirigent der Dresdner Philharmonie. Seit 1965 ist er der Stadt Suhl verbunden als Leiter des Staatlichen Sinfonieorchesters Suhl, das ab 1979 zur Sühler Philharmonie ernannt wurde. In der Wendezeit wurde Siegfried Geißler zu einer Leitfigur im NEUEN FORUM. Er wurde in den ersten Thüringer Landtag gewählt und war dessen Alterspräsident.

Das Gespräch führte
Dr. Juliane Rauprich

Auch in Thüringen gibt es Menschen, deren Namen auf ganz besondere Weise mit jenen Ereignissen verbunden sind, die so kurz wie umstritten „Wende“ genannt werden. Der Komponist und Dirigent Siegfried Geißler aus Suhl ist solch ein Mann.

Siegfried Rudolf Geißler wurde am 26. März 1929 in Dresden geboren. Der Großvater väterlicherseits war Klavierlehrer in Dresden. Sein Vater wollte auch Musiker werden, bekam aber von seinen Eltern zu hören, dass er etwas „Richtiges“ lernen solle. Als Laborant in einer Dresdner Zuckerfabrikation teilte er das Schicksal vieler Arbeiter Deutschlands in der Inflationszeit und mit der Arbeitslosigkeit von 1920 bis 1933. Später schlug er sich als Straßenbahnschaffner und Omnibusfahrer

durch. Die Vorfahren des Vaters stammten aus Böhmen und brachten ihr musikalisches Talent nach Sachsen mit.

Geißlers Mutter war in jungen Jahren „in Stellung“, d.h. sie musste sich ihren Lebensunterhalt als Dienstmädchen verdienen. Als der Sohn geboren wurde, blieb sie zu Hause. Elf Jahre später bekam Siegfried Geißler noch eine Schwester. Von seinem sechsten Lebensjahr an war der junge Siegfried an die Musik gebunden. „Wir wuchsen in einem ganz normalen, geordneten Haushalt auf. Ich lernte mit sechs Jahren Klavier und mit zehn Jahren Waldhorn. Ich las viel in meiner Jugend. Einmal, das steht noch genau vor meinen Augen, hatte meine Mutter den Tisch ordentlich gedeckt, aber es gab nichts zu essen. Das war 1935. Meine Eltern hatten vorher ein Klavier auf Raten gekauft. Kein Geld im Haus! Als ich dann in die Schule kam, war ich ab sofort der ‚Musiker‘.“

Neben Musik standen Mathe, Physik und Philosophie hoch im Kurs

Es war nicht nur die Musik, die den Jungen interessierte. Mathe, Physik, Philosophie standen ebenfalls hoch im Kurs. Philosophie würde er heute sogar studieren. Die Volksschule in Dresden/Tolkewitz besuchte Siegfried Geißler von 1935 bis zum März 1945. Pimpf und Hitlerjunge sei er auch gewesen. Sein Vater war bei den Bergsteigern der Sächsischen Schweiz und in Musikgruppen tätig, die politisch links geprägt waren. In der Zeit des Kapp-Putsches hatten sie sich als eine Art Gegenkraft 1920 formiert. Trotz der politischen Einstellung trat der Vater 1937 in die NSDAP ein, um seine Arbeit zu behalten. Von einer politischen Prägung seitens des Eltern-



hauses kann Geißler nicht sprechen, obwohl er heute von sich sagt: „Ich bin Kommunist!“

Mit 14 Jahren begann er, die Orchester-
schule des Konservatoriums und der Hoch-
schule für Musik in Dresden zu besuchen. Der
junge Geißler wurde am Klavier und als Horn-
nist ausgebildet. Unterbrochen wurde dieses
Studium durch den verheerenden Bombenan-
griff auf Dresden in der Nacht vom 13. zum
14. Februar und durch die Kapitulation des
Hitlerregimes am 8. Mai 1945. Er beendete
seine Ausbildung Ende Juli 1946. Siegfried
Geißler erinnert sich an das erstes Konzert
nach Kriegsende, am 8. Juni 1945, im Ge-
meindsaal der Strehleiner Kirche, welches
von allen noch vorhandenen Musikern Dres-
dens – aus der Philharmonie und aus der
Staatskapelle – bestritten wurde.

Die Jahre 1945 und 1946 sehen den ju-
gendlichen Geißler als 3. Hornisten der Dresd-
ner Philharmonie und der Staatskapelle. „In
der Staatskapelle haben mich zwei Kollegen,
die über die Nazizeit hinweg sich als Kommu-
nisten halten konnten, zur Seite genommen
und gefragt: ‚Hast du schon mal etwas von
Lenin gehört?‘ Ich verneinte logischerweise.
Da gaben sie mir eine kleine Broschüre über
Lenins ‚Historischen und Dialektischen Mate-
rialismus‘ zu lesen. Natürlich verschlang ich

dieses Heftchen. Ich hatte in der Nazizeit aber
auch Hitlers ‚Mein Kampf‘ gelesen und kann
heute nur entsetzt fragen: Wie konnte eine
deutsche Intelligenz auf diese Idiotie herein-
fallen?“

Von Speyer zurück in die DDR gegangen

Folgerichtig betätigte sich Geißler politisch zu-
nächst 1946 als Mitglied des „Kulturbundes
zur geistigen und kulturellen Erneuerung
Deutschlands“, 1951 im Freien Deutschen
Gewerkschaftsbund, 1953 in der Deutsch-
Sowjetische Freundschaft, war 1954 bis 56
Kreistagsabgeordneter des Kulturbundes in
Aue/Sachsen. Seine Mitgliedschaft in der SED
dauerte von 1956 bis zum 1. September
1989, als er austrat. Beide Daten erzählen
sehr viel über den politischen Menschen
Geißler! Er hatte auch Leitungsfunktionen in-
nerhalb „der“ Partei: bei den Dresdner Phil-
harmonikern gehörte er von 1959 bis 1963
als Leitungsmitglied der Grundorganisation
der SED an.

1946 geht Siegfried Geißler als Solohor-
nist ans Stadttheater nach Cottbus. 1947
flüchtet er in den Westen ins Rheinland, nach
Speyer am Rhein, wo er als Solohornist und
später als 2. Dirigent tätig wurde. Er schaute
sich seine soziale Umgebung sehr genau an,
kehrte 1951 in die DDR zurück und wurde So-
lohornist im Kreiskulturorchester Sonneberg.
Die musikalische Karriere schreitet stetig vor-
an: 1953 bis 1956 Musikalischer Oberleiter
und Chefdirigent der Erzgebirgsphilharmonie
Aue, dann bis 1958 in gleicher Funktion beim
Kreiskulturorchester Mühlhausen in Thürin-
gen. 1958 wird er Dirigent der Dresdner Phil-
harmonie und unternimmt mit dieser 1959
eine Konzertreise in die Volksrepublik China
als erstes europäisches Orchester! 1962 ist er
Dirigent des Staatlichen Sinfonieorchesters
Thüringen/Sitz Gotha.

Seit 1965 ist Siegfried Geißler mit Suhl ver-
bunden – zunächst als Chefdirigent des Staat-
lichen Sinfonieorchesters Suhl mit Sitz in Hild-
burghausen. Diesen Klangkörper hat er künst-
lerisch und wirtschaftlich so weit entwickelt

und geprägt, dass dieses Orchester 1979 zur Sühler Philharmonie ernannt wurde. Ebenso bemerkenswert wie typisch für Geißler: Der national und international geschätzte Dirigent und Komponist ist auf dieser Strecke Auto-didakt!

Die Jahre ab 1980 sehen ihn als freischaffenden Komponisten und Dirigenten; er unternimmt Konzertreisen in die UdSSR, die Volksrepubliken Polen, Ungarn, Rumänien, Bulgarien und in die CSSR – er darf sogar in Finnland gastieren.

Wir spielen so lange Beethoven bis der Saal voll ist

Der in der DDR für sein musikalisches Schaffen hoch dekorierte Siegfried Geißler lacht noch heute verschmitzt, wenn er sich an sein Durchsetzungsvermögen von damals erinnert: „Man kann schon sagen, dass ich mir durch meine Arbeit eine Art ‚Narrenfreiheit‘ errungen hatte. Zunächst sagte ich bei den leeren Sälen in Suhl: Wir spielen so lange Beethoven, bis der Saal voll ist. Als dies eintrat, konnten wir nun auch Schostakowitsch, sogar die 14. Sinfonie, und andere moderne Werke von Zeitgenossen spielen. Reger-Pflege war angesagt. Dodekaphonie [Zwölf-ton-

musik, J.R.]. Musik, die nicht einmal in Dresden oder Leipzig aufgeführt wurde. Wenn es seitens der Obrigkeit Klagen über unsere Programme und meine Auswahl gab, dann habe ich denen klipp und klar gesagt: Ich bin dafür verantwortlich, die Säle zu füllen. Wie ich das mache, geht euch nichts an!“

Geißler hat sein Renommee genutzt zum Wohl seines Konzertpublikums und eines bemerkenswerten Repertoires in der DDR-Provinz. Internationale Dirigenten, Solisten und Orchester bereicherten die Spielpläne. Der Sühler Knabenchor und die Sühler Singakademie, die er gründete, fanden seine Unterstützung. Mit den Kantoreien der Region arbeitete das Orchester unter Siegfried Geißlers Leitung ebenfalls zusammen.

Bequem war er mit Sicherheit in keiner Phase seines Lebens. Nie glatt und unverbindlich, vor allem keiner, der glaubte ohne nachzudenken. Das Beispiel 1968 fällt Siegfried Geißler ein, da sei er in Kosice, in der Slowakei, gewesen: „Da dachte ich wirklich, jetzt kommt etwas Neues, jetzt beginnt eine Zeit der Veränderung mit dem Sozialismus. Als dann der ‚Prager Frühling‘ von den Truppen des Warschauer Paktes brutal nieder gewalzt wurde, wobei auch die DDR involviert war, hatte ich nur ein Wort für das alles: Das ist Faschismus



Siegfried Geißler (r.) mit der Dresdner Philharmonie in Shanghai, die als erstes europäisches Orchester in China gastierte.

hoch drei!“ Seine kritische Äußerung und die Kenntnis über seine politische Haltung landeten zwangsläufig vor der Parteikontrollkommission. Manch anderer hätte in dieser Zeit an Geißlers Stelle geschwiegen.

Das Orchester, damals noch in Hildburghausen angesiedelt, stellte für die Stadt und den Kreis eine hohe Belastung dar, die sie nicht bewältigen konnten. Die Proben mussten unter unzureichenden Bedingungen stattfinden; die Wohnungssituation der Musiker war alles andere als zufriedenstellend. In diesen Jahren kam es bei laufendem Spielbetrieb zur Umsiedelung nach Suhl. Etwa 50 Wohnungen für die Musiker wurden gebraucht.

Die Narrenfreiheit war auf das Äußerste strapaziert

1980 schied Geißler aus dem Amt des Chefdirigenten der Suhler Philharmonie aus. Zum Teil war es seiner Gesundheit geschuldet, zum Teil entsprach es einem „indirekt“ geäußerten Wunsch höherer Stellen, wie aus seiner Stasi-Akte hervorgeht. Dass er seine „Narrenfreiheit“ aufs Äußerste strapazierte, ist auch durch die schon 1962 ansetzende Freundschaft mit dem Maler Kurt-W. Streubel dokumentiert. Streubel, Jahrgang 1921, in Gotha ansässig und im Zug der „Formalismus-Debatte“ in der DDR vom Verband Bildender Künstler, der Partei und dem MfS kalt gestellt, steuerte die Entwürfe, Plakate und Programmhefte der Suhler Sinfoniker bei. Mit seiner „Sammlung Streubel“ kann Geißler inzwischen Ausstellungen beschicken. Seine 6. Sinfonie widmete er dem Freund.

Mit dem Jahr 1980 begann eine gewollt sehr zurück gezogene Lebensphase von Siegfried Geißler. Natürlich ist er durch seine zweite Ehefrau Rosemarie, selbst Geigerin im Orchester, mit der Welt außerhalb der Komponierstube verbunden. Auch seine Kontakte ins Ausland ließ Siegfried Geißler nie abreißen. In diese scheinbar kleiner gewordene Welt des Komponisten brach der Herbst 1989 um so fulminanter ein. Noch am Heiligen Abend 1988 hatte er die Arbeit an einer neuen Sinfonie begonnen, die sich thematisch

um Buchstabensymbole ranken sollte: um „SED“, um „SS“, um „SA“. „Und dann kam so ein Umbruch 89 – ohne dass man das wissen konnte. Eine sehr aufregende Zeit. Ich hatte eigentlich nie gedacht, dass die deutsche Einheit zustande kommen würde. Gehofft hatte ich auf Lockerungen. In meinen Gedanken wollte ich schon eine sozialistische Demokratie, einen wirklich demokratischen Sozialismus. Am 9. November war ich überglücklich, aber eben auch sehr überrascht.“ Nein, Christa Wolfs Aufruf „Für unser Land“ hat Siegfried Geißler nicht unterschrieben. Warum nicht? „Das habe ich gar nicht gekannt. Die DDR-Schriftsteller habe ich nicht sonderlich beachtet. Neben der Musik liebte ich James Joyce, Thomas Mann, sein ‚Doktor Faustus‘ ist meine Bibel. Ich schätze sehr Arno Schmidts ‚Gelehrtenrepublik‘, vor allem Orwells ‚1984‘. Und natürlich Stefan Heyms König ‚David Bericht‘ – das ist eine tolle Ulbricht-Kritik...“

Hat Siegfried Geißler denn von der Opposition innerhalb der Kirchen, die es ja auch in Südthüringen gab, nichts mitbekommen? Nein, eine solche Außenwirkung hätten die Kirchen nicht gehabt, um ihn in der Zeit vor dem Herbst 1989 zu erreichen. Das hat sich dann allerdings geändert, wie auch die Genossen von der Bezirksverwaltung des Ministeriums für Staatssicherheit Suhl am 5. November 1989 konstatierten. In einem als „streng vertraulich“ kategorisierten Bericht schreiben sie über „die kirchliche Veranstaltung mit anschließender Demonstration und Kundgebung am 4. 11. 1989 in Suhl“: „Der Zustrom zur angekündigten Veranstaltung begann ab 14.00 Uhr. Es bewegten sich Personen aus allen Wohngebieten der Bezirksstadt zu den evangelischen Kirchen. Bis zum Beginn der Friedensgebete um 15.00 Uhr hatten sich ca. 1 800 Personen in der Hauptkirche, ca. 600 Personen in der Kreuzkirche sowie ca. 8 000 Personen im Steinweg – Bereich zwischen beiden Kirchen – eingefunden. ... Im Verlaufe der Kundgebung ergriffen 9 Redner, deren Beiträge nachfolgend enthalten sind, das Wort. ... 7. Geißler, Siegfried (...) freischaffender Komponist. Er war bis 1980

Chefdirigent der Suhler Philharmonie und trat in der Vergangenheit mehrfach mit antisozialistischen Aktivitäten in Erscheinung. Seit seinem Parteiaustritt im September 1989 beabsichtigt er, sich ... der Politik zu widmen. Geißler ist Mitglied der Arbeitsgruppe ‚...Verfassung/Strafrecht‘ des ‚neuen Forums‘ Suhl und bot sich gegenüber der Bohley als ‚Kontaktadresse‘ des ‚Neuen Forums‘ in Suhl an. Während der Kundgebung trat er aggressiv in Erscheinung.“ [zitiert wurde aus: Aufbruch '89. Kleine Chronik der Herbstereignisse 1989 in der Bezirksstadt Suhl. September bis Dezember. Hrsg.: Bernd Winkelmann, Brigitta Wurschi, Bischofrod 1990; die Schreibweise ist den Originaldokumenten des MfS entnommen, J. R.]

Die Aktenvernichtung durch die Stasi verhindern

Am 4. Dezember 1989 sollten in der Suhler Stadthalle die Arbeitsergebnisse der 14 Arbeitsgruppen des NEUEN FORUM vorgestellt werden. Siegfried Geißler frischt die Erinnerung an diesen schicksalhaften Abend erneut mit einem Blick in den „Aufbruch '89“ auf: „Schwerpunkte des Abends sollten sein: 1. Berichte aus der Arbeit des NEUEN FORUM und seinen Arbeitsgruppen, 2. Aussprache über die Folgen der Grenzöffnung unter dem Thema ‚Reisen ist nicht alles‘. Gegen 19.30 Uhr sind 2 bis 3 000 Menschen in der Stadthalle versammelt. Doch der Abend verläuft anders als geplant. Schon mittags wurde bekannt, daß in der ganzen Republik in den Gebäuden der Staatssicherheit Akten vernichtet werden. Am Nachmittag verhandelt eine kleine Abordnung des Sprecherrates...mit Bezirksstaatsanwalt Dr. Schulze und Major Linke von der Bezirksbehörde der VP, um mit einer kleinen Gruppe in der Bezirksverwaltung der Staatssicherheit einen Kontrollgang und die Versiegelung der Aktenschränke zu erreichen. Generalmajor Lange, Leiter der Bezirksbehörde der Staatssicherheit, teilt 18.15 telefonisch mit, daß eine Gruppe von zehn Personen das Gelände der Stasi besichtigen kann. ... Gegen 21.30 Uhr kommt die ‚Zehnergruppe‘

zurück und berichtet, daß sie nur zu einem Gespräch mit Generalmajor Lange empfangen wurde, aber keinerlei Kontrollgänge durchführen durfte. Tumultartiger Protest bricht aus. Sofortige Demonstration und Besetzung der Stasi wird gefordert. Die Sprecher vom NEUEN FORUM schlagen eine geordnete Demonstration zur Stasi am Mittwoch, 14 Uhr, vor. Der Gesprächsleiter des Abends versucht, durch Abstimmung Zeit zu gewinnen, um besonnen handeln zu können. Doch die Massen sind nicht zu halten und brechen auf.“

Am Ende eines gefährlichen Marsches von weit über 4 000 Menschen mit Kerzen in der Hand hoch zur „Burg“, wie das Domizil der Bezirksverwaltung des Ministeriums für Staatssicherheit in Suhl hieß, durften 14 Bürger ins Innere – Siegfried Geißler war dabei. Und ist von da an ab sieben Uhr in der Frühe, häufig bis tief in die Nacht, zu Weihnachten und über den Jahreswechsel 1989/90 auf der „Burg“. An den Feiertage wurde es schwierig, immer eine Bürgerwache zusammen zu bekommen. Da hat er seinen Freunden schon mal ein strenges „Ihr seid mir schöne Revolutionäre, macht eine Revolution mit eingepflanzten Feiertagen“ entgegengeschleudert.

Geißler, der in den Medien und in den Erinnerungen derer, die damals dabei waren, zum „Stasiaufklärer“ par excellence wurde, nimmt kein Blatt vor dem Mund, sagt aber zugleich: „Man muss alles differenziert sehen“. Viel konstruktive Energie hat der Musiker in den Aufbau eines Bürgerkomitees in Thüringen gesteckt. Noch in den letzten Tagen der DDR, am 1. Oktober 1990, meldete Siegfried Geißler beim Amtsgericht Suhl das „Thüringer Bürgerkomitee e.V.“ an. Dieses Komitee ist bis heute noch in Zella-Mehlis existent. Das Bürgerkomitee sei, so Geißler, der Grundstock bei der Stasi-Auflösung gewesen. Entstanden ist es in den Abendstunden jenes 5. Dezember 1989, als der Ausgang allen Tuns noch sehr, sehr offen war...

Wenn Siegfried Geißler, der seit Beginn dieses Jahres an seiner Lebensgeschichte arbeitet, heute öfters im „Gambrinus“ in Suhl bei seinem Sohn sitzt, dann kommt es nicht

selten zu philosophischen Rückblicken und Vorschauen: „Es müssen so wichtige und so viele Reformen in der ganzen Welt geschehen und das klappt nicht einmal in Deutschland!“ Immer noch glaubt Geißler, dass es so etwas wie einen „Dritten Weg“ zwischen Kapitalismus und Sozialismus geben muss. „Es muss jedenfalls ein anderer Weg sein, weil dieser Kapitalismus uns so schonungslos entgegen tritt. Diese Ellenbogen und Krawattengesellschaft kann es nicht sein. Über Gemeinnützigkeit redet kaum jemand, noch weniger handeln entsprechend. Ich bin dafür, dass auch die zu gemeinnütziger Tätigkeit herangezogen werden, die von der Gesellschaft profitieren.“

Dass Deutschland wieder ein vereintes Land geworden ist, dass begrüßte und begrüßt Geißler aus vollem Herzen. Wie diese Vereinigung allerdings abgelaufen ist, das ringt ihm keine Zustimmung ab. Die Worte, die er für die Leistung beim Aushandeln des Einigungsvertrages für die damals maßgeblich Handelnden auf DDR-Seite findet (Geißler nennt hier Krause, Lothar de Maizière und Diestel) – diese Worte sind drastisch! So vieles sei in jener bewegten Zeit über die Menschen gekommen. Auch er habe die Zeit nicht genießen können, habe keine Reisen gemacht beispielsweise. „Ich war sofort und total politisch eingebunden. Dabei wollte ich eigentlich noch mal um die ganze Welt wandern. 1989 glaubte ich, jetzt, wo ich selber mitgestalten kann, da wird alles besser. Aber nichts ist besser geworden. Dieses Land ist nicht geeignet zur Mitgestaltung! In der DDR gab es keine Demokratie. Das, was in der Bundesrepublik passiert, kann man nicht Demokratie nennen. Demokratie bedeutet für mich, dass man miteinander und nicht gegeneinander arbeitet.“

Für eine Bürgerdemokratie sei er, so Siegfried Geißler, in der Parteien existieren und ihre Kandidaten stellen können. Auf dem „können“ liegt seine Betonung. Zusammen setzen solle sich das Parlament aus jenen, die

die meisten Stimmen bekommen und das Vertrauen der Wähler erhalten. Listenplätze wie bisher lehnt er ab. Jeder möge sein Programm veröffentlichen. Auch Fraktionsbildung lehnt Geißler ab, möchte dafür wirkliche Gewissensfreiheit für alle Abgeordneten realisiert sehen. Dem Landesparlament würde er eine Kommunalkammer – bestehend aus gewählten Vertretern der Kommunen oder berufenen Bürger- und Interessenvertretungen – nach- oder vorschalten. Und noch etwas: Geißler plädiert für den Zwang zur Wahl! Unter den jetzigen Verhältnissen würde ja ganz augenscheinlich eine Minderheit über eine Mehrheit bestimmen.

Als Weltbürger Nr. 2 anregender Impulsgeber

Zum alten Eisen kann der 75jährige Bürgerrechtler Siegfried Geißler noch lange nicht gerechnet werden. Er kann aus reichen Erfahrungen als Sonderbeauftragter für Thüringen und Angestellter des Gauck-Ausschusses der ersten frei und geheim gewählten Volkskammer schöpfen. Auch als Abgeordneter des NEUEN FORUM in den Thüringer Landtag, dessen erster Alterspräsident er war, wurde er gewählt. Dort sorgte er gemeinsam mit Matthias Büchner, seinem politischen Mitstreiter, für Furore. Siegfried Geißler war außerdem schon Suhler Stadtrat und Mitglied im Ortschaftsrat in Suhl-Heinrichs.

Das alles macht diesen Mann zu einem mehr als anregenden Gesprächspartner und zu einem Impulsgeber. Dass es leicht wäre, sich auf ihn einzulassen, das behauptet nicht einmal er selbst, der von sich mit einem Augenzwinkern sagt: „Geborener Sinfoniker. Kosmopolit, Pazifist, Anarchist, Atheist und Kommunist. Nach Sartres Erklärung 1950 zum Weltbürger Nr. 1, meine Erklärung 1951 in Speyer zum Weltbürger Nr. 2. Ich bin da als der ich bin (Martin Buber). Ich denke, also bin ich (René Descartes). Ich sage: Ich bin, also denke ich.“

Eckhard Giese

Auf „Montage“ in der ehemaligen Parteischule

Prof. Dr. phil. Eckhard Giese:

Geboren 1953 in Münster als zweites von fünf Kindern, aufgewachsen in Papenburg/Ems.

Eckhard Giese studierte von 1971 bis 1978 Psychologie an den Universitäten Heidelberg, Würzburg, Manchester in Großbritannien und Münster. Von 1978 bis 1981 schloss sich ein Forschungsaufenthalt in psychiatrischen Einrichtungen in Italien an. 1983 promovierte Eckhard Giese zum Dr. phil. in Bremen. Von 1984 bis 1992 übte er eine Praxistätigkeit in der Berliner Jugendhilfe aus. Seit 1992 ist er Professor für Sozialwesen der Fachhochschule Erfurt mit den Lehrgebieten Psychologie, Sozialpsychiatrie, Gender Studies und Umweltpsychologie.

Geboren wurde ich 1953 in Münster/Westfalen als zweites von fünf Kindern meiner Eltern. Von 1971 bis 1978 kam dann mein Studium der Psychologie an den Universitäten Heidelberg, Würzburg, Manchester und Münster. Daran schloss sich ein Forschungsaufenthalt in psychiatrischen Einrichtungen in Arezzo und Genua an, der bis 1981 dauerte. 1983 folgte meine Promotion zum „Dr. phil.“ an der Universität Bremen. Ab 1984 begannen acht Jahre Praxistätigkeit in der Westberliner Jugendhilfe. Die Professur am Fachbereich Sozialwesen an der Fachhochschule Erfurt habe ich seit 1992 inne. Meine Lehrgebiete sind Psychologie, Sozialpsychiatrie, Gender Studies [Geschlechterforschung] und Umweltpsychologie.

Eigentlich bin ich „Ossi“: aufgewachsen in der Kanalstadt Papenburg an der Ems unter den Klängen der nun mittlerweile ausgelagerten Schiffswerft Meyer; ein Ort mit holländisch

geprägtem Stadtbild (die Butter- und später Cannabisfahrten ins Nachbarland dauerten keine halbe Stunde). Tatsache ist allerdings, dass (um es ganz genau zu nehmen) Ostfriesland exakt an der Stadtgrenze zu Papenburg beginnt, und die Bevölkerung wandelt sich von katholisch – CDU wählend zu protestantisch-sozialdemokratisch. Und auch die Ossi-Witze meiner Gymnasialzeit gehen natürlich anders als die Ossi-Wessi-Witze im wiedervereinigten Deutschland.

Die „DDR“ (immer mit „“) war typischerweise als „Zone“ beziehungsweise „SBZ“ Thema meiner Schulzeit, ich erinnere mich an gewisse Unterrichtsmaterialien der Bundeszentrale für politische Bildung. Der Kommunismus als Weltanschauung und seine realsozialistische Umsetzung kamen nicht gut weg im katholischen Milieu meiner Kindheitskleinstadt. Immerhin, es gab einen überzeugten Kommunisten, der Biologie am Papenburger Gymnasium unterrichtete, dessen Überzeugungen aber eher kolportiert als offenbart wurden – wahrscheinlich tat der Mann gut daran.

Die DDR – so etwas wie ein unheilvolles, graues Loch

Wir haben bis heute keine Verwandtschaft in der früheren DDR, und was hatte die Familie Scholz, die aus Schlesien vertrieben, bei meinen Großeltern mütterlicherseits untergekommen war, schon mit der DDR zu tun? Freilich hatten diese anno 1921 ihre Hochzeitsreise nach Tabarz unternommen, was mich allerdings erst rührte, als ich es später selbst besuchte.

Mangels persönlicher Bindungen und Erfahrungen war und blieb die DDR eher so et-



was wie ein unheilvolles, graues Loch auf der Landkarte, als deren gebetsmühlenartig uns Schülern immer wieder präsentierte besondere Errungenschaft der polytechnische Unterricht galt. Ein Leistungskurs Marxismus-Leninismus, den ich in der elften Klasse des Gymnasiums zusammen mit meinen schülerbewegungsbewegten Mitschülern gewählt hatte, erwies sich im Nachhinein als eine gute Vorbereitung auf meine Studienjahre, den Appetit auf die DDR steigerte er nicht. Der Sozialismus erschien uns 15-jährigen im Großen und Ganzen nur attraktiv als freiheitliche Variante, wobei der dritte Weg Jugoslawiens Emanzipation und Wohlstand gleichermaßen zu gewähren schien. Wobei meine Schule sich durchaus nicht als demokratischer Immunschutz für einige meiner Mitschüler erwies, die sich wenige Jahre später in stalinistischen Gruppen wiederfanden bzw. im „bewaffneten Kampf“ terroristischer Gruppen ihr Leben ließen.

Ich erinnere mich an meinen ersten West-Berlin-Besuch. Die Einreise noch vor den Milderungen der Brandtschen Ostpolitik hätte ich mir kaum unangenehmer vorstellen können: natürlich wurde unser VW gefilzt und mein Freund musste seine langen Haare hochnehmen, um sich dann von dem Grenzer

sagen zu lassen, er sehe aus wie eine Waschfrau. Oder so ähnlich. Das Grenzregime der DDR hat viel dazu beigetragen, diesen Staat als Gefängnis erscheinen zu lassen, und Petitessen wie das Eintrittsgeld („Transitgebühr“); die rigiden, dabei für die DDR hochlukrativen Strafmandate für minimale Geschwindigkeitsüberschreitungen; das Gesprächsverbot mit Einheimischen auf den Autobahnraststätten trugen dazu bei, die Einfahrt in das „Territorium“ der DDR mit Beklommenheit zu verbinden. Die Neugier auf diese Weltgegend wurde minimiert und ihr Verlassen mit Erleichterung quittiert. Die Tatsache, dass man die DDR nun mal zwangsläufig und schnellstmöglich durchfuhr, führte ja nun dazu, dass sie subjektiv entlegener war als sagen wir, Neuseeland. Städte wie Leipzig oder Erfurt waren Namen auf der Landkarte bzw. Abfahrten auf Autobahnen, die zu benutzen uns normalerweise verwehrt war, und, ich gestehe es, die Sache hat funktioniert! Etwas, das du nicht kennenlernen darfst, das eifersüchtig bewacht und großsprecherisch verteidigt wird, erzeugt nun mal keine große Anteilnahme, und so lebte ich bis zu Gorbatschows Perestroika als Westdeutscher.

Psychiatriereform der DDR erst nach der Wende zur Kenntnis genommen

Nach meiner Schulzeit ging ich zum Studium nach Heidelberg, anschließend nach Würzburg und lebte ein Jahr lang in Großbritannien, von wo aus es mich in meine Geburtsstadt Münster verschlug. Schließlich hörte ich von der italienischen Psychiatriereform, die in jenen Jahren im Gefolge der Studentenbewegung Züge einer Kulturrevolution trug und es mir möglich machte, ein fachliches Interesse mit einem erneuten längeren Auslandsaufenthalt zu verknüpfen. Von jenseits des „Eisernen Vorhangs“ (eine Metapher, die sich als wirkmächtig erwies), ist mir die damalige Debatte über den politischen Missbrauch der Psychiatrie in der Sowjetunion haften geblieben, während ich Ansätze der Psychiatriereform in der DDR erst nach der Wende zur Kenntnis nahm. Nach der Promotion zum Dr. phil. zog ich

1984 mit meiner damaligen italienischen Freundin von München in die, wie es damals DDR-seitig hieß, „selbstständige politische Einheit West-Berlin“. Bevor wir damals so entschieden – unter anderem sollte ein Hauptfachstudium der Skandinavistik am neuen Standort möglich sein – haben wir die in Frage kommenden Städte markiert und teilweise besucht. Es lief unstrittig auf Berlin zu, und ich bin noch heute froh darüber, in dieser Stadt sowohl unter DDR- wie Wendebedingungen neun Jahre meines Lebens verbracht zu haben.

West-Berlin zu Mauerzeiten, ein einzigartiges Soziotop mit einer bunten Szenemischung, einer Vielzahl innovativer Projekte im sozialen Bereich und einem unvergleichlichen Kultur- und Kneipenleben, war ein gar zu verlockendes Angebot für uns. Das Erwachsenwerden konnte noch ein wenig herausgeschoben werden; herrlich geringe Mieten ermöglichten einen passablen Lebensstandard auch bei geringem Einkommen, und für mich fügte es sich prima, dass ich von einer Studienfreundin aus Münster, die sich mit ihrem Freund in Berlin niedergelassen hatte, in die Tätigkeit des Einzelfall- und Familienhelfers für diverse Berliner Jugendämter eingeführt wurde. Die Tätigkeit als Honorarkraft an der Basis in den Familien hat mir viele Einblicke in Lebensverhältnisse ermöglicht, über die ich heute mich dozierend auslasse; die Aufgabe war teilweise recht aufreibend und ging mir in der ersten Zeit mächtig an die Nieren. Ich wollte gern weniger isoliert arbeiten und nahm das Angebot, in eine Vierer-Praxisgemeinschaft am schönen Carl-Herz-Ufer in Kreuzberg einzusteigen, ohne Zögern an.

Nur durch die Medien von Demonstrationen im Osten erfahren

DDR-mäßig gesehen, war ich eigentlich mitreden. Natürlich machte ich gelegentlich ´rüber nach Ost-Berlin, aber das Grenzregime (siehe oben), die kundenunfreundlichen Öffnungszeiten des Ostteils und die bescheidenen Möglichkeiten, die 25 DM Zwangsum-

tausch irgendwie sinnvoll einzusetzen, ließen das Angebot schnell unattraktiv werden. Ich habe mir damals einige Grundwerke der sowjetischen Psychologie gekauft (weniger: gelesen) und verhielt mich ansonsten beobachtend.

Bis die Mauer fiel. Mangels geheimdienstlicher oder persönlicher Verbindungen in die ostdeutsche Friedensbewegung habe auch ich nur durch die Medien von Demonstrationen gegen ein System erfahren, dessen Bestand ich ganz im Sinne des Honneckerschen Diktums für unerschütterlich hielt. Und dann war ich verblüfft, froh, aber ich sag’s ehrlich, nicht euphorisch. Ich bin schnellstmöglich herüber gefahren, habe Fachkontakte geknüpft, die mir in der Atmosphäre dieses Umbruchs unwirklich und etwas gezwungen erschienen, wie der Besuch bei lange verschollenen Verwandten, die man nun unverhofft wiedertrifft, mit denen man aber eigentlich auch keine größere Vertrautheit hat als mit völlig Fremden.

Das bislang verschlossene Berliner Umfeld erobert

Ganz Westberliner, der ich in der Zwischenzeit mit einem erstaunlichen Heimatgefühl geworden war, eroberte ich mir in stundenlangen Staus das bis dahin völlig verschlossene Berliner Umfeld mit seinen an die 200 Seen und bereiste alsbald Städte wie Schwerin, Wismar usw. Während Brandenburgische Dörfer noch über viele Jahre hinaus als einziges Kennzeichen der Verwestlichung eine (inzwischen wieder abmontierte) gelbe Telefonzelle und ein Tschibo-Geschäft aufwiesen, habe ich schnell entdeckt, dass viele ostdeutschen Städte die schöneren waren und blieben, was dann neben dem menschlichen Faktor für mich erste Impulse eines wachsenden gesamtdeutschen Bewusstseins wurden: ich, der ich immer so gelitten habe unter den Beton-Arien der westdeutschen Stadtsanierung, die ehemals berückende Städte wie Kassel oder Köln so verhunzt haben, konnte mich gar nicht sattsehen an diesen historischen Stadtkernen und Altstädten. Der Rest ist schnell erzählt: gespannt

hoffte ich, dass die sich abzeichnende Vereinigung einigen westdeutschen Fehlentwicklungen den Garaus bereiten könnte, doch, so wie der Hase lief, erwies sich die Hoffnung auf einen Reformschub aus dem Osten angesichts der Verkohlung und dem starken Drang der DDR-Bevölkerung zur D-Mark illusorisch.

Lafontaine hatte keine Chance, was ich persönlich damals den Ossies übelnahm. Die Träume und Utopien einer bürgerbewegten DDR lösten sich recht schnell im Nichts auf, die DDR erschien in ihren Bräuchen und Lebensstilen deutscher als Westdeutschland mit seiner Nachkriegsamerikanisierung.

Deutsche Vereinigung – ein nur teilweise gelungener Fall

Diese Zeit des Umbruchs, der erregten Debatten um eine neue Verfassung (leider nein) und der später für einige Jahre unerschöpflichen Ressourcen für den Wiederaufbau der Neuen Bundesländer ist mir in angenehmer Erinnerung – obschon sich im Nachhinein und von den Ergebnissen her betrachtet, die deutsche Vereinigung als ein nur teilweise gelungener, gleichwohl kostspieliger Fall von Sanierung ohne Strukturreform und ganz überwiegend im Sinne einer gesamtstaatlichen Nivellierung vollzogen hat. Eine bewegte Zeit: Was würde von der DDR bleiben? Würde es Mischformen geben? Ein wirklich reformiertes Gesundheitswesen, eine Verkehrsinfrastruktur, die dem Vorrang des Individualverkehrs gegenüber Bussen und Bahnen bis in den letzten Winkel der Gesellschaft Einhalt gebieten würde?

Alles Schnulli. Es kam, wie es gekommen ist, und an der sich breitmachenden Enttäuschung vor allem hier im Osten Deutschlands leide ich mit. Jahre des Überflusses – als solche erst im Nachhinein erkennbar – die es mit sich brachten, dass kleine Projekte der Nachwendezeit -zig ABM-Stellen erhielten, öffentliche Gebäude liebevoll und mit großem Aufwand wiederhergestellt wurden; Zeiten, in denen gar wirtschaftliche Hoffnungen keimten, sind durch ein Dauergefühl der Malaise und zunehmender Hoffnungslosigkeit abge-

löst worden, wobei die Ost-West-Spannung eher wieder zunehmen könnte. Ich steuerte auf die vierzig zu, wollte nun möglichst einen unsicheren Honorarjob gegen eine Feststellung tauschen und bewarb mich an Fachhochschulen. Eine dieser Bewerbungen führte mich nach Erfurt, meiner heutigen Wirkungsstätte. Ich war mir damals, Sommer 1992, vollkommen sicher, dass ich lieber in die frühere DDR gehen als Professor in Darmstadt oder Frankfurt werden wollte, und auch meine Frau fand diese Option interessant.

Ich wurde von der Berufungskommission an einem knallheißen Julinachmittag des Jahres 1992 zum Probevortrag in die ehemalige Parteischule der SED geladen, und es funktionierte. Erwartungsvoll konnte ich im September des gleichen Jahres meinen Dienst antreten und bekam auch gleich ein Zimmer in dem weißen Betongebäude zugewiesen, in dessen Foyer wir nach einer Weile ein sozialistisches Kollossalgemälde entdeckten, das aus politischen Gründen mit einem gigantischen Vorhang verdeckt wurde. DDR-Blümchen-Tapete, Dauerheizung ohne Heizungsventil und eine Vollversorgung in der Mensa gaben den Rahmen ab, der durch die Notwendigkeit umgrenzt wurde, ohne Bibliothek, ohne Prüfungs- und Studienordnung den ein Jahr zuvor begonnen Lehrbetrieb mit nunmehr acht KollegInnen weiterzuführen.

Aufbruch mit Enthusiasmus und zeitweiliger Überforderung

Die Atmosphäre jener Anfangsjahre ist wie wohl jeder Aufbruch mit Enthusiasmus, zeitweiliger Überforderung, Frust und Begeisterung umschrieben. Hochmotivierte Studierende mit interessanten Biographien, häufig berufserfahren und ein von Anfang an stimulierendes Verhältnis unter den Kolleginnen und Kollegen machten Angebote anderer Hochschulen für mich schnell unattraktiv: ich hatte meinen Platz gefunden, ich konnte und musste mich gestaltend engagieren. Dieses erste Jahr, in dem ich auf „Montage“ in der Parteischule lebte und lehrte, Gremiensitzungen bis in die frühen Abendsstunden durch Besu-

che in der „Sportlerklause“ oder im Offizierskasino gekrönt wurden, stellte einen Sog und eine Dichte her, denen manchmal am Freitag, heimgekehrt nach Kreuzberg, eine regelrechte Katerstimmung folgte.

Was tun?

Vater werden in Erfurt

Ich sollte und wollte Vater werden, und dieses noch zu Berliner Zeiten gegründete Ereignis fiel fast zusammen mit unserem nunmehr gemeinsamen Umzug nach Erfurt. Ich hatte mit viel Mühe eine Vier-Raumwohnung zu einem für Westberliner Verhältnisse horrenden Mietzins bei einem verschrobenen Vermieter ergattert, und so saßen meine hochschwängere Frau und ich im September 1993 auf dem Bock eines Möbellastzuges von Berlin nach Erfurt. Im November 1993 wurde unser Sohn Finn in der hiesigen Frauenklinik geboren, einige Jahre später erblickte Merle im Geburtshaus das Licht der Welt.

Mit der Familie in Erfurt zu leben, stellt gänzlich andere Bezüge her, als wenn man, was im Hochschulwesen durchaus möglich und üblich ist, hierher für einige Wochentage einpendelt. Über Kinder, aber auch berufliche Kontakte erwächst ein soziales Netz, wobei sich neu Zugezogene untereinander naturgemäß schneller finden. Die Triplizität der Neuanfänge dieser Zeit: neuer Arbeitsplatz, Familienneugründung, Kinder... in einer fremden Umgebung zu bewältigen, war schwierig und manchmal ziemlich kräftezehrend. Der Turnaround vom quirligen Berlin zum Professor und Familienvater im beschaulichen Erfurt hatte es in sich. Ich konnte mir den Abschied von Berlin einige Jahre lang nicht wirklich eingestehen, mit der Folge, dass ich meine Kreuzberger Zwei-Zimmerwohnung so lange gehalten habe, bis mir die dortige Zweitwohnungssteuer den entscheidenden Impuls gab, diesen Koffer in Berlin zu holen.

Ich habe mich gemäß auch meinem fachlichen Credo von der Gemeindepsychologie (eine Auffassung, wonach sich psychologische und psychiatrische Dienstleistungen auf das soziale Umfeld der Menschen einzulassen

haben) bewusst und entschieden um Beheimatung in Erfurt bemüht, indem ich z.B. gleich drei Vereinen beigetreten bin – um dann festzustellen, dass dieser etwas gewollte Ansatz auch nur in den Fällen funktioniert, wo man auf Menschen trifft, mit denen man so etwas wie einen Gleichklang empfindet.

Tatsächlich habe ich an der Fachhochschule Erfurt die berufliche Wirkungsstätte meines Lebens gefunden, die mich fachlich fordert und anregt und mir gerade aufgrund der Übersichtlichkeit und der Nähe zu den Landesministerien Wirkungsmöglichkeiten eröffnet, die in einer Millionenstadt in dieser Weise nicht leicht gegeben sind.

Unsere beiden Kinder sind Erfurter/innen und fühlen sich hier wohl. Die Beheimatung ist für mich in dieser Stadt ein besonderer Vorgang, der, da Ostdeutschland, sich in anderer Weise gestaltet als im Falle von Würzburg, Münster oder München oder gar im Ausland. Während dem deutschen Immigranten in Italien vollkommen klar ist, dass kulturelle und soziale Unterschiede erlebt und wohlmöglich genossen werden können, sind deutsch-deutsche Begegnungen diffiziler, die Unterschiede meistens feiner, sind die Wahrnehmungen belasteter. So hat mich mein chronischer Yieper auf das Leben im Ausland im Falle Thüringens doch etwas missgeleitet.

Nachklang einer verschwommenen Sehnsucht nach mehr Gleichheit

Es war in Teilen eine Zeitreise in die Vergangenheit (kulinarisch; Grüßen per Handschlag; Spontanbesuche ohne vorherige telefonische Anbahnung usw.); eine Fremdheit des Vertrauten, eine Begegnung mit Differenzen im Kleinen, die ich vorfand, als die Begegnung mit einer fremden Kultur, die ich in der Ex-DDR durchaus auch gesucht und gewertschätzt hätte, und sei es als Nachklang einer verschwommenen Sehnsucht nach mehr Gleichheit; Solidarität; nach weniger Konsumorientierung und weniger Konkurrenz unter den Menschen. Der gegenwärtige Braindrain; das Absinken in die Hoffnungslosigkeit und das schwächer werdende Ansehen demokra-

tischer Institutionen und Parteien in Ostdeutschland machen mir Kummer, denn ich freue mich an dem wieder zusammengewachsenen Deutschland und seinen Menschen, Landschaften und Städten. In diesem Sinne bin ich selber heute deutscher als vor zehn oder 15 Jahren, ich bereise hiesige Landschaften vorzugsweise mit dem Fahrrad und interessiere mich für ihre Geschichte(n) stärker als früher.

Ich habe großen Respekt für die Anpassungsleistung der vielen Ostdeutschen, die den meisten Westdeutschen nicht gegenwärtig ist, die schließlich unter dem gleichen Rechtssystem, mit den gleich gebliebenen Berufsabschlüssen und Lebensgewohnheiten weiterleben konnten. Bedauerlich finde ich die geringe Wertschätzung immaterieller Errungenschaften wie der Reise- und Meinungsfreiheit, die von der scheinbar alles erdrückenden Angst vor Arbeitslosigkeit und einem diffusen Gefühl von Überforderung, Überfremdung und Zukunftsangst überlagert werden. Die Bizzarien der Anfangsjahre, zu denen ich auch ein maßlos überteuertes Wohnangebot zähle, ebenso anekdotische Erlebnisse wie den sprichwörtlichen Versicherungsmann, der ostdeutsche Anwärter in Hotelhinterzimmern lautstark und großsprecherisch einweist, sind – Zwischenstand? – einer etwas grauen und hoffnungslosen Routine gewichen, wobei mir übersteigerte Erwartungen auf beiden Seiten der früheren Grenze mitursächlich für die eingetretene Enttäuschung zu sein scheinen: wie konnte man nur erwarten, zu überholen ohne einzuholen?

Das Klischee vom Wessi, der beruflich woanders nichts geworden wäre, ist bereinigt worden durch diejenigen, die inzwischen wieder „rüber gemacht haben“, und die ehemaligen Wessies sind immer noch stärker untereinander als mit Erfurtern vernetzt, wobei es Ausnahmen gibt. Nachdem ich, wie viele SozialwissenschaftlerInnen, jahrelang nach

ost- und westdeutschen Besonderheiten gefahndet habe, habe ich den Eindruck, dass vieles eher Wunsch- bzw. Zerrbilder und Projektionen darstellte. Weder habe ich Alltagsbeispiele für eine größere zwischenmenschliche Solidarität unter Ostdeutschen gefunden, noch glaube ich, dass sich die behaupteten Unterschiede im Geschlechterverhältnis (stärker kumpelhaft, weniger spannungsgeladen, „menschlicher“) dauerhaft von westdeutschen Verhältnissen abheben. Andere Eigenarten im Alltag wiederum (sei es in den Auffassungen zur Kindererziehung, oder bei der Frage, ob und wie pünktlich man irgendwo erscheint) sind niemals in der gebührenden Konkretheit erfasst worden sind – bevor sie sich nun aneinander angleichen werden (wobei die Bücher meines Kollegen Wolf Wagner, die gerade auch Beobachtungen im sozialen Alltag zum Ausgang nehmen, eine rühmliche Ausnahme darstellen).

Das Fazit

Entgegen den alten und neuen Bildern von einem menschenleeren Osten mit den viel strapazierten verblühten Landschaften ist Erfurt eine sehr schöne Stadt... fast ohne Fahrradwege, ohne die von vergleichbaren westdeutschen Hochschulstädten gewohnten urbanen Subkulturen und fast ohne AusländerInnen. Ich lernte, dass sich ostdeutsche Regionen und ihre Menschen ebenso unterscheiden, wie Niederbayern und Rheinländer zwei Spezies darstellen. In den Freundschafts- und Arbeitsbeziehungen, die den Alltag prägen, spielt selten eine Rolle, dass ich zugezogen bin. Ich hatte in den vergangenen zwölf Jahren vielfach Gelegenheit, Ereignisse aufzunehmen, zu begleiten und mitzugestalten, die in und für die Stadt von Bedeutung sind, bis hin zu der Tragödie am Erfurter Gutenberg-Gymnasium. Ich bin angekommen.

Lutz Gode

Revolutionierende Veränderungen durch die Wende erfahren

Lutz Gode:

Geboren 1940 in Beuthen (Schlesien). Die Familie wurde 1945 nach Zwickau umgesiedelt.

Lutz Gode absolvierte nach seiner Schulzeit ein Kunststudium an der Hochschule für Bildende Kunst in Dresden. Danach wurde Erfurt seine Wahlheimat, wo er ein Lehrangebot für Kunst an der Pädagogischen Hochschule annahm. Als Irrtum erkannte er dort bald, durch Mitwirken in der SED positive Veränderungen herbeiführen zu können. In der Folge galt Gode als aufsässig. Die Wende kam für ihn überraschend, doch schätzte er später ein, dass sie in seiner künstlerischen Entwicklung geradezu revolutionierende Wirkung gehabt habe, durch völlig neue Erfahrungshorizonte.

Jeder Bürger in Ost- und Westdeutschland hat auf seine Weise die Wende miterlebt, so dass eine diesbezügliche biographische Betrachtung für alle infrage käme. Zum vorliegenden Projekt sollten beide Seiten angesprochen werden. Die Verantwortung für Erinnerung liegt, wie ich meine, bei allen besonders im öffentlichen Leben wirksamen Bürgern. Realität wird subjektiv verschieden empfunden und gewertet. Eine bestimmte Ebene von Sichten auf z. B. wenderelevante Veränderungen kann schmerzlich sein, soweit die Zeit noch nicht reif dafür ist.

Alles im Leben wird von Menschen entschieden und gelenkt, überall und immer, verbunden mit Tugenden und Schwächen, mit Eitelkeiten, Machtstreben, Idealismus usw. Meinen Standpunkt zum persönlichen Leben kann ich nur verallgemeinert andeuten, da die meisten Weichensteller, deren Tätigkeiten Schaden anrichteten, noch leben. 1940 in Beuthen

(Schlesien) geboren, wurde unsere damalige Familie 1945 nach Zwickau in Sachsen umgesiedelt, während mein Vater Soldat war. Ausgebombt, besitzlos und heimatlos aber alle Familienmitglieder mit dem Leben davongekommen, war das existenzielle Sein in der damaligen sowjetischen Besatzungszone die einzige Alternative für alle. In diesem Umfeld bin ich aufgewachsen, hineingewachsen und über Grund-, Ober- und Hochschule voller Hoffnungen auf eine friedliche, bessere, kriegsfreie Zukunft herangewachsen. Darauf habe ich mein Leben ausgerichtet.

Als Bildender Künstler und Kunsterzieher zugleich gewirkt

Nach dem Kunststudium an der Hochschule für Bildende Kunst in Dresden wurde 1965 Erfurt meine Wahlheimat. Ich nahm ein Lehrangebot als Lehrer für Kunst an der einstigen Pädagogischen Hochschule an. Seitdem bin ich ein volles Arbeitsleben als Bildender Künstler und gleichzeitig Kunsterzieher tätig. Sowohl mein pädagogischer Einfluss, als auch rege Auftragstätigkeiten hatten eine gewisse regionale Bekanntheit zur Folge. Als Nichtchrist erzog man mich zu einer materialistischen Weltanschauung. Meine Ideale und Lebensziele wurden insbesondere durch Impulse aus der Oberschul- und Studienzeit mit bürgerlich-humanistischem Gedankengut angeregt. Nach der Wende erweiterte und differenzierte sich mein Weltbild durch Einblicke in die Chaostheorie, mir bislang wenig vertraute philosophische Richtungen und andere Quellen, einschließlich der Beschäftigung zum Stellenwert des Christentums und anderen Weltreligionen. Die Wende kam für mich, wie sicherlich für die meisten Deutschen, voll-

lig überraschend. Ich hätte niemals damit gerechnet, dass es jemals wieder ein einheitliches Deutschland geben würde. An dem Tag, als die Mauer fiel, weilte ich gerade mit einer Studentengruppe in Berlin zu einem Ausstellungsbesuch. Auf der Rückfahrt sprach sich das Ereignis herum. Einige Studenten blieben in Berlin und fuhren nicht mit nach Hause. Als wir zu später Stunde in Erfurt ankamen war der Bahnsteig für Fernzüge in Richtung Berlin voller Menschen, die spontan in die „Hauptstadt“ fuhren, die es später wieder wurde. In den darauffolgenden Tagen waren die Schulklassen nicht arbeitsfähig. Vieles im öffentlichen Leben wurde improvisiert. Jede Veränderung wurde von allen, die ich kenne, wie das Normalste in der Welt angenommen.

Die Aussagen von DDR-Politikern wurden zwar von den Menschen registriert aber meistens auch gleichzeitig ins Feld der Widersprüche gesteckt. Mit dialektischer Denkmethode ausgestattet, theoretisierte man offen und mutig an Gegenargumenten, Ratschlägen

und Zweifel, auf die aber die damaligen Funktionäre nicht konstruktiv reagierten. Die Ohnmacht bzw. Handlungsunfähigkeit des Staates war vielen bewusst. Sie blieb in Ratlosigkeit stecken. Das Bewusstsein von einem Volk hatte ich in meinem Erfurter Wirkungskreis niemals registriert, damals nicht und heute auch nicht.

Empörung und Abscheu nach der Offenlegung der Denunzianten

In den letzten Jahren der DDR-Zeit hatte sich trotz verschärfter Überwachungstätigkeiten überall eine seltsame Aufgeschlossenheit unter fremd zueinander stehenden Menschen ereignet. Wir wussten im Familien- und Freundeskreis, dass es überall Schnüffler und Denunzianten gab. Man kannte nur jene dubiosen Personen nicht. Dieser Annahme wurde mit versuchtem Humor, bzw. Galgenhumor begegnet. Die baldige Offenlegung der Betreffenden sorgte in mir für große Überraschung



und Erstaunen. Dass dieses Netz bis in die Familien hineinwucherte, in jede Studien- gruppe, in jedes Arbeitskollektiv usw. oder dass bereits ein erstes, funktionsfähiges Inter- nierungslager installiert war, löste grenzen- lose Empörung, Wut und Abscheu aus. In kur- zer Zeit avancierte der Verrat der aufrichtigen Gefühle, Ideen und Meinungen zu einer neu- en, bitteren Realität. Die Enttäuschung war erschütternd. Ein System hat eine ganze Ge- neration mit existenziellen Dingen versorgt und gleichzeitig verraten, indem die mensche- liche Würde aus Ohnmacht und Dummheit zum albernem Spiel degradiert wurde. Was täglich guten Herzens mit voller Kraft errichtet wurde, zersetzten andere neben uns gleich- zeitig.

Die Kunst als einziger Weg, nach außen wirken zu können

Als junger Mann trat ich voller Stolz, aus ei- genem Willen und nicht durch Anwerbung, in die SED ein. Ich wollte mich, in der guten Ab- sicht unter organisierten Verhältnissen mit- wirken zu können, für die kollektive Idee des Fortschritts engagieren. Sehr bald zeigte sich der Irrtum, die Sinnlosigkeit, indem man als beitragszahlendes Mitglied mit zeitrauben- dem, unproduktivem Bürokratenkram un- schöpferischen Ballast auf sich nehmen muss- te. Im Ergebnis dieser Auffassung galt ich nun- mehr als aufsässig, wie es sich später heraus- stellte. Mit meiner Gesinnung wurde ich an- genommen, fühlte mich jedoch benutzt. Erst später erkannte ich, mit dem Abtauchen in die innere Emigration, dass die Kunst für mich der einzige Weg ist, der über das ICH nach außen wirken kann und obendrein noch eine the- rapeutische Funktion ausübte. Ein Austritt aus der Partei wäre existenzvernichtend gewesen. Als die Mauer fiel, war ich in der damaligen Parteigruppe der erste, der sein Parteibuch abgab. Es folgten nach und nach fast alle Mitglieder. Meine Parteierfahrung und die damalige PH Erfurt gehören zusammen. Die PH nahm meine fachlichen Fähigkeiten in An- spruch, stoppte die Karriere und stufte mich auf den nächst möglichen Status zurück. Seit-

dem fresse ich unverändert mein Gnaden- brot. Die stasigelenkte Maxime: Verunsiche- rung, Isolierung und Vereinsamung zu ver- breiten wurde von einigen damaligen Lei- tungsausübenden gern für meine Person zu- geschnitten, so dass ich glaubte, diesen Ring um mich niemals durchbrechen zu können. Jede Bemühung um Außenwirksamkeit der Kunstkonzentration Am Hügel wurde im Keim erstickt. Der allzeit existierende Futterneid unter einigen Künstlerkollegen bremste im allge- meinen fast jede künstlerische Initiative, ein- schließlich auch meine Vorschläge.

Mit der Wende ging die PH in die Uni über. Die Kunsterziehung überlebte mit dem alten Personalstamm. Bei allen erfrischenden Ver- änderungen sind jedoch leider personenbe- dingte Gewohnheiten weitergeführt worden z.B. die Hügelisolierung mit einer zu geringen territorialen Ausstrahlung. Was früher von un- sichtbaren Kräften deformiert wurde, durfte im Uni-Umfeld nach privaten Freiheiten außer- halb bestehender Gesetzgebung durch Mob- bing-Spielchen potenziert werden, wenn auch nur mit begrenzter Zielgruppe und in regio- naler Bedeutung. Diese Machenschaften nag- ten zwar auch an der Substanz, liefen sich aber u.a. durch strukturbedingte (personelle) „Ausdünnungen“ von selbst tot.

In den letzten Jahren der DDR fast keine Aufträge mehr erhalten

Parallel zu der angesprochenen Lehrsituation zeigt sich die Verwandlung im VBK-DDR (Ver- band Bildender Künstler) zum VBK Thüringen. In den letzten sechs bis acht Jahren der DDR bekam ich im Gegensatz zu den gut bedach- ten Vorjahren fast keine Aufträge mehr. Nach- dem die Leitungsspitze des Verbandes, mit Wei- sung des Zentralvorstandes plötzlich ausge- wechselt wurde, entfiel auch meine bisherige Funktion als Vorstandsmitglied. Mit heutiger Kenntnis der Hintergründe bin ich recht froh über diesen Part.

Nach der Wende wurde nicht nur der Ver- bandsname aktualisiert sondern mit eisernem Besen die Leitungsspitze erneuert. Aufträge wurden von nun an als offener Wettbewerb

ausgeschrieben. Nach drei Beteiligungen an solchen Ausschreibungen kam für mich eine Wiederholung nicht mehr infrage, weil ich der neuen Art und Weise der Jurytätigkeiten nicht folgen wollte und konnte.

Als ich später durch einen Zufall aus berufenem Munde im Thüringer VBK-Leitungsstamm die Äußerung zur „heutigen“ Geschäftslage vernahm: „Jetzt sind wir dran...“ und z.B. meine ordnungsgemäße, angemessene Jubiläumsausstellung zum 60. Geburtstag abgelehnt wurde, sah ich mich veranlasst, als stets korrekt zahlendes Mitglied, meinen Verbandsanteil aus dem Versorgungskonzept des VBK-Thüringen zu kündigen.

Ein Überwachungssatellit in allen Bildern am Ende der DDR

Zum Ende der DDR-Zeit malte ich in fast alle Bilder einen Überwachungssatelliten sowie den Watzmann. Wo dieser Berg genau liegt, suchte ich nie zu ergründen, da er sowieso als nie erreichbar galt. (So etwa, wie eine liebe, später kennen gelernte Malerin aus Göttingen nicht wusste, wo Erfurt liegt.) Kurz darauf konnten wir in die Alpen reisen und den stillen Traum von meinem Alpensymbol aufbrechen. Als 14-jähriger malte ich nach einer Postkarte als Geschenk für meine Eltern den „Königsee vom Malerwinkel“. Nach der Wende konnte ich diesen Königseeblick aus eigener Anschauung und neuer Auffassung malen. Als beinahe kurios erweist sich meine Nebenbeschäftigung mit Mode. In den letzten Jahren der DDR gipfelte (aus innerer Logik) der Individualisierungsanspruch von Mode in der Variante Körpermalerei, die ich damals schon öffentlich vorführte. Nach der Wende erhielt ich dazu hie und da Belege über längst praktizierte Beispiele aus den alten Bundesländern.

Die Wende brachte für mich und meine Familie unverzichtbare Erweiterungen aber auch Einsichten in sorgenerregende Richtungen. Im persönlichen Leben sind viele Gewohnheiten aufgebrochen worden, haben sich bestimmte Erfahrungen verdichtet; Standpunkte zur Persönlichkeitsstruktur, zu gesell-

schaftlichen Zusammenhängen, zu politischen Einsichten und künstlerischen Problemen sind erweitert und intensiviert worden. Sowohl die privaten Interessen als die fachlichen oder beruflichen Werte, die ich miteinander verbunden sehe, haben sich spürbar erweitert. Es wurden Bildungs- und Erholungsreisen möglich, der Telefonanschluss ist mittlerweile eine Selbstverständlichkeit, der Zugang zu Malmaterialien macht individuelle Ideen oder gestalterische Pläne realisierbar. Meine auf anerkannte Fachkompetenz entwickelte Lehre, in unzensurierter, freier Entscheidung der Inhalte, entwickelte sich mit ansprechendem didaktischen und kunstpädagogischen Gewinn für die Studierenden und für mich. Die Aufarbeitung der nunmehr zugänglich gewordenen Moderne ermöglichte eine phantastische Erweiterung im gesamten Gestaltungsbereich. Allein mit den Möglichkeiten des Informel, der DA-DA-Spielwiese und moderner Komposition konnte ich mit großer Freude fortwährend eine nichtwiederholbare Fülle von eigenen Themen sowie Gestaltungsbeiträgen für die Lehre anbieten, einschließlich theoretischer Begründungen für handwerkliche Zusammenhänge.

Neue Erfahrungen aus der Moderne erprobt und bewertet

In meiner eigenen künstlerischen Entwicklung gab es bislang mit der Wende beinahe revolutionierende Veränderungen. So wirkten z.B. Ausstellungsbesuche zu Chagall, Henry Moore, der Isenheimer Altar aber auch Landschaften in den Alpen, in Mittelmeerbereichen oder verschiedenen Formen von Wüsten nachhaltig. In den ersten Jahren nach der Wende wollten zunächst neue Erfahrungen aus der Moderne erprobt und bewertet werden.

Einen weiteren Wandel lösten der Stasi-Roman „Magdalena“ von Jürgen Fuchs sowie einige Kopien aus der Gauck-Behörde, in denen meine Person eine Rolle spielt aus. Trotz der geschwärzten Namen war die situationsbezogene Zuordnung diverser Inhalte kein Problem. So erfuhr ich z.B. dass ich als aufsässig galt und nicht mit einem Atelier noch einer

Wohnung versorgt werden soll. Die Einschätzung über meine Person lautete sinngemäß: Gode braucht nur wie Ludwig Richter einen Platz am Fenster für seine Staffelei. Mit dieser behördlichen Einschätzung arbeite ich bis heute immer in der Wohnung. Derartige Offenlegungen sowie die daraus erwachsenen Konsequenzen reagierte ich seit etwa fünf Jahren mit erweitertem Konzept auf künstlerischem Weg ab. Ich konzentrierte mich darauf, was ich in Jugendjahren in dem Staat lernen konnte, der mir danach in den Rücken fiel: Es ist die Handzeichnung zum Menschenbild, einschließlich dem Porträt. Ich habe das automatische Zeichnen erlernt, vom Mini- bis zum Maxiformat.

Mit diesen Mitteln begann ich völlig neu meiner Enttäuschung Luft zu machen. Das Geschehene, nicht mehr Ausgleichbare bewertete ich mit biographischen Abrissen aus aktueller Situation neu. Erinnernte Fliegeralarme, Luftschutzkeller, brennende Häuser, Tote, Verwundete und zahlreiche, kaputte Panzer vor dem damaligen Haus in Zwickau sowie später die Trümmerwüste in Dresden rückten angesichts gegenwärtiger Kriegereignisse im Nahen Osten, Afrika und anderswo wieder in die erste Reihe meiner Aufmerksamkeit. Studium. Bitterfelder Weg mit „Kunst ist Waffe“ als Pflichtkür wurde zur Kenntnis genommen aber

die innere Stimme sträubte sich. Kunst ist als Emigration vor der abartigen Andersartigkeit erahnt und nunmehr erkannt.

Zu allen Zeiten der inneren Stimme gefolgt

Neben altlastigen Überlebenskompromissen, die nach der Wende hie und da peinliche, andere Formen angenommen haben, bin ich mir weitestgehend treu geblieben. Indem ich nachweislich zu allen Zeiten meiner inneren Stimme folgte, gab es negative Auswirkungen in jeglicher Karriere, z.T. im Privatleben und letztlich auf die Gesundheit. In meinem heutigen Leben verbinde ich kompromisslos die handwerklichen Grundlagen, die ich mir während des Studiums aneignete mit den gestalterischen Freiheiten und Erweiterungen, die aus Analyseergebnissen der Moderne stammen.

Was neu und besorgniserregend ist, sind die Bürokratiebremse, die Kriminalitätsstatistiken, die Arbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit, Rauschgiftpraktiken, Verunsicherungen vieler Bürger durch fehlenden Schutz an Personen und persönlichem Eigentum sowie der flächendeckende Werteverlust, Inkompetenzen in Politik und anderswo, verbunden mit Oberflächlichkeiten in vielen Verantwortungsbereichen.

Jens Goebel

Und ich bin glücklich, dass ich dabei war

Professor Dr. Jens Goebel Thüringer Kultusminister:

Geboren im Jahr 1952 in Jena als Sohn einer Lehrerfamilie. An der Arbeiter- und Bauernfakultät Halle erwarb er die Hochschulreife.

Nach einem Studium der Mathematik in Polen arbeitete er an der TU Ilmenau. Die Gründung der DSU in der Wendezeit brachte für Dr. Jens Goebel den beruflichen Einstieg in die Politik. Nach dem Austritt aus der DSU bewarb er sich erfolgreich auf eine Professur an der Fachhochschule Schmalkalden. In kurzer Zeit wurde er dort Dekan und Rektor. Doch dann führte Jens Goebels Weg erneut in die Politik. 1999 wurde er für die CDU in den Thüringer Landtag gewählt. Seit 2004 ist er Thüringer Kultusminister.

Das Gespräch führte
Ursula Gödde

Geboren wurde Jens Goebel 1952 in Jena. Seine Eltern waren beide Lehrer. Nach dem Krieg arbeitete sein Vater zunächst im väterlichen Betrieb in der Landwirtschaft, lernte dann später Sattler. 1948 bekam er die Möglichkeit, am Lehrerbildungsinstitut in Nordhausen zu studieren. Seine Mutter machte 1946 Abitur, erhielt aber in Jena keine Zulassung zum Studium, da sie zum Bürgertum gerechnet wurde. So ging sie nach Nordhausen, ebenfalls an das Lehrerbildungsinstitut, und wurde Lehrerin.

Jens Goebel wuchs ziemlich behütet auf. Er ging zur Konfirmation, zum einen weil dies zu seiner christlichen Erziehung gehörte, zum anderen weil es auch seine christliche Bindung nach außen zeigte. Aus dieser christli-

chen Prägung heraus ist auch sein Interesse an Gemeinschaft, sein Engagement für andere erwachsen.

Er war ein Einzelkind. In seiner Familie wurde Schulbildung als ein wichtiges Gut erachtet. Diese Einstellung hat auch ihn geprägt. Sein Ziel stand schon bald fest: Er wollte Mathematik studieren.

Im Schwimmbad traf er einen Jungen, der ihm davon erzählte, dass er im Ausland studieren wolle und dafür die ABF (Arbeiter- und Bauernfakultät) Halle besuche. Er ging nach Hause, erzählte seinen Eltern davon, und sagte, das wolle er auch machen. Sie unterstützten ihn bei seinem Wunsch. Er wurde aufgenommen und besuchte die 11. und 12. Klasse der ABF Halle. (Im Gespräch erwähnt Prof. Dr. Goebel, dass die ABF, vor seiner dortigen Studienzeit, der Schauplatz für Hermann Kants Roman „Die Aula“ gewesen sei.)

Zum Studium der Mathematik nach Polen

In dieser Schule merkte er, dass sein Russisch nicht so gut war wie das der meisten Mitschüler. Vorher hatte er gedacht, er sei eigentlich ganz gut, was ihm seine Zeugnisse auch so bescheinigten. Er hätte also, hätte er in der Sowjetunion studieren wollen, viel Zeit und Energie für die Verbesserung seiner Sprachkenntnisse aufwenden müssen. Bei einer der Studienlenkungsaktionen fand er heraus, dass auch ein Studium in Polen oder Ungarn möglich war. Das war für ihn ein Glücksfall - auch die anderen Studenten mussten eine neue Sprache lernen, er war also ihnen gegenüber nicht im Nachteil. Da es in Polen zehn Mark mehr Stipendium im Monat gab und er keine Vorliebe für eines der beiden

Länder hatte, ging er nach dem Abitur 1970 zum Studium der Mathematik nach Lublin, Polen.

Die 20 bis 30 deutschen Studenten wohnten in einem Studentenwohnheim. Vier Studenten, zwei Deutsche und zwei Polen, teilten sich ein Zimmer. Dieses war recht gut ausgestattet, jedes Zimmer hatte ein Waschbecken, was bequem war, wenn man Kaffee oder Tee kochen wollte. Dusche und WC waren auf dem Flur, es gab auch eine Gemeinschaftsküche.

Da Jens Goebel zurückhaltend war, lernte er nicht so gut Polnisch wie andere Mitstudenten. Er verstand und versteht alles, aber es fiel ihm nicht leicht zu sprechen. Das Studium war streng nach Studienplänen geregelt. Die fünf Jahre in Lublin waren, auch im Nachhinein gesehen, eine gute Zeit für ihn.

1975 kam er an die Technische Hochschule Ilmenau, das heißt, ihm wurde eine befristete Assistentenstelle in Ilmenau zugeteilt. Dort promovierte er 1981 zum Dr. rer. nat. Im Bereich Mathematik gab es zu dieser Zeit in Ilmenau keine unbefristeten Stellen. Er wollte aber gerne in Ilmenau bleiben, er fühlte sich dort inzwischen wohl. Sein Doktorvater vermittelte ihm eine Stelle im Bereich Hochspannungstechnik, und er bekam einen unbefristeten Arbeitsvertrag. Goebel arbeitete an verschiedenen Forschungsvorhaben mit und war auch in der Lehre tätig.

In einer Nischensituation gut eingerichtet

Seine gesellschaftlichen Aktivitäten beschränkten sich auf die Hochschule. Er war als Vertrauensmann in der Gewerkschaft tätig, zur Wendezeit war er Vorsitzender der Abteilungsgewerkschaftsleitung. Er setzte sich für allgemeine Belange ein, engagierte sich aber nicht parteipolitisch.

Professor Goebel befand sich in einer Nischensituation, in der er sich gut eingerichtet hatte. Da er nicht in der SED war und in einem fachfremden Bereich arbeitete, gab es für ihn keine Aufstiegsmöglichkeiten. Er sah seine berufliche Laufbahn mit seiner Assistentenstelle



als abgeschlossen an. Die Wende kam für ihn relativ schnell und überraschend. Er hörte von Demonstrationen in Ilmenau, ging dann auch selbst hin. Zuerst sah er sich ängstlich um, um einzuschätzen, wie die Lage war. Als er bei den Demonstrationen immer mehr bekannte Gesichter sah, legte sich die Angst. Den Marsch auf die Stasizentrale machte er mit, sozusagen noch als „Mitläufer“.

In Suhl wurde die „Forum Partei Thüringen“ gegründet, und der Mathematikprofessor Hansjoachim Walther sprach ihn an, ob er nicht dabei mitmachen wolle. Er sah aber den Aktionsradius der Partei und damit ihren Einfluss als zu gering an, als dass er dadurch etwas hätte bewirken können. Als am 20. Januar 1990 in Leipzig die DSU gegründet wurde, trat Jens Goebel in diese Partei ein. (Die Deutsche Soziale Union [DSU] wurde am Anfang vor allem durch die CSU unterstützt. Am 20. Januar 1990 wurde der Pfarrer der Leipziger Thomaskirche, Hans-Wilhelm Ebeling, zum Parteivorsitzenden gewählt. Er setzte Peter-Michael Diestel als seinen Generalsekretär ein. Durch die anwesenden Gruppierungen konnte fast jeder Bezirk in der DDR mit einem vorläufigen Parteivorsitzenden versehen werden. Die DSU war diejenige politische Kraft, in der der Einigungswillen seinen klarsten Ausdruck

fand. Die Rede von Ebeling, in der er die deutsche Einheit noch 1990 durch den Beitritt zum Grundgesetz nach Artikel 23 forderte, fand auf dem Parteitag begeisterten Beifall. Ebenso begeistert waren die 70.000, die sich am selben Abend vor der Leipziger Oper einfanden und diese Forderung unterstützten. d.R.)

Am Montag der DSU beigetreten, am Dienstag Landesgeschäftsführer

Und dann ging alles sehr schnell: An einem Montag trat Goebel ein, am Dienstag war er Landesgeschäftsführer für Thüringen. Eine Woche später zog der Runde Tisch die Volkskammerwahl auf den 18. März 1990 vor. Dr. Goebel stand plötzlich als Landesgeschäftsführer im Brennpunkt. Kandidaten mussten aufgestellt werden, es gab aber noch keine Parteistrukturen. Es war auch nicht möglich, schnell Leute anzurufen. Er war damals viel mit dem Auto unterwegs, um Leute aufzusuchen und sie im Gespräch dazu zu motivieren mitzumachen. Es galt also, eine Liste für die drei Bezirke Thüringens für die Volkskammerwahl aufzustellen. Dr. Goebel wurde von der Hochschule für diese Aufgabe freigestellt.

Er war inzwischen, einen Monat nach seinem Eintritt in die Partei, Mitglied des Präsidiums der DSU. Prof. Walther aus Ilmenau war Spitzenkandidat für die Volkskammerwahl. Es wurde ein Landesparteitag in Ohrdruf organisiert. Nach den Wahlvorschriften des Runden Tisches mussten die Kandidaten ordentlich gewählt und die Wahllisten bestätigt werden. Bei den Volkskammerwahlen zeigte sich, dass die DSU, die in einer „Allianz für Deutschland“ zusammen mit der CDU und dem DA (Demokratischer Aufbruch) angetreten war, nicht den erhofften Stimmenanteil hatte (nur 6,3 Prozent). Sie konnte nirgends den Stimmenanteil der CDU übertreffen.

Dr. Goebel kehrte kurz an die Universität zurück, wurde aber bald wieder für die Organisation der Kommunalwahlen gebraucht. Da die DSU erst relativ spät gegründet wurde, und sie dadurch keine Zulassung zum Runden Tisch hatte, fehlten ihr am Anfang finanzielle

Mittel. So hatten z.B. noch drei Wochen vor der Wahl am 18. März nicht einmal die Räume der Geschäftsstelle in Leipzig einen Telefonanschluss. Erst nach der Wahl gab es durch die Erstattung der Wahlkampfkostenpauschale Geld für die Partei. Jetzt konnten nicht nur Auslagen erstattet werden, sondern es wurden auch Leute eingestellt. Ab 1. Mai 1990 war Dr. Goebel hauptamtlicher Mitarbeiter der DSU, nachdem er seinen Assistentenposten an der Ilmenauer Hochschule aufgegeben hatte. Er war vom Wissenschaftler zum Politikmanager geworden.

In den Wochen zwischen Volkskammer- und Kommunalwahl waren die beiden Minister und die 25 Abgeordneten der DSU (Prof. Walther ist Fraktionsvorsitzender) in Berlin so stark mit ihren neuen Aufgaben beschäftigt, dass die Partei von ihnen im Kommunalwahlkampf wenig Unterstützung erhielt. Die DSU, die zu dieser Zeit nur etwa 8.000 Mitglieder hatte, war nicht in der Lage, überall in den Kreisen und Kommunen Kandidaten aufzustellen. Am 6. Mai 1990 halbiert sich ihr Stimmenanteil fast überall. In einzelnen kleinen Städten und Landkreisen gelang es noch, den Anteil zu halten. So wurden z.B. in Zella-Mehlis und Steinach die Bürgermeister durch die DSU gestellt.

Der Einzug in den Landtag gelang im Oktober 1990 nicht

In Berlin kam es zwischen dem Vorsitzenden der Volkskammerfraktion Prof. Walther und dem Innenminister Diestel zu Auseinandersetzungen darüber, was eine der DSU gemäße Innenpolitik sei. Auf dem eilig einberufenen ersten ordentlichen Parteitag in Leipzig am 30. Juni und 1. Juli 1990 trat die gesamte Spitze des Leipziger-Volkspartei-Flügels zurück, darunter u.a. die Minister Ebeling und Diestel. Zusammen mit anderen traten sie aus der Partei aus und in die CDU ein.

Der Landesverband Thüringen der DSU wollte sich zur Landtagswahl am 14. Oktober 1990 besser organisieren. Dr. Goebel hatte als hauptamtlicher Geschäftsführer den Listenplatz 4. Der Einzug in den Landtag ge-

lang nicht, die DSU kam nur auf 3,5 Prozent der Stimmen. Nach dem Vollzug der deutschen Einheit am 3. Oktober 1990 wurde der Versuch der DSU, sich als besonders scharfe, gegen die SED/PDS-Strukturen gerichtete Partei zu profilieren, von den Wählern wenig honoriert. Bei der Bundestagswahl am 2. Dezember 1990 erhielt sie noch etwa ein Prozent der Wählerstimmen.

Im Frühjahr 1991 fand ein Landespartei-tag in Suhl statt, der zu einem Abrechnungsparteitag wurde. Für Dr. Goebel bedeutete er erst einmal ein Ende der politischen Karriere, ab Mai 1991 war er arbeitslos. Ab Juli diesen Jahres bekam er eine ABM-Stelle im Landratsamt Ilmenau. Er hatte die Fortbildung der Verwaltung zu organisieren. Dabei halfen Partner wie z.B. die Bayerische Verwaltungsschule München, die Kurse durchführten.

Professor an der Fachhochschule Schmalkalden

Während der ABM-Zeit bewarb sich Dr. Goebel überall: bei Banken, beim Landesverwaltungsamt, bei der EU... Nach nur zweieinhalb Monaten hatte er Glück: Vom Wissenschaftsministerium wurden Stellen für den Aufbau der Fachhochschulen ausgeschrieben. Er bewarb sich auf eine Professorenstelle für Mathematik an der neu zu gründenden Fachhochschule Schmalkalden, wurde zu einer Probevorlesung eingeladen – und genommen. Drei Wochen später war er Professor. Im Nachhinein nimmt er an, dass es für ihn von Vorteil gewesen sei, dass er als Mathematiker in Ilmenau in der ingenieurwissenschaftlichen Forschung tätig war, denn er hatte keine weiteren Praxisbezüge. Ab Oktober 1991 lehrte er als Professor für Mathematik. Zwischenzeitlich hatte er sich bei Kollegen in Ilmenau über den neuesten Stand auf seinem Gebiet informiert – er hatte sich ja längere Zeit fachlich mehr mit Hochspannungstechnik beschäftigt.

An der Fachhochschule Schmalkalden mussten damals sowohl ein Aufbaustudien-gang für Absolventen der Ingenieurausbildung geschaffen als auch das Studium für die Erstsemester organisiert werden. Im Fachbe-

reich Maschinenbau half ein Kollege der Fachhochschule Frankfurt, der aber die Doppelbelastung nicht lange aushielt. Er fiel aus und Prof. Dr. Goebel wurde Dekan in diesem Fachbereich, nach nur einem Jahr an der Fachhochschule. Er konnte sich nicht weiter ausschließlich auf die Lehre konzentrieren, sondern hatte viele organisatorische Aufgaben.

1993 mussten an den Hochschulen, auch an den Fachhochschulen, Selbstverwaltungsorgane gewählt werden. Prof. Dr. Goebel stellte sich zur Wahl und wurde Rektor der Fachhochschule – nach nur zwei Jahren Tätigkeit in Schmalkalden.

Ein älterer Kollege ermunterte ihn, doch in der Kommunalpolitik tätig zu werden. Er wollte dazu in einer Partei mitarbeiten und trat 1998 in die CDU ein. 1999 kandidierte er für den Kreistag, dem er von 1999 bis 2004 angehörte. Als er im gleichen Jahr vom damaligen Kultusminister Althaus angerufen wurde, ob er nicht für den Landtag im Wahlkreis Schmalkalden kandidieren wolle, sagte er spontan zu. Er wurde gewählt und wechselte zum zweiten Mal von der Wissenschaft in die Politik.

Immer zur richtigen Zeit am richtigen Platz

Viele Leute konnten diesen Wechsel nicht verstehen. Wie konnte er den Posten als Rektor einer Fachhochschule aufgeben, um Landtagsabgeordneter zu werden? Aber Prof. Dr. Goebel scheint neue Herausforderungen zum einen fast anzuziehen, zum anderen auch meistern zu wollen. Ein Reporter schrieb über ihn: „Er war immer zur richtigen Zeit am richtigen Platz.“

Im Landtag wurde er Vorsitzender des Ausschusses für Wissenschaft, Forschung und Kunst sowie Mitglied des Bildungsausschusses. Und wieder erreichte ihn ein Anruf, im Jahr 2004 nach der Landtagswahl, durch den nunmehrigen Ministerpräsidenten Althaus, der fragte, ob er Minister der zusammengelegten Ministerien, des Kultusministeriums und des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst, werden wolle. Prof. Dr.

Goebel sagte ja. Es war ein weiter, ereignisreicher Weg von der „Nischenmentalität“ zu DDR-Zeiten bis zum Minister.

Für ihn, der sich als Gewinner sieht, zeigt sich dadurch die Breite der Möglichkeiten. Er sieht aber auch die soziale Staffelung, die ihm Sorgen macht. Prof. Dr. Goebel war zur rechten Zeit am rechten Platz – viele andere nicht. Er sieht die Brüche in den Biographien durch

die Wende, kennt viele, die, im Gegensatz zu ihm, keine Chance mehr sahen, oder keine mehr hatten.

Prof. Dr. Goebel sieht die Wiedervereinigung als eine einmalige Chance für Deutschland, Europa und die Welt, denn hierdurch wurde auch die Bedrohung durch den Kalten Krieg beendet. Zitat: „Und ich bin glücklich, dass ich dabei war.“

Gerda Groh

Pioniergeist in Pionierzeiten

Dr. Gerda Groh:

Geboren 1939, war Dr. Gerda Groh bis zur Wende in der Betriebspoliklinik des Chemiefaserkombinats in Schwarza tätig.

Doch ab 1990 stand sie dann plötzlich vor völlig veränderten Bedingungen. Nach der Auflösung des Betriebsgesundheitswesens und dem Wegfall ihrer bisherigen Arbeitsstelle, musste sie zunächst den Weg in die Arbeitslosigkeit gehen. Helfen konnte ihr beim Arbeitsamt niemand. Auch viele Versuche, eine neue Anstellung als Ärztin an einem Krankenhaus zu finden, scheiterten. Dr. Gerda Groh blieb nur der Weg in die Niederlassung. Sie ging das Risiko ein und eröffnete 1992 in Rudolstadt eine Praxis für Allgemeinmedizin, die sie bis heute betreibt.

Am 27. März 1991 holte mich die Wende ein: ich erhielt eine Kündigung wegen „Strukturveränderungen im Betriebsgesundheitswesen. „Wir danken Ihnen für die bisher geleistete Arbeit und wünschen Ihnen alle Gute.“ Die Strukturveränderung ging in meinem Betrieb, der Poliklinik des Chemiefaserkombinates in Schwarza so weit, dass sich meine Arbeitsstelle vollkommen auflöste. Es verschwanden die vielen kleinen flachen Gebäude dieser medizinischen Einrichtung mitsamt meinem Sprechstundenraum, Liege, Stuhl und Schreibtisch. Meine ärztlichen Kollegen zerstreuten sich, das Kollektiv von sechs Ärzten und etwa vierzig Schwestern war plötzlich nicht mehr vorhanden.

Auch meine Patienten, vorwiegend Gastarbeiter des Werkes aus Kuba, Polen, Jugoslawien und Vietnam, befanden sich bereits nicht mehr in Deutschland. Ich stand vor einem Nichts. Ich bin Fachärztin für Allgemein-

medizin und Betriebsärztin. 1991 war ich 52 Jahre alt, parteilos, verheiratet und hatte drei erwachsene Kinder. Nach sechs Jahren Studium hatte ich 28 Jahre lang gearbeitet: in Krankenhäusern, Polikliniken, Pflegeheimen, in einer Staatlichen Arztpraxis und zuletzt in dieser Poliklinik des größten Betriebes der Region mit über 6000 Beschäftigten. Ich war also arbeitslos und begab mich auf Arbeitssuche.

Auf dem Arbeitsamt bot man mir einen Computerkurs an

Auf dem Arbeitsamt sagte man mir, ich sei nicht vermittelbar und bot mir einen Computerkurs an. Ich bewarb mich als Betriebsärztin, aber die Betriebe waren geschrumpft und hatten nicht die finanziellen Mittel, einen Arzt zu bezahlen. Der Stellenplan im Krankenhaus war ausgelastet. Ich versuchte, als angestellte Ärztin beim Medizinischen Dienst der Krankenkassen unterzukommen. Dort warteten bereits sehr viele arbeitslose Kollegen. Meine Chancen schienen gering und sanken auf Null, als ich beim Eignungsgespräch die Frage bejahte, ob mein Mann Arbeit hätte. Die schriftliche Ablehnung kam umgehend. Ich war acht Monate arbeitslos.

Das hätte ich mir zur Wendezeit nicht träumen lassen. Natürlich hatte auch ich in den Montagsdemonstrationen teilgenommen, natürlich trug auch ich eine Kerze für eine friedliche Lösung der dringend anstehenden Veränderungen. Natürlich hegte ich Hoffnungen auf Demokratisierung, auf Mitspracherecht, auf Reisemöglichkeiten und Verwandtenbesuche, auf ein Ende der Mangelwirtschaft in allen Bereichen ebenso wie im Gesundheitswesen, wo die Medikamentenversorgung schon

so mangelhaft war, dass zum Beispiel manche Patienten spezielle Tabletten abgezählt auf die Hand bekamen. Es musste sich etwas ereignen!

Schon bald änderte sich der selbstbewusste Ruf: „Wir sind das Volk“. Anfänglich eher verhalten wurden diese Stimmen nach einem vereinten Deutschland immer drängender, konkreter, realisierten sich. Und das Wunder einer friedlichen Wiedervereinigung Deutschlands geschah. Es war Geschichte und wir haben sie mitgeschrieben. Nach dieser euphorischen Phase kehrte man wieder auf den Boden der Realitäten zurück und diese stellten sich inzwischen so dar: Die bisherigen Strukturen der ärztlichen Versorgung wie Staatliche Arztpraxen, Betriebs- und Polikliniken durfte es jetzt in den neuen Bundesländern nicht mehr geben. Im Sinne einer „Systemklarheit“ wurde nach dem Vorbild der alten Bundesländer eine erhebliche Umwandlung vollzogen. Nur in Krankenhäusern arbeiteten Ärzte als Angestellte, im ambulanten Bereich sind sie selbstständig und haben eine eigene Praxis oder mehrere Ärzte schließen sich zu einer Praxisgemeinschaft zusammen. Die meisten meiner jüngeren Kollegen sahen darin ihre Chance auf neue große Möglichkeiten. Es entstand ein wahrer Aufbruchsjubel und überall gab es plötzlich moderne neue Arztpraxen.

Wir älteren Ärzte dachten mit Sorgen an unsere Zukunft

Wir älteren Ärzte aber, inzwischen 50- bis 60-jährig, dachten mit immer größer werdender Sorge an unsere Zukunft. Wie sollte es mit uns weitergehen? Wurden wir denn nicht mehr gebraucht? Ängste stellten sich ein. Der Weg in die Arbeitslosigkeit oder Frührente erschien uns ebenso unvorstellbar wie der in die Freiberuflichkeit. Ich kenne viele ärztliche Kollegen, die den ungewohnten Schritt in eine eigene Niederlassung nicht mehr wagten oder ihn nicht wählen konnten oder ihn nicht mehr bewältigten, sei es aus finanziellen, gesundheitlichen oder Altersgründen. Denn dieser Weg war steinig und ein Erfolg nicht unbe-



dingt garantiert. Ich wagte, trotz allem, den Schritt in die Selbständigkeit.

Es war wie ein Aufbruch zu neuen Ufern. Gelernt hatten wir es nicht, aber wir waren gelehrig. In kürzester Zeit lernte ich, dass man eine Bank braucht, Versicherungen für und gegen alle Eventualitäten abschließen muss, dass man einen Rechtsanwalt benötigt, um bei Verträgen nicht über den Tisch gezogen zu werden. Ich lernte mit Schulden zu leben und dem Gedanken noch sehr viel und sehr lange arbeiten zu müssen und dass sich das Rentenalter um noch viele Jahre hinausschieben würde und dass der Steuerberater mein wichtigster Begleiter in der nächsten Zeit sei. Ich besuchte Kurse und Seminare über Wirtschaftlichkeit, Abrechnungstechniken, Personalumgang, Computerinstallation, über Altersvorsorge und Haftungsrecht. Ich fuhr nach Hessen und Bayern, um bei hilfreichen Kollegen in deren Praxen das Knowhow zu lernen. Monatelang waren die Wochenenden im Terminkalender ausgebucht.

Bei all diesen Aktivitäten war ich nicht allein. Immer traf ich Kollegen in gleicher Lage auf diesen Veranstaltungen und konnte mich mit ihnen austauschen. Auch die sogenannten Ärztestammtische entstanden in dieser Zeit. Man besprach dort Fachliches und Or-

ganisatorisches untereinander wie zum Beispiel den Bereitschaftsdienst. Denn auch dieser hatte sich geändert: Fuhr ein Arzt früher mit dem Rettungswagen samt Besatzung zum Einsatz, erwartete man jetzt von ihm, dass er selbst mit eigenem Auto die Patienten in Dorf und Stadt aufsuchte. Was diese Änderung für eine Umstellung besonders für die Frauen bedeutete, allein, nachts, auch bei Schnee und Glatteis zu fahren, wurde kaum wahrgenommen.

Pioniergeist in Pionierzeit war es, der uns beflügelte und uns diese Gründerzeit überstehen ließ. Es kamen auch Hilfen in Form von günstigen Bankkrediten und kostenfreien Seminaren zum richtigen Start ins „neue“ Berufsleben. In meinem Fall gab es sogar eine öffentliche demokratische Abstimmung im Kreistag darüber, ob man mir und zwei weiteren Kollegen ein leer stehendes Gebäude der frü-

heren Kinderklinik als Praxisräume zur Mietnutzung zusprechen dürfe. Die Mehrheit stimmte dafür. Voller Elan befasste ich mich mit Raumgestaltung und Praxiseinrichtung. Jeder Tag musste genutzt werden, denn mit jedem Tag verringerte sich die Zeit meiner Arbeitslosigkeit.

Die beiden, zum Teil aus der früheren Poliklinik hervorgegangenen Ärztehäuser „West“ und „Ost“ bestanden bereits seit über einem Jahr, als Mitte Februar 1992 die Feier zur Eröffnung des neuen Ärztehauses „Mitte“ stattfand. Unter seinem Dach vereinigte es drei moderne Praxen der Fachrichtungen Zahnheilkunde, Hals-Nasen-Ohren und Allgemeinmedizin. Wie der anwesende stellvertretende Landrat feststellte, wurde damit auch, 16 Monate nach der Wiedervereinigung, der endgültige Schlussstrich unter Rudolstadt's Poliklinik gezogen.

Grundschullehrerin

Im Laufe der Jahre hat sich mein Unterricht geändert

Grundschullehrerin:

Geboren 1961 in Südthüringen. Nach der zehnjährigen Schulzeit an einer Polytechnischen Oberschule (POS) begann sie eine Ausbildung am Institut für Lehrerfortbildung Meiningen und schloss diese ab.

1981 erhielt die Lehrerin, die in dieser Publikation anonym bleiben will, ihre erste Stelle an einer POS und arbeitete im Hort bis 1991. Sie nahm dann die Möglichkeit einer Weiterbildung im Fach Ethik wahr und absolvierte im Anschluss eine Ausbildung zur Beratungslehrerin. Später folgte eine Weiterbildung für Englisch im Bereich Fremdsprachenfrühbeginn. Die Wende erlebte die Grundschullehrerin als eine Zeit der Unsicherheit, die sie teilweise auch heute noch empfindet.

Das Gespräch führte
Ursula Gödde

Ich bin 1961 in Südthüringen geboren. Mein Vater war Arbeiter und Mitglied in der SED, meine Mutter Kindergärtnerin. Meine Kindheit war geprägt von starker häuslicher Zuwendung, wobei die Familie im weiteren Rahmen immer im Zentrum vieler Aktivitäten stand. Seit dem zehnten Lebensjahr spielte ich aktiv Tennis und gehörte dem Deutschen Turn- und Sportbund an. Bezirks- und Kreismeisterschaften sowie Punktspiele waren Höhepunkte in der damaligen gut organisierten Freizeitgestaltung für Kinder und Jugendliche.

Viele Stunden am Nachmittag verbrachte ich im Kindergarten an der Seite meiner Mutter. So entwickelte sich der Wunsch zum Erlernen eines Berufes, in dem Kinder eine wichtige Rolle spielen sollten. Nach zehn Jahren

Polytechnischer Oberschule nutzte ich die Möglichkeit, mich am Institut für Lehrerfortbildung in Meiningen zu bewerben. Da mein Vater zur Arbeiterklasse gehörte, hatte ich gute Chancen, da Berufe, die zur Intelligenz gezählt wurden aus der Arbeiterklasse heraus entstehen sollten. Ich hoffte auf meinen kleinen Vorteil und freute mich sehr als ich angenommen wurde.

Von 1977 bis 1981 wurde ich am Institut für Lehrerfortbildung ausgebildet, meiner Meinung nach sehr gut, sehr praxisbezogen. Politisch aktiv war ich in dieser Zeit nicht, denn wir hatten Westverwandtschaft und ich wollte den Kontakt auf keinen Fall aufgeben. Außerdem fand ich zwar die Ausbildung im Allgemeinen gut, mich störte aber die politische Ausrichtung vor allem in Marxismus-Leninismus. Dieser politische Einfluss kam später im Heimatkundeunterricht und in den Lesetexten verstärkt zum Ausdruck.

Die berufliche Laufbahn begann im Schulhort

1981 bekam ich meine Arbeitsstelle an einer Polytechnischen Oberschule in Südthüringen zugewiesen. Da zur damaligen Zeit alle Unterstufenlehrer gleichzeitig als Horterzieher mit ausgebildet wurden, war der erste Einsatz sehr häufig im Hort. So begann ich meine berufliche Laufbahn als Horterzieherin und hoffte in den nächsten Jahren als Unterstufenlehrer eingesetzt zu werden. Diese Hoffnung erfüllte sich zehn Jahre lang nicht, da der Einsatz vom Schulleiter abhing und ich keine politischen Aktivitäten im überdurchschnittlichem Maß zeigte. Ich war nicht oppositionell, ich lehnte den Staat nicht ab, aber ich fand es schlimm, in der Unterstufe Lenin behandeln zu müssen,

Thälmannsgeschichten zu erzählen und das Motto Von der Sowjetunion lernen heißt siegen lernen mit den Kindern zu besprechen. So blieb ich bis zur Wende im Hort, obwohl andere junge Lehrerinnen an die Schule kamen, die bald im Unterricht eingesetzt wurden.

Eigentlich war ich froh, dass ich nicht unterrichten musste. Im Hort hatte ich mehr Freiheiten. Ich konnte mit den Kindern basteln, Bücher zum Vorlesen aussuchen, musste nur manchmal politischen Stoff behandeln. Während meiner Zeit im Hort hatte ich ein gutes Verhältnis zur Klassenleiterin und wir haben auf dem Gebiet der Elternarbeit Hand in Hand gearbeitet. Auch bei Stoffverteilungsplänen und Zeugnissen waren wir ein gutes Team, was wiederum von der Schulleitung gern gesehen wurde.

Obwohl ich den Unterricht in der DDR nur aus der Perspektive des Hortes kennen gelernt habe, fand ich ihn insgesamt Politik ausgeklammert gut. Er war zwar durch Vorgaben eingengt, aber wir hatten auch keine Vergleiche mit anderen Lehr- und Lernmethoden.

Die Wende als Zeit der Unsicherheit erlebt

Die Wendezeit erlebte ich als eine Zeit der Unsicherheit. Ich wusste, dass die Statistiken der Betriebe geschönt waren, dass das System ausgehöhlt war, bröckelte. Bei den Montagsdemonstrationen in den Kirchen waren auch christlich engagierte Lehrer dabei, in der Schule haben sie davon berichtet. Für mich stellte sich die Frage: Was kommt danach? Wenn der Apparat zusammenbricht, was wird mit dem Schulsystem? Bisher war alles geregelt.

Läuft der Zusammenbruch blutig ab oder nicht? Eigentlich konnte es sich niemand vorstellen, dass alles friedlich ablaufen würde. Ich hatte Angst, dass der Regierungsapparat um die Macht kämpfen würde. Man hat mit der Grenze gelebt, die ja ganz nahe war. Mir war klar, dass ich erst als Rentnerin einmal aus dem Staat ausreisen konnte, da ich mir als Lehrerin nie einen Antrag auf Besuche bei

Geburtstagen von Westverwandtschaft zu stellen traute. Die Öffnung der Mauer habe ich vor dem Fernseher erlebt, es war ganz unwirklich, man konnte es zuerst nicht verarbeiten. Am nächsten Morgen in der Schule wurde erzählt, dass die ersten der Stadt schon in Coburg waren. Einer hatte sich eine Bildzeitung gekauft und war damit um 5:30 Uhr auf Arbeit, als Beweis, dass es möglich war, zu fahren.

1989 hat sich für mich in der Schule wenig geändert, sie war nun weniger politisch ausgerichtet. Das hatte auch Auswirkungen auf den Hort. Jetzt durften sich Kinder über Westfernsehen unterhalten. Vorher hatte man als Horterzieherin dafür zu sorgen, dass das kein Gesprächsthema war. Oftmals war das schwierig, z. B. bei der Beeinflussung durch Westwerbung. Fast alle Schüler schauten West, durften aber nicht darüber sprechen. Mit dieser Zwiespältigkeit mussten sie leben und waren oft mit unverdauten Themen allein gelassen.

Im Jahr 1990 wurde die Regelschule von der Grundschule getrennt. Viele Kollegen bedauerten diesen Schritt, die meisten unserer Unterstufenkolleginnen fanden die plötzliche Eigenständigkeit gut. Es tauchte aber gleich das Problem auf, wer bereit war, Verantwortung zu übernehmen. Niemand hatte gelernt, damit umzugehen. Zwei Kolleginnen hatten den Mut, sich für die Schulleitung zu bewerben, bevor von außen jemand der Schule zugeordnet wurde.

Nach zehn Jahren erstmals die Chance zu unterrichten

Nach der Zeit des Umbruchs war man ständig auf der Suche nach Verbindungen zu Schulen im Westen. Von uns aus führen vor allem Fachberater zu anderen Schulen. Ich war damals nicht dabei, da ich ja noch im Hort arbeitete. Meine Kolleginnen kamen zurück und berichteten von ihren Eindrücken: Es gab im Westen nichts Neues in Bezug auf gute und schlechte Lehrer. Sie haben meistens Frontalunterricht erlebt. Einige erlebten aber auch andere Unterrichtsmethoden, wie z. B. die Arbeit mit einem Wochenplan. Das fanden sie sehr interessant. Ab 1991 sollten alle, die als

Lehrer ausgebildet waren, im Unterricht eingesetzt werden. Auf diese Chance hatte ich zehn Jahre gewartet. Das war für mich eine große Umstellung. In der ersten Zeit war ich voll beschäftigt mit der Planung des Unterrichtes. Da ich aber nicht geprägt war durch jahrelange Routine im Unterrichten mit DDR-Büchern hatte ich trotz meiner fehlenden Erfahrung den Vorteil, dass ich offener war für Neues als manche andere. Die didaktischen Grundsätze von meiner Ausbildung her konnte ich anwenden, ich hatte aber noch keine eingefahrenen Methoden, die ich jetzt teilweise hätte ändern müssen.

Insgesamt habe ich von der Wende profitiert. Das kam Stück für Stück. Da es nicht viele junge Lehrerinnen gab, hatte ich Chancen bei der Bewerbung und Weiterbildung. Es begann mit einer dreijährigen Weiterbildung im neuen Fach Ethik, dann folgte die Ausbildung zum Beratungslehrer. Eigentlich hätte das reichen können. Aber mir wurde angeboten, auch in Englisch eine Weiterbildung zu machen, damit an meiner Schule Fremdsprachenfrühbeginn angeboten werden konnte.

Offene Unterrichtsmethoden ausprobiert

Zu all dem waren viel Zeit und viel Engagement nötig. Die Familie musste das mit tragen, vor allem bei Fortbildungen über mehrere Tage, in denen die Familie alleine zu recht kommen musste. Im Laufe der Jahre hat sich mein Unterricht geändert. Ich habe offe-

ne Unterrichtsmethoden ausprobiert und einen Weg gefunden, der es den Kindern ermöglicht, sich auszuprobieren, sich ihren Fähigkeiten entsprechend zu entwickeln. So macht mir das Unterrichten mehr Freude als früher, auch wenn das viel Arbeit in der Vorbereitung bedeutet. Die zwei neuen Fächer in der Grundschule, Ethik und Englisch im Fremdsprachenfrühbeginn finde ich sehr gut. Das Umdenken in der Unterrichtsplanung und der -organisation fällt vielen Kollegen nicht leicht.

Alt bewährte Argumente stehen oft als felsenfeste Meinung veränderten Methoden und Arbeitsweisen im Weg. So findet man nur wenige überzeugte Mitstreiter. Ich hatte vor fünf Jahren das Glück, einige Lehrerinnen für veränderte Lernmethoden zu begeistern und gemeinsam kämpfen wir jedes Jahr um Akzeptanz und Unterstützung seitens der Kollegen und Eltern. Die Schulleitung setzt heute, seit der Umgestaltung der Lernatmosphäre, ihre volle Kraft zu unserer Unterstützung ein.

In meiner Familie hat sich nach der Wende vieles positiv entwickelt, nicht nur auf materiellem Gebiet. Beide Söhne nutzten die Chance, nach dem Gymnasium zu studieren. Der Ältere setzt zur Zeit das Studium im Ausland fort. Diese Bildungschancen wären früher nur bedingt oder gar nicht möglich gewesen. Heute gibt es mehr Unsicherheit, eine Lebensplanung ist langfristig nicht möglich. Früher war mehr Sicherheit im Beruf, in der Familie dadurch mehr Ruhe, das ist vorbei. Trotzdem denke ich, dass die Arbeitsplatzsicherheit früher die damalige Einengung nicht aufwiegt.

Horst Gütter:

Das Bildungswesen des Kreises von unten nach oben durchlaufen

Horst Gütter:

Geboren 1932 in Mellenbach-Glasbach. Bis 1949 Besuch der Oberschule in Oberweißbach, danach der Hermann-Lietz-Oberschule Gebesee.

Nach dem Abitur, das Horst Gütter 1950 ablegte, begann er 1951 ein Studium am Institut für Lehrerbildung Gera als so genannter Späteinsteiger. Nach einem berufsbegleitendem Fernstudium erlangte er 1968 den Abschluss als Diplom-Pädagoge. 1960 trat er in die SED ein und wurde 1963 in die Abteilung Volksbildung des Rates des Kreises Rudolstadt versetzt. Im Jahr 1963 wurde Horst Gütter zum Kreisschulrat für den Kreis Rudolstadt ernannt. Dieses Amt übte er bis zu seinem Rücktritt im Wendejahr 1989 aus.

Geboren im schönen Schwarzatal am 27. Juni 1932 in Mellenbach-Glasbach als Sohn des Bäckers und Kaufmannes Paul Gütter und dessen Ehefrau Hedwig, geborene Braun, wuchs ich im Kreis meiner vier Brüder unbeschwert auf. Nach vier Klassen Volksschule besuchte ich nach bestandener Aufnahmeprüfung von 1942 bis 1949 die Oberschule Oberweißbach. Mein Schulweg betrug in dieser Zeit täglich etwa acht Kilometer zu Fuß bei Wind und Wetter, im Sommer wie im Winter! Vom Krieg blieben wir relativ unbehelligt, meine zwei älteren Brüder überstanden die Zeit in der Wehrmacht glücklicherweise unbeschadet.

Für uns Jüngere wurden die letzten Kriegsmomente noch recht abenteuerlich und zuweilen gefährlich, mussten wir uns doch oft vor angreifenden Tieffliegern verstecken. Dann ging es turbulent zu. Dem Rückzug oder besser der Flucht und Auflösung der deutschen

Truppen folgte die amerikanische Besetzung und nach dem Gebietsaustausch der Alliierten kamen die Trecks der (gefürchteten) Roten Armee. Sahen so Siegertruppen aus?

Allerseits wurde begonnen Zerstörtes wieder aufzubauen, das Leben normalisierte sich in unserem ländlichen Raum zusehends; erste Veränderungen vollzogen sich, unter anderem im Schulwesen, wovon ich unmittelbar betroffen wurde. Denn unsere Oberschule Oberweißbach, in welcher ich gerade die 11. Klasse absolviert hatte, wurde 1949 auf eine Hauptschule reduziert. Aus den mir vorgelegten Umschulungsangeboten entschied ich mich für die Hermann-Lietz-Oberschule mit Internat in Gebesee. Der reformpädagogische Ansatz des Namensgebers prägte den Schulalltag, die Arbeitserziehung spielte darin eine wichtige Rolle. Dieser Wechsel bedeutete für mich eine gewaltige Umstellung von der freien Wildbahn in ein straff geregeltes Internatsleben; im Rückblick auch eine wichtige Erfahrung.

Studienbewerbung zunächst ohne Erfolg

Das Abitur wurde 1950 geschafft. Danach scheiterten zunächst meine Studienbewerbungen, vielleicht auch auf Grund meiner Herkunft. Ich war eben kein Arbeiterkind, welches damals bevorzugt zu behandeln war. Deshalb war ich glücklich, als ich eine Lehrstelle als Bankkaufmann an der Kreissparkasse Rudolstadt erhielt. Nach sechs Wochen wurde mir verkündet, dass ich diese Lehrstelle aufgeben müsse, da sie für einen körperbehinderten jungen Mann gebraucht wurde. So geschah es ohne dass ich dagegen protestierte. Nun arbeitete ich mehrere Wochen in der Bäckerei

meines Vaters. Bei meinen langen Bemühungen um eine angemessene berufliche Entwicklung stellte mich schließlich das Arbeitsamt Rudolstadt vor die Alternative: Gehen Sie zur Wismut oder werden Sie Lehrer!

Ich entschied mich für den Lehrerberuf, was ich bis heute nie bereut habe. Als Spät-einsteiger studierte ich ab 1. Januar 1951 am Institut für Lehrerbildung Gera. Am 1. September 1951 begann ich meine Lehrtätigkeit als Unterstufenlehrer in Bad Blankenburg. 1952 erfolgte meine Versetzung an die Zentralschule Remda, 1954 an die Schule des Heimes für Schwererziehbare in Paulinzella, 1957 an die Zehnjahresschule Sitzendorf. Diese Schule leitete ich als Direktor von 1960 bis 1963. Meine Qualifizierung vollzog ich vor allem im Fernstudium. So schloss ich 1953 meine Qualifikation als Unterstufenlehrer ab, 1958 als Fachlehrer Mathematik der Mittelstufe und erwarb 1968 den Grad eines Diplompädagogen nach einem kombinierten Direkt- und Fernstudium an der Pädagogischen Hochschule Potsdam.

Eintritt in die SED und Berufung in die Abteilung Volksbildung

Sehr schnell hatte ich an meinem gewählten Beruf viel Freude, war erfolgreich, wurde von meinen Schülern, den Eltern und Vorgesetzten anerkannt, erhielt mehrere staatliche Auszeichnungen. Überzeugt davon, meine Schüler gut auf ihr Leben in einem anderen Deutschland als bisher vorzubereiten und schließlich auch mit dem Blick auf eine mögliche Karriere, trat ich 1960 in die SED ein. 1963 wurde ich in die Abteilung Volksbildung beim Rat des Kreises Rudolstadt berufen. Zunächst arbeitete ich als Schulin-spektor, dann von 1966 bis 1968 als 1. Stellvertreter des Kreisschulrates. Damit hatte ich das Bildungswesen eines Kreises kontinuierlich von unten nach oben durchlaufen und fühlte mich in der Lage, die Komplexität der damaligen Prozesse zu beherrschen.

Ein Kreisschulrat war für die inhaltliche Gestaltung der Erziehungs- und Bildungsprozesse, für die kadermäßigen Bedingungen

und für die materiell-technischen Voraussetzungen bei doppelter Unterstellung (Ministerium für Volksbildung und Ministerrat) verantwortlich. In seiner Eigenschaft als Mitglied des Rates des Kreises trug er zugleich Mitverantwortung für die Kommunalpolitik als Ganzes.

Neubau von zehn Polytechnischen Oberschulen

Während meiner Zeit als Kreisschulrat stand die zentrale Aufgabe, für alle Kinder im Kreis die Bedingungen für den Besuch der zehnklassigen polytechnischen Oberschule zu schaffen. Voraussetzung dafür war der Neubau von zehn Polytechnischen Oberschulen und die Einrichtung polytechnischer Ausbildungsstätten. Annähernd 500 Kindergartenplätze entstanden neu, um allen Vorschulkindern, deren Eltern das wünschten, einen Kindergartenplatz bereitzustellen. Die Ergebnisse der unterrichtlichen und außerunterrichtlichen Arbeit konnten sich sehen lassen.

Mit wachsendem Alter der DDR verschärften sich allerdings die Widersprüche zwischen der geforderten ideologischen Dominanz in der Schule und der gesellschaftlichen Realität. Das führte auch zu Konflikten bei Lehrern und Schülern. Trotzdem: Viele Delegationen von Lehrern aus dem Ausland, darunter aus Japan und Frankreich, besuchten Schulen und Kindergärten unseres Kreises und sprachen sich anerkennend aus.

Die unangenehmste Seite der Tätigkeit im Staatsapparat war der ständige Druck der Parteifunktionäre auf die Durchsetzung des alleinigen Wahrheitsanspruches der Partei und ihrer Doktrinen. Manches war richtig und vertretbar, aber gegen vieles gab es kein Mittel der Gegenwehr oder Kritik, nur bei Strafe des eigenen Untergangs. Ab Mitte der 1980er Jahre verschärften sich diese Prozesse. Ab etwa 1988 wurde die Arbeit in der Volksbildung fast nur noch gemessen an der militärischen Nachwuchsgewinnung, der Anzahl der Reise- und Ausreiseanträge von Pädagogen in die BRD. Andererseits wurden kaum noch Kapazitäten für die Erhaltung und Moder-

nisierung der Volksbildungsbauten bereitgestellt. Der ideologische Druck wurde weiter erhöht, die sozialistische Demokratie immer mehr und endgültig zur Farce. Das führte natürlich zu einer inneren Resignation, die auch mich darüber nachdenken ließ, ob ich mein Amt noch ausüben möchte. Schließlich machte ich weiter, immer noch in der vagen Hoffnung, dass die Politoberen sich zu einer Kursänderung durchringen. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an den Besuch des Politbüromitgliedes Kurt Hager, etwa ein Jahr vor der Wende, an der DSF-Schule in Rudolstadt. Kurt Hager, alt, krank und wie sich zeigte uneinsichtig ergoss sich in Banalitäten, lobte die Vorzüge des Sozialismus und wies entschieden alle Reformansätze zurück.

Die DDR brach zusammen, zum Glück friedlich. Ende Dezember 1989 trat ich auch gefordert vom Runden Tisch von meiner Funktion zurück. Noch im November 1989 hatte ich mich mit zwei Kollegen einer offenen Diskussion zur Bilanz des Bildungswesens in der Stadtkirche vor 600 Teilnehmern gestellt. Naturgemäß war in der damaligen Atmosphäre eine sachliche

Auseinandersetzung nicht möglich. So war auch ich persönlichen Angriffen ausgesetzt, aber ohne Chance, sie zu klären. Dennoch bin ich nicht bereit, mein Leben in und mein Wirken für die DDR zu verleugnen. Das Ende dieser DDR war voraussehbar, für mich wie für viele andere. Das hat auch wehgetan, war aber unvermeidlich.

In einer ganz persönlichen Bilanz legte ich mir folgende Fragen vor: Wem hast du geschadet? Hast du in den vorgegebenen gesetzlichen Grenzen alle Möglichkeiten zum Wohle der Lehrer, Schüler und Eltern aus-

geschöpft oder sie in deren Interesse auch überschritten? Ich konnte mir beides mit gutem Gewissen beantworten und kam dabei noch zu folgendem Schluss: Die Pädagogen in der damaligen DDR haben in einem Bildungssystem von der Vorschulerziehung bis zum Hochschulstudium Leistungen erbracht, die es Wert waren, genauer zu analysieren, was übernahmefähig im Einigungsprozess gewesen wäre. Die aktuellen Debatten nach der PISA-Studie sind dafür ein konkreter Beweis.

Nach meinem Rücktritt habe ich noch ein- einhalb Jahre in einer nachgeordneten Einrichtung Umstrukturierungsprozesse mitgestaltet und danach eine Vorruhestandsregelung angenommen. Nach einer Pause der Besinnung und des Zurücknehmens wollte ich auch im wiedervereinigten Deutschland etwas für die gesellschaftliche Umgestaltung in den neuen Bundesländern leisten.

Dabei ging es mir um einen Beitrag, die Isolierung und das Alleinsein älterer ehemaliger Kollegen und Mitarbeiter zu verhindern, mitzuhelfen, den Alten einen würdigen Lebensabend zu gestalten und für ihre sozialen Rechte einzutreten. So war ich 1991 Mitbegründer des BRH-Ortsverband Rudolstadt (Bund der Ruhestandsbeamten, Rentner und Hinterbliebenen), den ich seit 1996 leite. Inzwischen haben wir nahezu 200 Mitglieder und ein geselliges Vereinsleben. Außerdem bin ich seit 2000 Vorstandsmitglied im größten Kleingärtnerverein unseres Kreises. Von 1996 bis 2003 war ich nebenamtlicher Mitarbeiter der Europäischen Staatsbürgerakademie Cursdorf, vor allem als Leiter von Studienreisen im europäischen Raum. In der Europa Union Deutschland (EUD) engagiere ich mich für die europäische Integration und Erweiterung. 15 Jahre nach der Wende kön-



nen wir Alten einigermaßen zufrieden sein. Das war nicht gleich so, sondern es waren große Anstrengungen notwendig, um z.B. die Rentenungerechtigkeit weitgehend zu beseitigen. Auch künftig müssen wir wachsam bleiben, um den Sozialabbau, den die ältere Generation gegenwärtig erleben muss, zu stoppen. Sorgen bereiten jedoch auch uns die anstehenden Reformen mit dem Blick auf ihre soziale Gerechtigkeit, die Massenarbeitslosigkeit und Fragen der äußeren und inneren Sicherheit.

Aber kurz zurück zu letzten biographischen Ergänzungen. Seit 1958 bin ich mit meiner Frau Ursula verheiratet. Sie war bis 1996 im Schuldienst als Fachlehrerin für Deutsch und Englisch. Viel Freude und Erfolg, aber ebenso Sorgen und Probleme haben wir in unserem Leben geteilt – beruflich und privat. Unsere beiden Söhne Thomas, 1960 und Uwe 1963 geboren, sind gesund und geborgen aufgewachsen. Für ihre Er-

ziehung war oft meinerseits die Zeit allerdings knapp bemessen. Sie haben sich gut entwickelt, ihr Abitur abgelegt und in Jena studiert. Beide absolvierten vor dem Studium eine dreijährige Armeezeit. Der Ältere, Thomas, wurde Mediziner und arbeitet heute als niedergelassener Arzt in Rudolstadt. Sein jüngerer Bruder Uwe beendete sein Studium als Diplomingenieur der Feingerätetechnik. Seine berufliche Entwicklung verläuft nicht ohne Probleme, sein Fachgebiet war nach der Wende kaum gefragt. Er sucht immer noch, hoffentlich mit Erfolg, eine angemessene Arbeit. Ansonsten hat unsere Familie die Umbruchjahre gemeistert und ich kann mit meiner Frau den Ruhestand hoffentlich noch lange genießen. Zweifellos besteht für mich der größte Gewinn seit der Wende darin, mein Leben selbstbestimmt zu gestalten, allerdings auch immer mit dem Blick darauf, Verantwortung für meine Mitbürger, soweit dies erforderlich ist, zu übernehmen.

Ursula Höppel

Mein Gang ist zunehmend aufrechter geworden

Ursula Höppel:

Geboren 1955, arbeitete sie als Deutsch- und Russischlehrerin in Saalfeld.

Durch ihren Wunsch, in eine andere Arbeitsstelle außerhalb der DDR-Volksbildung zu wechseln, war sie über längere Zeit Schikanen ausgesetzt. 1989 begann sie eine neue Tätigkeit an der Medizinischen Fachschule Saalfeld. Die Wende eröffnete ihr viele neue Perspektiven. Ursula Höppel wurde 1990 Gründungsmitglied der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft in Thüringen. Von 1991 bis 2002 war sie Mitglied des Hauptpersonalrates im Thüringer Kultusministerium. Seit 2002 ist sie Gymnasiallehrerin. Heute schätzt sie die Wende als positiven Umbruch ein.

Es gibt so viele Gründe alles beim Alten zu lassen, und nur einen einzigen doch endlich etwas zu verändern: Du hältst es einfach nicht mehr aus! Diese Gedanken und Gefühle von Hans-Curt Flemming mögen wohl viele Menschen im Sommer 1989 bewogen haben, als sie über die Botschaften in Tschechien und Ungarn in den Westen auswandern wollten. Einige Bürger der DDR hielten die Diktatur und Reglementierung des Staates einfach nicht mehr aus und wollten ihr Leben verändern und die Freiheit und Unabhängigkeit suchen. Beim Verfolgen der Nachrichtenmeldungen empfand ich damals einfach nur Bewunderung für diese Menschen, dass sie ihr Schicksal in die Hand nahmen und den ungewissen Weg ins Neuland wagten. Im darauffolgenden Herbst, besonders in der Zeit um den 40. Jahrestag der DDR, der ja prunkvoll und glorreich gefeiert wurde, wechselte dieses Gefühl der Bewunderung in Angst und Sorge um die

Geschehnisse in einzelnen Städten der DDR. Da wurde von Mobilmachung und Internierungslagern gesprochen, erhöhtes Polizeiaufgebot war nicht zu übersehen und die Frage, wohin das führt, beschäftigte wohl jeden täglich, der in diesem Land lebte.

Fassungslos, als die Grenze plötzlich offen war

Neugierig und gespannt verfolgte ich damals jeden Tag die Medien um die Entwicklung zu beobachten, war freudig erregt über den Mut der Menschen bei den Montagsdemos in Leipzig, Berlin und anderen Großstädten und bekundete meine Solidarität durch die eigene Teilnahme an Schweigemärschen durch die Innenstadt von Saalfeld. An eine Wende selbst glaubte ich zu diesem Zeitpunkt nicht, denn es war für mich einfach nicht vorstellbar, dass sich an diesem festgefahretem System, das sich ja ständig seiner Errungenschaften auf allen Gebieten beweihräucherte, irgendetwas ändern sollte. Deshalb verstand ich auch am 9. November 1989 die so teilnahmslos vorgelesene Meldung von Schabowski nicht, dass die Grenzen jetzt offen seien.

Als direkte Augenzeugin dieser Fernsehübertragung fragte ich mich ständig, was heißt das. Auch die ersten Bilder im Fernsehen von Berlin, wie sich die Menschen von Ost und West in die Arme fielen und erste Trabis über die Grenze fuhren, konnten an dieser Fassungslosigkeit nicht viel ändern. Ich hatte an diesem Abend das weitgreifende Ereignis nicht erfasst. Erst am nächsten Tag begriff ich dessen Tragweite, als ich die langen Schlangen an der Polizei sah, die Sektkorken knallten und die Menschen sich unbekannterweise nur noch in die Arme fielen. Als ich am Mittag die

Berichterstattungen im Fernsehen verfolgte, konnte ich vor Freude nur noch weinen. Es war einfach alles nur unfassbar. Ich erinnere mich noch daran, dass ich meinem Sohn sagte, als er aus der Schule kam, dass wir am darauffolgenden Samstag mit unserem Wartburg in den Westen fahren würden und er mich in den Arm nahm und ebenso fassungslos schlussfolgerte, Mami, du hast eine anstrengende Woche hinter dir, ruhe dich erst einmal etwas aus und dann wird es dir bald besser gehen. Natürlich ruhte ich mich nicht aus, sondern stellte mich in der langen Schlange an der Polizei an und ließ mich von der Euphorie der Massen mit fortschwemmen.

Die persönliche Wende war bereits im Frühjahr 1989

Jedoch begann eine persönliche Wende in meiner Biografie bereits im Frühjahr 1989, als ich mich entschloss meine Tätigkeit als Deutsch- und Russischlehrerin in der Volksbildung zu kündigen. Der Grund für mich war damals der, dass ich anlässlich des bevorstehenden Lehrertages im Juni als Oberlehrer ausgezeichnet werden sollte, jedoch ein fehlendes Parteiabzeichen dies nicht möglich machen konnte. Deshalb riet mir mein damaliger Direktor doch noch schnell in die SED einzutreten, um diese Ehrung entgegen nehmen zu können.

Die Enttäuschung war zu diesem Zeitpunkt sehr groß. Konnte man meine geleistete Arbeit nur würdigen, wenn ich Mitglied der SED war? Dann konnte ich auf diesen Titel gern verzichten. Ich begriff, dass ich als ganz normale und einfache Lehrerin, die ich bis dahin immerhin schon elf Jahre an zwei verschiedenen Polytechnischen Oberschulen war und meine Tätigkeit immer mit viel Freude und Engagement ausgeübt habe, immer auf der Stelle treten würde. Parallel dazu bekam ich das Angebot einer Bekannten eine Stelle an der Medizinischen Fachschule als Lehrerin und Erzieherin anzunehmen, die jedoch zur Zeit der DDR zum Gesundheitswesen gehörte. Wut, Enttäuschung, aber auch Neugier festigten den Entschluss, meine Kündigung in der



Abteilung Volksbildung einzureichen, nicht ahnend, welche Odyssee von Aussprachen mir bevorstand, denn eigentlich konnte ein sozialistischer Lehrer seinen Dienst im sozialistischen Staat niemals kündigen, da war man schon ein politisch fragwürdiges Subjekt.

Und genauso wurde ich bei den fünf Vorladungen in der Abteilung Volksbildung behandelt. Zunächst wollte man den Grund wissen, den ich mir gründlich überlegt hatte. Aufgrund großer schulischer Schwierigkeiten meines Kindes wollte ich Hausfrau werden und meinen Sohn noch stärker bei der Erfüllung seiner Aufgaben unterstützen. Dieser Grund wurde sofort negiert und mir gleichzeitig unterstellt, ich sei gar keine Hausfrau. Also wurde weiter geforscht. In den einzelnen Verhören, anders kann ich diese Gespräche einfach nicht bezeichnen, vermehrte sich nicht nur die Anzahl derer, die mich befragten, sondern auch die Strategien der Befragungen. Waren es anfangs noch die Zweifel am Grund der Kündigung, vermutete man in weiterer Instanz politische Desorientierungen und fragte später gezielt nach konkreten Versprechungen irgendwelcher Arbeitgeber. Trotz angespannter nervlicher Situation beteuerte ich meinen Hausfrauenwunsch mehrfach und gab keinerlei Anzeichen eines Wechsels an die

Medizinische Fachschule preis. Am Ende der fünften Aussprache versicherte mir der damalige Kreisschulrat, dass ich nie wieder eine Tätigkeit auf einem anderen Gebiet aufnehmen würde, bis zum Lebensende Hausfrau bleiben würde, da ich nun ein Berufsverbot hätte. Diese Drohungen verunsicherten mich natürlich enorm, zumal ich die Zusage einer Beschäftigung an der Medizinischen Fachschule bereits sicher hatte.

Die Drohung mit Berufsverbot war ernst gemeint

Folgender Spruch baute mich damals auf: Mit Steinen, die dir in den Weg gelegt werden, kannst du auch was Schönes bauen. Also fing ich am 1. September 1989 meine Tätigkeit als Erzieherin im Internat und als Lehrerin mit begrenztem Unterricht zunächst einmal auf Honorarbasis an und versuchte mir etwas Neues aufzubauen. Auf eine Anfrage der Direktorin in der Abteilung Volksbildung im Oktober nach meiner Personalakte wurde diese ihr mit der Begründung verwehrt, dass ich ja als Hausfrau mein Dasein fristen wollte. Sie nahmen die Drohung mit dem Berufsverbot also doch ernst und es wurden mir große Steine für einen Neuanfang in den Weg gelegt. Aus heutiger Sicht stelle ich mir oftmals die Frage, was wäre geworden, wenn es keine Wende gegeben hätte? Zum Glück brauche ich diese Antwort nicht zu suchen, denn die Wende kam mit dem 9. November 1989 und am 12. Dezember schickte die Abteilung Volksbildung meine Personalakte an die Medizinische Fachschule, so dass ich ein ordentliches Beschäftigungsverhältnis als Angestellte bekam. Dort arbeitete ich bis 1991 und wechselte dann als Lehrerin an ein Gymnasium in Saalfeld über, wo ich heute noch tätig bin. Die politische Wende des Herbstes 1989 brachte aber auch noch eine weitere Wende für mich mit sich.

Der Aufbruch in den Westen machte mich sehr schnell mit einigen LehrerInnen aus dem Raum Nürnberg bekannt. Zunächst bestaunte ich die vollen Geschäfte, bewunderte kopflos

alles, was neu war und beneidete alle Errungenschaften meiner westlichen KollegInnen. In zahllosen nächtlichen Diskussionen wurden persönliche Lebenswege aufgezeigt und verglichen, wobei viele Aussagen beiderseits aus Unkenntnis der unterschiedlichen Sozialisation unverständlich blieben, kontroverse politische Standpunkte ausgetauscht und das Für und Wider beider Bildungssysteme kritisch gegenüber gestellt.

So wurde ich mehr oder weniger zufällig im März 1990 Gründungsmitglied der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft in Thüringen. Mit meinen bisherigen Erfahrungen als Mitglied des FDGB konnte ich da wenig anfangen. Neue Begrifflichkeiten, wie Tarifautonomie, Personalrat und viel mehr, musste ich erst begreifen lernen. Aber ich wollte auch diesen Neuanfang und mithelfen ein neues Demokratieverständnis unter den LehrerInnen zu entwickeln.

Mühselig einen Kreisverband der GEW aufgebaut

So baute ich mühselig einen Kreisverband der GEW in Saalfeld auf, dem die LehrerInnen und ErzieherInnen anfangs nur sehr zögerlich und verunsichert beitraten. In vielen Gesprächsrunden setzten wir uns mit dem dreigliedrigen Schulsystem auseinander, öffneten uns für neue Unterrichtsmethoden und wollten einfach nur alles anders machen. In dieser Zeit besuchte ich viele Seminare für Freinet-Pädagogik, probierte mich selbst darin aus und war total begeistert von dieser offenen Unterrichtsgestaltung. Auch die SchülerInnen empfanden Freude am selbständigen Arbeiten, Erstellen eines Wochenplanes und vielfältigen Projekten. Und ganz besonders faszinierte mich, dass ich mich als Lehrerin völlig neu entdeckte. Nicht nur ich war aufgeschlossen für alles Neue, sondern auch die SchülerInnen, LehrerInnen und Eltern. Schule machte einfach wieder nur Spaß und es war ein beiderseitiges Geben und Nehmen. Heute trauere ich teilweise dieser Zeit der Aufbruchstimmung nach, da sich nunmehr in den

15 Jahren erneut feste Strukturen gebildet haben, die zum Teil wiederum zu verkrusten drohen.

Für den Personalrat im Thüringer Kultusministerium kandidiert

Als Kreisvorsitzende der GEW war ich natürlich auch Mitglied des Landesvorstandes der GEW und wurde im Sommer 1991 gefragt, ob ich für den Personalrat im Thüringer Kultusministerium kandidieren würde. Ohne zu wissen, was das eigentlich ist und welche Aufgaben da auf mich zukamen, sagte ich zu und wurde somit im Dezember 1991 für die erste Legislaturperiode gewählt. Und dieser erste Personalrat wurde im wahrsten Sinne des Wortes ins Wasser geworfen und gemeinsam versuchten wir uns freizuschwimmen. Ein Personalvertretungsgesetz gab es natürlich noch nicht, sondern nur Richtlinien. Und viele abgeordnete Beamte aus dem Westen nutzten unsere Unwissenheit schamlos aus.

Dazu kam, dass eine unserer ersten Aufgaben darin bestand, im Frühjahr 1992 etwa 1600 Kündigungen zu bearbeiten von politisch untragbaren LehrerInnen. Ich bin mir sicher, dass noch kein einziges Personalratsmitglied irgendeines Ministeriums der Altbundesländer jemals eine solche Anzahl von Kündigungen vorliegen hatte und wir neu konstituierten Mitglieder des Personalrates des TKM sollten dies in sechs Wochen abarbeiten. Aus sechs Wochen wurden fünf Monate, in denen wir völlig freigestellt waren für diese Tätigkeit, und unsere Arbeitszeit nicht selten zwölf Stunden betrug, dazugerechnet An- und Abfahrtszeiten nach und von Erfurt.

Bei Klagen der Überlastung blieben uns leider auch einige süffisante Bemerkungen von Mitgliedern der Überprüfungscommission nicht erspart, die da lauteten Hat Ihr Tag nicht auch 24 Stunden? oder Wenn Sie Ihr Pensum nicht schaffen, müssen wir die Listen der Kündigungen durch Ihre Namen ergänzen. Was man damals mit uns machte und von uns abverlangte, ist aus heutiger Sicht nicht mehr vorstellbar. Aber wir mussten das Schwimmen eben erst lernen und wir lernten

es. Wir begriffen, wie schwierig und vieldeutig das Juristendeutsch zu verstehen ist und lernten zwischen den Zeilen zu lesen. Dazu kam die enorme psychische Belastung der Einzelschicksale der vorliegenden Kündigungen. Oft stritten wir uns innerhalb des Personalrates über die Täterschaft der einzelnen LehrerInnen.

Die Beurteilung der Einzelakten war oft sehr schwer

Natürlich kannte jeder von uns das Ministerium für Staatssicherheit in der DDR, aber die Erfahrungen mit diesem waren sehr unterschiedlich. Und davon war jedes Personalratsmitglied unterschiedlich geprägt, so dass eine objektive Beurteilung der Einzelakte oft sehr schwer war. Da gab es den bewussten IM, der sich freiwillig und stolz mit Unterschrift verpflichtete für das MfS zu arbeiten, seine KollegInnen ausspionierte und fleißig Berichte darüber schrieb, welche Verfehlungen oder staatsfeindlichen Äußerungen im Kollegium vorkamen. Dafür wurden diese dann prämiert oder sogar bezahlt. Eine Entscheidung hier zu fällen fiel wohl niemandem sehr schwer. Aber da gab es auch den einfachen Soldaten bei der NVA, der seinen Grundwehrdienst in der Poststube absolvierte und wegen des Postgeheimnisses auch eine Unterschrift leistete. In beiden Fällen lag eine Unterschrift zur Mitarbeit im MfS vor, aber war diese Täterschaft wirklich gleich zu bewerten? Da blieben heftige Diskussionen und Streitereien nicht aus, die mich oft noch bis nach Hause verfolgten.

Ganz schwerwiegend wurde es, wenn man die Kündigungsunterlagen von Bekannten oder Kollegen vorgelegt bekam und beim Sichten der Materialien aus dem Inhalt heraus die eigene Person erkannte, denn die Namen waren ja immer geschwärzt. Fassungslosigkeit, Enttäuschung und Misstrauen diesen Personen gegenüber haben sich bis heute nicht verloren. Eine Folge der Arbeit aus dieser Zeit ist, dass ich bis heute nicht meine Stasiakte beantragt habe, da ich glaube, mit deren Inhalt nur schwer umgehen zu können. Ich will es einfach nicht wissen, wer über mich was

berichtet hat. Das Wissen aus meiner Tätigkeit als Personalratsmitglied reicht mir aus und hat mich geprägt.

Der anstrengenden und oft überfordernden Einstiegsphase meiner Personalratsarbeit folgte eine Normalisierung und Abarbeitung vielfältiger Personalmaßnahmen, wie Einstellungen, Abordnungen, Versetzungen und Verwaltungsvorschriften. Ich arbeitete mich in Gesetze ein und bekam dadurch ein völlig neues Selbstvertrauen, denn ich konnte aufgrund der Gesetzeskenntnisse viele KollegInnen beraten und Auskunft geben. Mehrfach führte ich Schulungen zum neuen Personalvertretungsgesetz von Thüringen durch und erntete häufig dafür Anerkennung. Die Arbeit machte mir Spaß und ich investierte viel Zeit und Engagement, bekam aber auch viel für meine eigene Person zurück, immerhin führte ich sie auch zwölf Jahre lang durch.

In dieser Zeit baute ich auch als Mitglied des Landesverbandes Thüringen der GEW eine Frauengruppe auf, um mich verstärkt für die Gleichstellung der Frauen einzusetzen. Als Mitglied des Bundesfrauenausschusses der GEW lernte ich viele interessante Frauen aus ganz Deutschland kennen und verstand allmählich deren jahrelangen großen Einsatz für Frauenrechte. Davon motiviert versuchte ich auch die LehrerInnen und ErzieherInnen in Thüringen zu überzeugen, dass Frauen in Deutschland noch lange nicht gleichberechtigt sind.

In der Gleichstellung stark engagiert

Mit dem Erscheinen des Gleichstellungsgesetzes zog ich wiederum mit Schulungen dazu durchs Land und erläuterte den Vertrauensfrauen deren Rechte und Pflichten. Doch dieser Prozess gestaltete sich schwieriger als angenommen, da die Ostfrauen fälschlicherweise immer noch glauben, sie waren schon immer gleichberechtigt und sind es immer noch. Die Benachteiligungen in Lohnunterschieden oder Stellenbesetzungen in Funktionsstellen wollen und können Frauen, die in der DDR groß geworden sind, nur schwer nachempfinden. Da gerät man schnell in den Verruf

einer Emanze und wird nicht nur von Männern angefeindet.

Sogar aus den eigenen GEW-Kreisen musste ich Unverständnis und schmerzhaft Bemerkungen hinnehmen. In dieser Funktion setzte ich mich auch bei der Behandlung von Personalmaßnahmen als Personalrätin ein und achtete sehr auf die Einhaltung des Gleichstellungsgesetzes. Ich glaube auch einiges bei den Vertretern des TKM in dieser Hinsicht erreicht zu haben, denn zum Ende meiner letzten Legislaturperiode musste ich nur selten an dessen Einhaltung ermahnen.

Dankbar für Erfahrungen aus dem Personalrat

Meine Tätigkeit als Mitglied des Hauptpersonalrates im TKM führte ich insgesamt zwölf Jahre lang aus und bin für diese Erfahrung einfach nur dankbar, da ich persönlich viel für mich gewonnen habe, gute Gesetzeskenntnisse und ein selbstbewussteres Auftreten. Vor zwei Jahren entschied ich dann, nicht noch einmal für eine weitere Wahlperiode zu kandidieren, da ich einmal der Meinung war, dass neue Mitglieder mit neuen Ideen die Reihen bereichern sollten, mich aber auch Entwicklungen innerhalb der GEW enttäuschten und befremdeten. Ich hatte keine Angst nach dieser langen Zeit wieder ganz als Lehrerin an meine Schule zurückzukehren, was ich ab dem Schuljahr 2002/03 auch tat.

Aber die politische Wende von 1989 brachte auch noch eine weitere persönliche Wende für mich mit sich. Durch meine aktive gesellschaftliche Arbeit in der GEW und im Personalrat hatte ich sehr umfangreichen Kontakt mit vielen LehrerInnen aus ganz Deutschland und lernte dabei einen bayerischen Lehrer aus dem Raum Nürnberg näher kennen. Da wir beide in einer ähnlich schwierigen Ehesituation lebten, wurde aus einer anfänglichen Freundschaft eine Liebesbeziehung, in der wir bis heute sehr glücklich sind. Inzwischen lebe ich getrennt von meinem Ehemann, pflege eine Wochenendbeziehung mit einem Wessi, was vor 1989 wohl nie denkbar gewesen wäre, und habe mich auch darin als Frau neu

entdeckt. Auch heute schätze ich die politische Wende als einen positiven gesellschaftlichen Umbruch ein. Ich bin froh darüber, dass die Zeit der Überwachung vorbei ist, auch wenn ich mit einigen Entwicklungen gerade der letzten Zeit nicht zufrieden bin. Aber so wie es am Ende der DDR in diesem Gesellschaftssystem zugeing, konnte es nicht weitergehen. Die Wende war einfach notwendig, um sich aus den Fesseln der Gängelei zu befreien.

Die Zeit nach der Wende war interessant und vielschichtig. Sie bot viele Wege, um sich auszuprobieren. Und um mit den Worten von Reinhold Schneider zu sprechen Der Weg entsteht im Gehen wie durch ein Wunder konnte man nach der Wende viele Wege auswählen und das Gehen lernen. Ich habe für mich viele der gebotenen Wege auspro-

biert und mein Gang ist zunehmend aufrechter geworden, wobei mir viele Wunder der unterschiedlichsten Art geholfen haben.

Heute bin ich als Lehrerin am Erasmus-Reinhold-Gymnasium in Saalfeld tätig und unterrichte dort die Fächer Deutsch und Seminarfach. Nach 26 Dienstjahren bin ich immer noch gern Lehrerin, obwohl die Probleme in der Schule nach der Wende anders und teilweise schwieriger geworden sind. Aber ich betrachte sie auch als eine neue Herausforderung, der ich mich gern stellen möchte. In wenigen Tagen werde ich 49 Jahre und ich kann bisher auf ein erfülltes Leben zurückblicken, wobei die Wende 1989 einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet hat. Sicher hält das Leben für mich auch noch weitere Wege offen, denen ich mich nicht verschließen werde.

Heinrich Kern

Wir müssen selber die guten Konzepte haben

Professor Dr. Ing. habil Heinrich Kern:

Im September 1950 in Schwäbisch Gmünd geboren, verheiratet, zwei Kinder.

In einem musikalisch geprägten Elternhaus aufgewachsen, wandte sich Heinrich Kern als einziger unter vier Geschwistern der Technik zu. Dem Studium des Maschinenbaus und der Informatik in Karlsruhe folgte die Promotion in Dortmund sowie Arbeit in den Bereichen Werkstoffe, Schweißtechnik, Verbundwerkstoffe. Es folgten Aufbautätigkeiten in der Industrie in Dortmund und Frankfurt/O. 1996 zum Professor für Werkstofftechnik an die TU Ilmenau berufen, wurde er Prorektor und 2000 bis 2004 zum Rektor der TU Ilmenau gewählt.

Das Gespräch führte
Dr. Juliane Rauprich

Heinrich Kern kam als drittes von vier Geschwisterkindern am 22. September 1950 in Schwäbisch Gmünd zur Welt. Er ist verheiratet und hat zwei Töchter im Alter von 14 und 15 Jahren.

Das Elternhaus des Werkstoffwissenschaftlers war ausgesprochen musikalisch geprägt: Der Vater (Jahrgang 1906) war Professor für Komposition und Musikdidaktik; der Großvater mütterlicherseits wirkte als Oberlehrer und Dirigent am Münster in Schwäbisch Gmünd. Heinrich Kerns Vater kam aus einfachen Verhältnissen, ging mit 13 Jahren zum Lehrerseminar mit starker musikalischer Ausrichtung, bekam Mitte der 1920er Jahre keine Stelle in seinem Beruf, wandte sich dann gen Ulm, um hier im evangelischen Münster

ebenso die Orgel zu spielen wie in der dortigen katholischen Kirche und in der Synagoge einer recht großen jüdischen Gemeinde am Ort. Gleichzeitig studierte er Musik in Stuttgart und trat dann am Ulmer Theater eine Stelle als Chorrepetitor an. Sein Nachfolger auf diesem Posten war übrigens Herbert von Karajan. Verwundet im Zweiten Weltkrieg landete der Vater Professor Kerns schließlich im Lazarett in Schwäbisch Gmünd, wo er dann über sein Orgelspiel zunächst den künftigen Schwiegervater und dann seine Ehefrau kennen lernte. Die Heirat war 1947.

Die Fähigkeit zur Toleranz mit auf den Weg gegeben

„Meine Eltern gaben mir die Fähigkeit zur Toleranz mit auf den Weg. Eine Eigenschaft, die ich heute sehr häufig bei vielen Zeitgenossen vermisste. Außerdem legten sie Wert darauf, dass wir uns eine eigene Meinung bildeten und die auch dann vertraten, wenn es unbequem werden sollte. Meine drei Geschwister und ich waren jedes für sich ausgeprägte Individualisten. Das, gepaart mit der wechselseitigen Toleranz, haben die Eltern auch gefördert bei uns Kindern. Ich war der einzige, der sich beruflich der Technik zuwandte. Die Berufe meiner Geschwister blieben der Musik verbunden. Meine große und meine jüngere Schwester wurden Musiklehrerinnen, mein großer Bruder hat ein Musikgeschäft. Ich war schon sehr früh an der Technik interessiert. Meine Eltern haben mich da wirklich bestärkt in dieser Neigung. Aber natürlich hatte ich Klavierunterricht, spiele heute noch gelegentlich. Früher habe ich öfter a cappella gesungen.“

Das Abitur legte Heinrich Kern 1969 in Schwäbisch Gmünd ab. Wenn heute mitunter

heftig über das Kurssystem und das mögliche Abwählen von Fächern diskutiert wird, lächelt Professor Kern etwas sarkastisch und zählt seine Abiturfächer im mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweig mit zwei Fremdsprachen auf: Mathematik, Physik, Chemie, Biologie, Französisch, Deutsch.

Nach dem Abitur diente er 18 Monate bei der Bundeswehr. Dort bekam er eine Ausbildung als Feuerleitoffizier, wo die Koordinaten bei Beschüssen berechnet werden mussten. Der Grund, warum er sich eine solche anspruchsvolle Ausbildung suchte: „Wenn ich schon einmal bei der Bundeswehr bin, dann will ich die Zeit nicht nutzlos vertrödeln.“

Aus der Klassenfahrt in die DDR wurde nichts

Verwandte oder Bekannte in der DDR hatte die Familie nicht. Ein erster Beinahe-Kontakt sollte auf Initiative des 16jährigen Heinrich Kern in der Oberstufe der Schule entstehen. Damals habe eine Fahrt nach Westberlin, staatlicherseits gefördert, zum Unterricht gehört. Die Grenze, die Mauer als Unterrichts- bzw. Sightseeing-Objekt, je nachdem, wie man es denn sehen wollte. „Ich dachte mir, dass das Käse ist. Berlin können wir schließlich immer sehen. Lasst uns lieber eine Klassenfahrt in die DDR machen. Mit jugendlicher Naivität versuchte ich, das zu organisieren, schrieb das Reisebüro der DDR in Ostberlin an. Es dauerte einige Wochen, bis eine Antwort kam: Man bedauerte die Absage, aber ein Besuch von uns sei zur Zeit nicht möglich. Da habe ich mich sehr geärgert über diese Vollidioten! Da wollten wir jungen Leute uns schon selbst ein Bild vom anderen deutschen Staat machen und die lehnen das mit fadenscheinigen Worten ab. Danach hatte mein DDR-Bild mächtig gelitten, die haben sich selbst eine Image-Chance vergeben.“ Auf die Idee sei er überhaupt gekommen, weil die Prägung des Elternhauses, sich immer selbst ein Bild zu machen, sehr stark gewesen wäre. Und natürlich habe auch die jugendliche Neugier und Unbefangenheit eine Rolle gespielt. Heinrich Kern hat später an der Technischen



Universität Karlsruhe allgemeinen Maschinenbau und flankierend noch Informatik studiert.

Ab September 1977 war er dann Forschungs- und Hochschulassistent an der Universität Dortmund in den Bereichen Werkstoffe, Schweißtechnik, Oberflächentechnik und Verbundwerkstoffe. Im Frühjahr 1983 promovierte er mit einer Arbeit zum Tragverhalten von Punktschweißverbindungen unter schwingender Belastung zum „Dr.-Ing.“.

Die nachfolgende Zeit sieht den jungen Akademiker maßgeblich bei der Einrichtung und beim Aufbau eines Sonderforschungsbereiches über metall-keramische und keramische Verbundwerkstoffe an der Universität Dortmund beschäftigt – er wird Geschäftsführer und wissenschaftlicher Teilprojektleiter.

Aufbau eines Unternehmens der Schweiß- und Oberflächentechnik

Dass Einbahnstraßen bei der beruflichen Profilierung Heinrich Kerns Sache nicht sind, wird relativ schnell deutlich. Nach drei Jahren wechselt Dr.-Ing. Kern in die Industrie, wo er wiederum an entscheidender Stelle am Aufbau eines technologieorientierten Unternehmens der Schweiß- und Oberflächentechnik im Technologiezentrum Dortmund zu finden ist. Diese Jahre im Ruhrgebiet haben ihn maßgeblich geprägt. Dort musste es Mitte der 1980er Jahre zu einem tief greifenden Strukturwandel kommen. Dortmund, so erinnert sich Professor Kern noch heute, habe damals in der Spitze eine Arbeitslosigkeit von über 20 Prozent gehabt. Die durchschnittliche Arbeits-

losigkeit im Ruhrgebiet habe bei etwa 13 Prozent gelegen: „Das Ruhrgebiet war damals hinsichtlich der Höhe der Arbeitslosigkeit durchaus mit den neuen Bundesländern heute vergleichbar. Allerdings war in jener Zeit noch mehr Geld vorhanden. Aber weil ich solche Dinge nun wirklich kenne, werde ich schon ärgerlich, wenn heute so getan wird, als gäbe es das Problem der hohen Arbeitslosigkeit nur hier, als hätten die ‚Wessis‘ das Land platt gemacht. Natürlich ist diese hohe Arbeitslosigkeit schrecklich! Aber sie ist kein einmaliges, nur auf den Osten bezogenes Problem. Es wird häufig so getan, als könnten nur die Menschen im Osten verstehen, was hier im Osten los ist. Aber das können die Menschen aus dem Ruhrgebiet zum Beispiel auch sehr gut nachfühlen.“ Hier konstatiert Heinrich Kern schon eine gewisse Selbstgefälligkeit: „Es wird sich nicht umgeschaut, was woanders geschieht oder geschehen ist. Nicht nur die ‚Wessis‘ wissen wenig vom Osten, das kann man mitunter auch umgekehrt so erleben.“

Den November 1989 verknüpft Kern auf dem fachlichen Sektor seines Lebens zunächst mit der Habilitation und der Erteilung der *venia legendi* [der Lehrbefähigung und der Lehrbefugnis; J.R.] für das Fach Werkstoffe und Werkstoffinformationstechnik. Er wirkte in jener Zeit als Oberingenieur am Lehrstuhl für Werkstofftechnologie der Universität Dortmund. „In Dortmund stand damals die Frage, was aus den früheren Standbeinen Kohle, Stahl und Bier werden könnte, was an deren Stelle treten sollte.“

Der Bogen vom Stahl zur Schweiß- und Oberflächentechnik

Wir haben uns gesagt, dass Stahl als Werkstoff immer wichtig wäre. Man würde ihn veredeln müssen, mit anderen Komponenten zusammensetzen. So wurde dann der Bogen zur Schweißtechnik, zur Veredelung von Oberflächen, zum Verschleißschutz geschlagen. Um diesen Komplex herum bauten wir ein eigenes Unternehmen auf, das als Consulting-Firma für die Wirtschaft auftrat. Da haben wir, habe

ich viel auch wieder für die Forschung gelernt.“ Zwei Prinzipien für seine Arbeit hat Heinrich Kern aus diesen Jahren mitgenommen: „Wir haben regelmäßig von uns aus die Bedürfnisse der Wirtschaft erfragt. Und wir haben immer gefragt, was es Neues in der Forschung gibt, was man davon in die industrielle Praxis überführen kann.“

Es waren dann auch in erster Linie die fachlichen Dinge, die ihn in die neuen Bundesländer geführt haben. Im September 1992 bat ihn ein guter Freund aus Dortmunder Tagen um Hilfe. Der war mit seinen Ruhrgebiets-Erfahrungen schon im Herbst 1989 in einem Technologiezentrum in Dresden tätig gewesen, hatte es mit aufgebaut. Kurt Biedenkopf, früher u. a. an der Universität Bochum tätig, lehrte schon vor der Wende an der Universität Leipzig. So kamen bewährte Kontakte erneut zum Tragen. Heinrich Kerns Freund war 1991 zur Treuhand Liegenschaftsgesellschaft (TLG) gewechselt und rief ihn nun an: Wir haben da einen Standort in Frankfurt/Oder mit großen Problemen, schau' ihn dir bitte mal an. 8000 Beschäftigte mit Kurzarbeit Null, ein Geschäftsführer, der von der wütenden Belegschaft nicht mehr in den Betrieb gelassen wurde...

Erfahrungen aus dem Ruhrgebiet nach Frankfurt/Oder bringen

Kern tat nach einigem Überreden dem Freund diesen Gefallen und wollte eigentlich stehenden Fußes wieder zurück. Frankfurt/Oder war der größte Standort des DDR Halbleiterkombinates, zu dem noch Standorte in Erfurt, Dresden und Neuhaus gehörten. Es ging um die Privatisierung des Frankfurter Werkes und um die Ansiedlung neuer Unternehmen am Standort. Heinrich Kern: „Ich sagte zu meinem Freund damals, als er mir diese Aufgabe antragen wollte, dass er einen Vogel hat, dass ich sofort zurück will. Aber dann habe ich mich ja doch überreden lassen, habe übernachtet, mit den Leuten dort geredet. Trotzdem sagte ich meinem Freund am nächsten Abend, dass er irre sei und ich das nie im Leben machen würde. 14 Tage später habe

ich meinen Arbeitsvertrag als Geschäftsführer unterschrieben.“ Warum?! Natürlich sei es auch der Reiz gewesen, etwas Neues auszuprobieren. „Ich wollte schon meine Erfahrungen aus dem Ruhrgebiet einbringen, wollte schauen, wie man hier in Frankfurt/Oder wieder Arbeit an den Standort bringen kann.“

Bald habe es Probleme zwischen Treuhand, Treuhand Liegenschaftsgesellschaft und der Stadt gegeben. Die Halbleiterleute hätten sich in der DDR immer gleich direkt an Partei und Regierung gewandt, wenn sie etwas hätten haben wollen. Die Stadt wäre da immer außen vor geblieben. „Übrigens“, erinnert sich Heinrich Kern, „haben wir damals noch den riesigen Abhörbunker der Stasi auf dem Werksgelände gefunden, die direkte Telefonleitung von Mielke nach Moskau. Die konnten alles abhören...“ Gewissermaßen als Folge dieser alten Befindlichkeiten konnte der Geschäftsführer Kern den Oberbürgermeister nicht davon abbringen, ein eigenes Gewerbegebiet zu erschließen und vorzuhalten. Eine Kooperation und Abstimmung mit dem Halbleiterwerk hinsichtlich eines gemeinsamen Gewerbegebietes sei nicht zustande gekommen. „Als ich dann später von Frankfurt/Oder weg nach Ilmenau ging, da habe ich dem OB noch den Rat gegeben, er möge zusehen, dass seine Stadt nicht das Armenhaus von Deutschland wird.“

Das Zonenrandgebiet 200 Kilometer nach Osten verschoben

Eigentlich sei das damals vergleichbar dem alten Zonenrandgebiet gewesen: riesige Förderungen und Subventionen – keine Wirtschaft: „Das Zonenrandgebiet ist nur 200 Kilometer nach Osten verschoben worden. Es war Quatsch zu glauben, Frankfurt/Oder sei das Tor nach Osteuropa. Wer wirklich was machen will, der geht zehn Kilometer weiter nach Polen, da ist es billiger.“

Indem Heinrich Kern auf diese Jahre zurück blickt, konstatiert er im Grunde genommen ein Scheitern bei der Privatisierung des Kerngeschäftes des Halbleiterwerkes. Die Ursache sieht er im Wesentlichen in den politi-

schen Vorgaben und bezieht sich dabei auch auf den 1991 ermordeten Treuhandchef Detlev Karsten Rohwedder, der als Vorstand von HOESCH ein riesiges Stahlunternehmen zwar mit tiefen Einschnitten aber letztlich erfolgreich umstrukturiert hatte: „Rohwedder hatte gesagt, dass das, was mittels der Treuhand gemacht wird in den neuen Bundesländern, dasselbe ist, was früher in der gesamten DDR geschehen ist und nicht funktioniert hat: Es wird am grünen Tisch weitab vom wirklichen Geschehen entschieden. Rohwedder aber wollte die Stärkung und die Autonomie der Unternehmen vor Ort. Und obwohl diese Intension Rohwedders, die ich teilte, in Frankfurt noch relativ gut umgesetzt worden ist, mussten doch bei der Privatisierung 613 Beschäftigte übernommen werden. Die Lohnkosten waren so von Anfang an viel zu hoch. Damals übrigens kostete die Schaffung eines neuen Arbeitsplatzes eine Millionen DM. Heute kostet sie 1,5 Millionen Euro.“ Um so höher ist zu bewerten, dass damals in Frankfurt/Oder trotzdem etwa 3000 Arbeitsplätze erhalten wurden bei 80 bis 90 angesiedelten Firmen.

Von Dortmund über Frankfurt/Oder an die Ilmenauer Universität

Die Familie Heinrich Kerns war damals noch in Dortmund geblieben, da er seinen Job in Frankfurt/Oder von Anfang an als zeitlich begrenzt angesehen hat. Seine Ehefrau übrigens hatte früher im Wirtschaftsministerium in Düsseldorf gearbeitet, in der Abteilung für Technologieförderung, Strukturwandel und Industrieansiedlung. Fachdispute im Familienkreis dürften garantiert gewesen sein.

Im Wintersemester 1995/96 kam Heinrich Kern im Rahmen einer Vertretungsprofessur an die Technische Universität Ilmenau. Zu der Zeit gab es hier Gesprächskreise zur Gestaltung einer „Technologie-Region“. „Ich habe immer gesagt, erfindet das Rad nicht neu, guckt euch um, was anderswo schon mit Erfolg gemacht wurde, nutzt solche Erfahrungen. Uns läuft hier die Zeit weg. Ich denke sowieso, dass es keinen besonderen Wert hat, ewig in großen Runden zu diskutieren – ma-

chen! Warten darauf, dass uns jemand hilft, das bringt gar nichts. Wir müssen selber die guten Konzepte haben.“ Einen Strukturwandel habe es für ihn nun schon drei Mal in seinem Berufsleben gegeben: im Ruhrgebiet, in Frankfurt/Oder, in Ilmenau. Dorthin erhielt Heinrich Kern im Juni 1996 einen Ruf als Universitätsprofessor für Werkstofftechnik. Im Februar 1997 wurde er Prorektor für Bildung, im März 1997 Direktor des Instituts für Werkstofftechnik. Von 2000 bis 2004 war er Rektor der Ilmenauer Technischen Universität. Heinrich Kern ist in einer Vielzahl nationaler und internationaler wissenschaftlicher und wissenschaftspolitischer Gremien präsent.

Kaum einer hat geglaubt, dass die Wiedervereinigung Ernst wird

Wenn er sich an das Datum Herbst/Winter 1989 in rein politischer Hinsicht erinnert, dann sagt er freimütig, dass es ihn so richtig gar nicht berührt habe. „Der 17. Juni, dieser Tag wurde ja immer zelebriert in der alten Bundesrepublik. Es gab wohlfeile Sonntagsreden – das war’s dann auch schon. Vielen in den alten Ländern war das eigentlich egal, was in der DDR geschah, weil die wirtschaftliche Situation Ende der 1980er Jahre dort auch nicht so rosig war. Die Wiedervereinigung als Staatsziel? Kaum jemand hat geglaubt, dass das Ernst werden könnte. Klar, bei Besuchsreisen in die DDR hat man sich aufgeregt über die Schikanen. Und natürlich habe ich zum Beispiel auch gehofft, dass die Demos in der DDR nicht so enden wie 1968 in Prag. 1968 war für mich schon immer Prag, nicht so sehr die Studentenunruhen in Frankreich und bei uns.“

Heinrich Kern ist 1984 mit dem Ostblock in Kontakt gekommen, als er als Wissenschaftler für zwei Monate in der Volksrepublik China war in einem Austauschprogramm. Vorher, Anfang der 1980er Jahre, war er allerdings auf wissenschaftlichen Tagungen in Prag, Stara Lesna und Poprad: „Da habe ich die Herzlichkeit gemerkt, mit der die Tschechen uns gegenüber getreten sind. Und die distanzierte Art, die Kühle, wie sie das gegen-

über Menschen aus der DDR taten. Das war nicht nur das Westgeld, das waren auch die Nachwehen von 1968.“

Ganz lebhaft steht ihm dann vor Augen, wie Otto von Habsburg von der ungarischen Seite aus auf die Grenzer dort zugeht, die ihn mit „königliche Hoheit“ begrüßt haben: „Das war eine Zeit, die eigentlich unreal war. Ich habe damals keine Pfifferling dafür gegeben, dass die DDR die Flüchtlinge aus den Botschaften wirklich über ihr Territorium ausreisen lässt...“

Wie die Vereinigung dann über die Bühne gegangen ist? „Ich muss ganz ehrlich gestehen, dass ich mich bis dahin nie intensiv damit befasst hatte, ob es zwei getrennte deutsche Staaten oder ein vereinigter deutscher Staat sein sollte. Im Innersten habe ich schon auf die Wiedervereinigung gehofft – zugleich aber war mir klar, dass genau das ein irrealer Wunsch war. Es waren nun eben zwei Staaten, die getrennt waren.“

Als dann relativ frühzeitig die Nörgelei eingesetzt habe, dass zu viel Geld von West nach Ost fließen würde, da hätte er gesagt: „Man kann nicht 40 Jahre davon reden, dass es eigentlich ein Staat ist und dann, wenn es wirklich dazu kommt, dann soll es am Geld scheitern?!“ Irgendwie ist es auch dieser moralische Anspruch an sich selbst gewesen, der ihn nach Frankfurt/Oder habe gehen lassen.

Vier Kategorien von Personen sind von West nach Ost gegangen

Professor Kern sieht vorrangig vier Kategorien von Personen, die von West nach Ost gegangen sind:

1. die Idealisten, aber: „Idealismus allein reicht nicht.“
2. Leute, die etwas hätten bewegen wollen. „Das allein reicht auch nicht. Da müssen die entsprechende Qualifikation, die Fähigkeiten und der Durchsetzungswillen dazu kommen.“
3. Glücksritter und
4. Behördenangestellte, die den Marschbefehl „go east!“ erhalten hätten. „Die Besten...?!“

Das, was auch 14 Jahre später noch geht, noch gehen muss, das formuliert Heinrich Kern so: „Eine Sache vorurteilsfrei angehen – die Aufgabe klar definieren – sie dann gemeinsam lösen – die besten Leute für die Lösung nehmen – gucken, wie andere es gemacht haben. Mit diesem Glauben, dass wir auch nach einer Reihe von Fehlern noch derart die Probleme meistern können, da bin ich gerne Idealist!“

Was bedauert Professor Kern rückblickend hinsichtlich der deutschen Vereinigung? „Dass es uns immer noch nicht gelungen ist, uns gemeinsam auf die wesentlichen Themenfelder zu konzentrieren. Dass die Partikularinteressen immer mehr zunehmen. Wir sind alle zusammen unheimlich gut beim Nach-

weis, dass der andere nicht Recht hat.“ Wobei es für ihn beim Herbeiführen eines Konsenses nicht darum gehen sollte, so lange über eine Sache zu reden, bis nichts mehr von der Substanz da ist. „Es kann nicht unsere Aufgabe sein, alle Entscheidungen so zu treffen, dass sie keinem weh tun. Unter dem Strich muss Ausgewogenheit sein, in der Summe darf keiner überfordert werden.“

Am Schluss seines Nachdenkens über diese aufregende Zeit und über die gegenwärtigen Probleme im vereinten Deutschland zitiert Professor Kern John F. Kennedy mit seinem berühmten Wort „Frage nicht, was dein Land für dich tun kann. Frage, was du für dein Land tun kannst.“ Heinrich Kern ergänzt ihn: „Und tue es gefälligst!“



Professor Heinrich Kern (l.) 1992 als Geschäftsführer des Halbleiterwerke in Frankfurt/Oder, zusammen mit dem damaligen Ministerpräsidenten Manfred Stolpe.

Dr. Birgit Klaubert

Weltanschauung kommt eben doch von anschauen

Dr. Birgit Klaubert:

Geboren am 28. September 1954 in Schöneck im Vogtland. Wollte schon als Kind Lehrerin werden und realisierte später diesen Berufswunsch.

Nach Schule und Abitur studierte Birgit Klaubert an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Sie schloss das Studium mit einem Diplom als Lehrerin für Geschichte und Deutsch ab. Es folgte eine Aspirantur an der Pädagogischen Hochschule Leipzig mit der Promotion zum Dr. phil. Sie arbeitete schließlich als Lehrerin in Altenburg und in der Lehrerfortbildung. Seit 1994 ist Dr. Birgit Klaubert für die PDS im Thüringer Landtag. Im Oktober 1999 wurde sie Vizepräsidentin des Thüringer Landtages.

Schon als ich klein war, wollte ich Lehrerin werden oder Professorin, aber mit langen Haaren und ohne Brille. Ich bin gern zur Schule gegangen. Besonders aufregend war der Zeitpunkt, zu dem ich die neuen Schulbücher in die Hand bekommen habe. Die größte Faszination vor jedem Schuljahresbeginn übte das neue Lesebuch aus. Ich begann die Geschichten zu lesen, betrachtete die Bilder und nahm dann die anderen Bücher in Besitz. Schule war der Ort, an dem ein großer Teil meiner Freizeit stattfand. Ich sang im Chor und in der Mundartgruppe, ging abwechselnd zum Turnen und zur Leichtathletik, schrieb für die Wandzeitung oder die Pionierzeitschrift Trommel. Einmal in der Woche ging ich zur Musikschule. Gitarre spielen wollte ich lernen, wurde aber auf Mandoline umgelenkt. Begeistert war ich darüber nicht, doch Musikschule gehörte nach dem Verständnis meiner Familie zur Allgemeinbil-

dung. Ich bin ein Einzelkind. In der Kleinstadt Markneukirchen im oberen Vogtland aufgewachsen, habe ich dort meine Wurzeln und Prägungen.

Eigentlich kannte dort jeder jeden. Meinen Vater kannten alle. Er war gesellschaftlich aktiv, Mitglied der SED, ein guter Redner und aufgrund einer langen Erkrankung meiner Mutter über mehrere Jahre allein erziehend. Eine ganze Reihe von Verwandten, Freunden und Bekannten kümmerten sich um mich. Oft war ich im katholischen Elternhaus meiner besten Freundin zu Gast. Die Art des Umgangs miteinander war herzlich und ohne Bevormundung mir gegenüber. Neben der Schule gingen viele Kinder aus meinem Jahrgang zur Christenlehre in die evangelische Kirche. Neugierig beschloss ich, dort vorbeizuschauen, bleiben wollte ich nicht. Aus den unterschiedlichen Einflüssen entstanden zu Hause keine Konflikte. Ich fand alles bereichernd und wuchs mit der Überzeugung auf, dass die DDR genau die Heimat ist, die ich mir wünschte.

Entscheidung für das Kind und Bewerbung zum Studium

In der 8. Klasse entschied ich mich, an der erweiterten Oberschule in Klingenthal weiterzulernen. Da meine Mutter aufgrund ihrer Erkrankung nicht berufstätig war, hatte ich große Bedenken, ob dieser Bildungsweg finanziell durchzustehen sei. Meine Eltern ermunterten mich zu diesem Schritt. In der zwölften Klasse wurde ich schwanger, kurz zuvor war die gesetzliche Möglichkeit des Schwangerschaftsabbruchs eingeführt worden. Ich entschied mich für mein Kind, wollte im Zweifelsfall arbeiten gehen und bewarb mich trotzdem für ein Studium. Meine Schwiegermutter

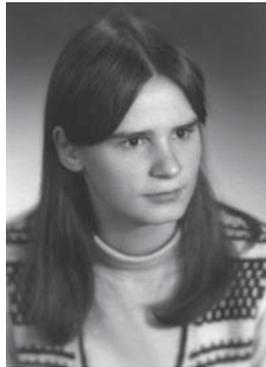
mischte sich ein. Als gelernte Kindergärtnerin bot sie ihre Hilfe an. Sie organisierte die Hochzeit und freute sich auf ihr erstes Enkelkind. Eine Woche nach der Zeugnisausgabe heirateten mein Mann und ich, unsere Ehe hält bis heute. Auf dem Abiturzeugnis hatte ich sehr gute Noten. Man empfahl mir Medizin oder Jura zu studieren, ich wollte jedoch Lehrerin werden – Lehrerin für Geschichte und Deutsch.

Zum Studienbeginn an der Karl-Marx-Universität in Leipzig war ich im achten Monat schwanger, verheiratet und gerade 19 geworden. Vor den Weltfestspielen 1973 hatte ich um Aufnahme in die SED gebeten und war inzwischen Kandidatin dieser Partei. Da ich der Herkunft nach nicht aus einer Arbeiterfamilie stammte, fand ich es als Auszeichnung, Mitglied dieser Partei zu sein. Nur so könne man die Welt verändern und diese auf längere Frist von Ausbeutung und Kriegen befreien. Die DDR war mein Heimatland, hier gab es zwar Kritikwürdiges, doch das sei alles veränderbar und ich wollte diese Veränderung mit vorantreiben. Nach meiner Vorstellung brauchte es nur Mut und geeignete Partner und die Welt würde besser werden.

Das Studium für eine junge Frau mit Kind war nicht einfach. Nach einem Jahr bei der Oma holten wir unsere Tochter in eine endlich zugewiesene Wohnung nach Altenburg. Mein Mann hatte inzwischen Arbeit als Geologe in Gaschwitz gefunden. Frühzeitig am Morgen fuhren unsere Züge von Altenburg nach Leipzig. Vorher musste unsere Tochter in die Krippe gebracht und der Tagesablauf so besprochen werden, dass am Nachmittag unser Kind nicht allein war. Oftmals kamen die Großeltern aus dem Vogtland angereist und halfen. Trotzdem war die Zeit immer knapp.

Der Anfang als Lehrerin war bestürzend

1977 schloss ich mein Studium in Leipzig ab, die Diplomarbeit hatte ich im Fach Psychologie geschrieben. Mit dem Schuljahr 1977/78 begann ich als Lehrerin für Geschichte und Deutsch an der Altenburger Reichenbach-Oberschule. Der Anfang war bestürzend. All



die schönen Ideale vom Lehrer, der wissbegierige Schüler vor sich hat, deren Streiche kennt und diese gekonnt pariert, scheiterten zunächst völlig. Ich machte nahezu alle Fehler, die ein Anfänger machen kann. Sprechen Sie viel mit den Eltern, der Eintrag ins Tagebuch nützt kaum etwas, riet mir eine alte Kollegin, die ihre Ausbildung noch in der Weimarer Republik absolviert hatte. Insbesondere im Geschichts- und Literaturunterricht gelang es, das Eis zu brechen. Stück für Stück merkte ich, dass ich doch den richtigen Beruf gewählt hatte.

Kurze Zeit später wurde die Abteilung Volksbildung auf mich aufmerksam. Ich war eine junge Mutter mit festem Klassenstandpunkt, engagiert und ohne Westverwandtschaft. Man fragte mich, wie ich mir meine Kaderperspektive vorstellte. Etwas hilflos saß ich vor dem damaligen Kreisschulrat. Ich war 24 Jahre alt und zum zweiten Mal schwanger. Ich wollte zunächst das Babyjahr genießen und Zeit für meine Kinder haben.

Dann ergab sich die Möglichkeit, am Institut für Lehrerbildung in Altenburg im Fach Marxistisch-leninistisches Grundlagenstudium zu arbeiten. Ich sagte zu und sollte mich qualifizieren. Ich meinte etwas leichtfertig, nun wolle ich eine Doktorarbeit schreiben. Die Auswahl der Themen war begrenzt. An der Pädagogischen Hochschule Clara Zetkin in Leipzig gab es mehrere Angebote zur Frauenforschung. Ich wählte eines der Themen aus und wechselte für drei Jahre Forschungsarbeit nach Leipzig.

Zunehmend wurde über Erstarrungen des Sozialismus gesprochen. Ich kehrte von Leipzig nach Altenburg zurück und bemerkte die

Unterschiede in der Diskussion. Im Freundeskreis wurden Bücher ausgeliehen, die es im Buchhandel der DDR nicht gab. Fast jeder wusste, wem er welches Buch ausleihen kann und wem nicht. Die offizielle Parteilinie ignorierte die Probleme im Land. Das Erreichte sei zwar nicht das Erreichbare, aber das System sei in Ordnung, hieß es von offizieller Seite. Erich Honecker wurde mit großen Ehren in der Bundesrepublik empfangen.

Ich wurde zur Fachgruppenleiterin im Marxistisch-leninistischen Grundlagenstudium berufen. Die eigentlich sorgsam ausgewählten Studentinnen und Studenten stellten immer offener kritische Fragen. Wir behandelten in Unterricht Gorbatschow, die Parteioberen lehnten jede Veränderungsnotwendigkeit ab. Irgendwann diskutierten wir, dass der Sozialismus in der DDR mit der niedrigen Arbeitsproduktivität nicht weiter existieren kann. Irgendwann waren in der Innenstadt von Altenburg die Häuser schneller unbewohnbar, als auf der grünen Wiese die Plattenbauten nachwachsen. Irgendwann gab ich einem Bekannten am Telefon die Auskunft, dass er aufgrund der Gesetzgebung der DDR vom Beginn der siebziger Jahre das Recht auf Ausreise habe.

Zunehmend wurde die Unzufriedenheit spürbar, nur die Lösung wurde nicht deutlich. Noch meinte ich, das System ließe sich durch das Auswechseln der Spitzenpolitiker verändern und wenn jüngere und klügere Genossen an die Macht kämen, gäbe es die DDR-Perestroika. Ich hielt fest an meiner Überzeugung von einem besseren Sozialismus auf dem Boden der DDR. Der Irrtum war gründlich.

Die Wende fühlte sich für mich an wie ein frischer Wind. Politisch hoch sensibilisiert und interessiert war ich froh über den Leipziger Aufruf nach Gewaltlosigkeit. So stellte ich mir Veränderung vor: von vielen Menschen getragen, klug, ohne Gewalt und selbstbewusst. Nun galt es die Ärmel hochzukrempeln und eigene Vorstellungen umzusetzen. Das Marxistisch-leninistische Grundlagenstudium an meiner Einrichtung wurde u.a. durch Politik, Soziologie, Religionsgeschichte, Ethik ersetzt.

Wir lernten mit den Studenten und konzipierten fast selbstherrlich Fächer und Lehrpläne. Am Wochenende fuhren wir zu Weiterbildungen und plünderten die Materialbestände der Landeszentralen für politische Bildung.

Mit Freunden die SED auflösen und eine neue linke Partei gründen

Zu dieser Zeit wollte ich mit Freunden die SED auflösen und gleichzeitig eine neue linke Partei gründen. Die ostdeutschen Sozialdemokraten hatten schon den Stab über solche wie mich gebrochen. Wer in der SED war, hatte Flecken auf der weißen Weste. Für meine politische Zukunft schied der Weg dorthin aus. Die SED wurde nicht aufgelöst. Ein Bundesparteitag beschloss, die Verantwortung für die Vergangenheit zu übernehmen und den Weg zur PDS einzuschlagen. Im Kopf konnte ich das verstehen, mein Bauchgefühl war anders. Ich hatte erhebliche Zweifel, ob eine Veränderung der SED auf diesem Wege möglich sei. Als dann allerdings die Parteibücher in Massen auf den Tisch geworfen wurden und keiner mehr schuld sein wollte, entschloss ich mich, in der PDS mitzumachen.

1990 wurde ich als Kandidatin für den ersten Nachwendestadtrat in Altenburg aufgestellt. Ein bisschen unbedarft stürzte ich mich in den Wahlkampf und wurde gewählt. Irgendjemand brachte den Vorschlag, mich zur Fraktionsvorsitzenden der PDS-Fraktion zu wählen. Bis zu diesem Zeitpunkt wusste ich nicht einmal, dass es so etwas auf kommunaler Ebene gibt. Zur konstituierenden Sitzung des Stadtrates wurde der Bürgermeister gewählt. Alle außer der PDS hatten sich in einer Art Großer Koalition verständigt und saßen mit Blumensträußen im Rathaussaal. Erst jetzt fiel bei mir der Groschen. Ich ließ ganz schnell einen Strauß Blumen besorgen und stand zufällig als eine der ersten vor dem neu gewählten Bürgermeister. Ich gratulierte und bot die Zusammenarbeit von Seiten der PDS an. In der Folge mussten wir viel lernen. Im neuen Stadtrat saßen nahezu ausschließlich kommunalpolitische Azubis. Wir schrieben die

ersten Anträge und bekamen dafür sogar Zustimmung.

Vor der Tür wurden die Warenbestände der DDR verscherbelt. Alles was es früher im Intershop gab, wurde als hochwertiger angesehen als das, was hierzulande produziert wurde. Das frühere Institut für Lehrerbildung sollte erst abgewickelt werden, dann wurden wir zur Fachschule für Sozialpädagogik. Wir bildeten Erzieher aus und mussten sämtliche Abläufe der Ausbildung umstellen. Ich war 1990 zur stellvertretenden Schulleiterin gewählt worden und für die Umgestaltung in direkter Verantwortung. Mit der Neuorganisation der Thüringer Bildungslandschaft wurden Schulleiterwahlen wieder abgeschafft. Als die Stelle später ausgeschrieben wurde, bewarb ich mich erfolglos. Ich wurde Abteilungsleiterin für die berufspraktische Ausbildung.

Die PDS warb für einen dritten Weg zwischen Kapitalismus und Sozialismus und verweigerte sich dem raschen Beitritt zur alten Bundesrepublik. Ihre Stimme war nicht viel wert. Ein Finanzskandal erschütterte die PDS. Wieder verließen uns Mitstreiter, nun zum Teil mit Tränen. In der PDS zu sein, bedeutete inzwischen auch ein berufliches Risiko. Offiziell hat das natürlich niemand gesagt. Ich gehörte zum ersten Ausschuss, der die Mitglieder des Stadtrates auf frühere Zusammenarbeit mit dem Staatssicherheitssystem der DDR überprüfte. Als die Unterlagen geöffnet wurden, lag eine Spannung im Raum, die körperlich spürbar war. Über wen würde was nachzulesen sein? Der Blick in die Akten zeigte nicht nur, wer sich aus welchem Grund und zu welcher Zeit als inoffizieller Mitarbeiter anwerben ließ, er zeigte auch, wie Situationen und Menschen missbraucht wurden und welcher Kleingeist und welches Misstrauen herrschte. Ich war enttäuscht. Das hatte nichts mit meinen Vorstellungen vom Sozialismus zu tun. Falsch fand ich jedoch auch, dass nun die vermeintlich Schuldigen gefunden schienen. Nach meiner Meinung hätte man offen darüber reden müssen, wie und warum man dem Staatssicherheitsdienst diente, damit derartige Geheimbündelei keine Chance mehr hätte. Auch

diese Vorstellung war wohl zu naiv und fand keine Mehrheit. Die Art, wie mit dem Thema Staatssicherheit umgegangen wurde, führte nicht zur breiten Aufklärung über das System.

Kandidatur für den Thüringer Landtag 1994

1994 fanden die Wahlen zum zweiten Thüringer Landtag statt. In der Altenburger PDS griff die Auffassung um sich, ich solle für diesen kandidieren. Ich sagte zu und reiste mit Familie und Freunden nach Griechenland. Während dieser Zeit fand der Parteitag zur Aufstellung der Landesliste statt. Als ich zurückkam, hatte man mich auf Platz 16 gewählt.

Das Schuljahr 1994/95 begann für mich an zwei Schulen. Neben dem Unterricht an der Fachschule für Sozialpädagogik übernahm ich Sozialkundeunterricht an der Kaufmännischen Berufsschule in Altenburg. Nach den Herbstferien war mein Lehrerdasein zu Ende. Die PDS hatte mit einem bedeutenden Stimmenzuwachs 17 Landtagsmandate erungen. Ich wurde zur hauptberuflichen Politikerin.

Meine große Tochter war 21 Jahre alt, Studentin und wohl ziemlich skeptisch, meine jüngere Tochter hatte gerade die Jugendweihe hinter sich und fand Mutters neuen Lebensweg nicht ganz uninteressant. Mein Mann hatte Bedenken, ob ich nun Angriffen ausgesetzt würde, die mich verletzen könnten. Dabei dachte er sicher noch nicht an die neue Lebenssituation, die dazu führen würde, dass ich tagelang in Erfurt sein musste und er allein zu Hause.

Der Beginn meiner Tätigkeit als Landtagsabgeordnete war aufregend. Nach der Freude über das Wahlergebnis begann harte Arbeit. Am Anfang beherrschte ich nicht einmal das Handwerkszeug. Alle anderen schienen mir wesentlich klüger als ich zu sein. CDU und SPD bildeten eine Große Koalition. Ich bewarb mich als kulturpolitische Sprecherin. Im ersten Anlauf scheiterte ich mit diesem Vorhaben, dann bekam ich doch den einzigen Sitz im damaligen Ausschuss für Wissenschaft, Forschung und Kunst. Allein saß ich den Ab-

geordneten der regierungstragenden Fraktionen gegenüber. Diese hatten im Koalitionsausschuss alles vorbesprochen, was von einiger Bedeutung war. Bei öffentlichen Anhörungen wurde ich gefragt, warum ich allein und wie auf der Strafbank sitze. Ich erklärte, dass mir dieser Platz zugewiesen worden sei.

Um nicht frustriert zu sein, hieß es Nervenstärke und Fleiß zu zeigen. Auch in der Fraktion wurden die Bedingungen schwieriger. Die unterschiedlichen Politikvorstellungen und Charaktere, die aufeinander prallten, führten zu Spannungen. Die Fraktionsvorsitzende trat nach einem Jahr nicht mehr zur Wahl an. In der Folge einer Klausurberatung wurde ich gefragt, ob ich bereit sei, das Amt zu übernehmen. Ich nahm den Vorschlag an und wurde überraschend gewählt. Nicht alle waren mit diesem Ergebnis zufrieden. Für manche galt ich als zu wenig führungsstark, andere fühlten sich nicht genügend einbezogen.

Ich selbst musste nun viel mehr Augenmerk auf das Wirken in ganz Thüringen legen. Bisher hatte ich den Schwerpunkt meiner Arbeit in der Altenburger Region gesehen. Hinzu kam die Auseinandersetzung mit der Politik der großen Koalition, die demokratisches Mitwirken enorm behinderte.

Im Vorfeld der Landtagswahlen 1999 wurde vorsichtig über die Zusammenarbeit von PDS und SPD diskutiert. Die Auffassungen dazu waren unterschiedlich. In Mecklenburg-Vorpommern war die PDS inzwischen in Regierungsverantwortung, doch mühsame Reformschritte in der Landespolitik des nördlichen Bundeslandes wurden kaum wahrgenommen. Für die PDS stand damit die Frage nach dem Preis der Regierungsverantwortung. Es wurde auch deutlich, dass im Vorfeld einer solchen Entscheidung inhaltliche und personelle Zusammenarbeit notwendig ist. Wie im persönlichen Leben muss die Chemie stimmen.

Ich kandidierte auf Platz 3 der Landesliste und wieder in meinem Heimatwahlkreis Altenburg. Die PDS konnte ihr Wahlergebnis verbessern und wurde zweitstärkste Partei. Die SPD verlor enorm. Die CDU erreichte die absolute Mehrheit in Thüringen. Als sich der drit-

te Thüringer Landtag konstituierte, wurde ich zur Vizepräsidentin gewählt. Vielleicht war es ein Zufall, vielleicht auch folgerichtig, dass ich nun einem Landtagspräsidium angehörte, welches nur aus Frauen bestand. Im Landtag galt es, die Männer daran zu gewöhnen, dass immer Frauen vorn sitzen. Wir arbeiteten fair miteinander zusammen. Ich denke auch, dass unsere Art die politische Kultur beförderte.

Mutter und Tochter in derselben Stadtratsfraktion

Meine ältere Tochter ist inzwischen seit sechs Jahren verheiratet. Sie ist seit diesem Sommer Mitglied im Altenburger Stadtrat und im Kreistag. Im Stadtrat sind wir Kolleginnen, ich bin ihre Fraktionsvorsitzende. Sie wollte immer den großen Plan zur Verbesserung der Welt haben. Als sie erkannte, dass es diesen wohl nicht gibt und auch der längste Weg mit dem ersten Schritt beginnt, mischte sie sich in die Politik ein. Ihr Mann arbeitet als Berufsschullehrer in Gera. Die junge Familie wohnt in Altenburg im eigenen neuen Haus. Mein großer Enkelsohn ist seit August Schüler der 1. Klasse, mein kleiner Enkelsohn wird im November vier Jahre alt. Als vor der Wahl meine Plakate überall zu sehen waren, hießen diese Oma-Birgit-Plakate.

Meine jüngere Tochter studiert Architektur in Erfurt. Wie ihre große Schwester will sie eigentlich in Thüringen bleiben, hier leben und arbeiten. Ihr Freund arbeitet an der Uni in Jena. Noch wohnen beide bei uns zu Hause. Vor ein paar Jahren haben wir meine Eltern aus dem oberen Vogtland zu uns geholt. Über 80 Jahre alt und inzwischen in ihrem Bewegungskreis stark eingeschränkt sind sie betreuungsbedürftig. Im Familienverband müssen alle Dienstleistungen organisiert werden. Zu Hause kann ich nicht oft sein. So übernimmt mein Mann einen großen Teil der häuslichen Aufgaben. Nach der Insolvenz seines Betriebes hat er im Osten keine Arbeit mehr gefunden. Viele staunen über unser Familienleben. Eigentlich müsste doch die Frau zu Hause sein und wie hält es ein Mann mit einer Karrierefrau aus? Uns beide hat das wenig

gestört und die Zeit, die wir miteinander verbringen, ist umso kostbarer. Nicht immer ist eitel Sonnenschein angesagt, doch ein Gewitter wirkt reinigend und unsere Ehe hält seit über 30 Jahren.

Erneut zur Landtagsvizepräsidentin gewählt

Im Jahr 2004 ist wieder eine Wahlperiode zu Ende gegangen. In Thüringen fehlen Arbeitsplätze und Frauen und Männer ziehen der Arbeit hinterher. Insbesondere junge Frauen verlassen das Land. Wenn sie sich für Kinder entscheiden, werden diese nicht in Thüringen geboren. Das Lohnniveau ist gering. Die Zahl derjenigen, die auf Sozialhilfe angewiesen sind, ist hoch. Die reiche Kulturlandschaft in Thüringen kann kaum noch finanziert werden, weil die Landkreise, Städte und Gemeinden immer weniger Geld in den Kassen haben. Vor diesem Hintergrund fanden die Wahlen statt. Ich habe auf dem Platz 2 der Landesliste und wiederum in meiner Heimat Altenburg kandidiert. Mehr als ein Viertel der Wähler haben PDS gewählt.

Seit dem 8. Juli 2004 bin ich erneut Vizepräsidentin des Thüringer Landtags. Arbeit, die ich in der letzten Legislaturperiode begonnen habe, kann ich fortsetzen. Dabei kommen mir inzwischen meine Erfahrungen zugute. Noch immer denke ich, dass die Welt veränderbar ist. Heute wird oft darüber gesprochen, dass die Politik gar keinen Einfluss habe und alles durch die Wirtschaft bestimmt

werde. Für mich stellt sich daraus die Frage, wozu wir dann Politik brauchen. Der Reichtum nimmt Tag für Tag zu und ebenso die Armut. Muss man vor dem Hintergrund nicht politische Möglichkeiten erschließen, mehr Gerechtigkeit zu organisieren?

Aus den Erfahrungen der DDR habe ich mir die Lust zur Opposition behalten und bedauere, dass oft nur Regieren als Wert gesehen wird. Dabei gehöre ich keinesfalls zu den Verweigerern, doch Regieren wird häufig mit Machterhalt und Recht haben verwechselt. Viel Oberflächlichkeit hat inzwischen in unser Leben Einzug gehalten. Doch Demokratie lebt vom Mitwirken. Ich denke, schon frühzeitig sollten Menschen ermuntert werden, sich einzumischen. Aus der Wendezeit weiß ich, dass das am besten gelingt, wenn ein Ergebnis tatsächlich erreicht werden kann. Demokratie muss man leben können.

Viele meiner Vorstellungen vom Leben habe ich mir bewahren können. Am schönsten finde ich, dass ich heute nahezu ungehindert um die ganze Welt reisen darf. Weltanschauung kommt eben doch von Welt anschauen. Inzwischen bin ich ein halbes Jahrhundert auf dieser Welt. Ich bin Lehrerin geworden, wie ich es als Kind schon wollte. Das mit der Professorin ohne Brille und den langen Haaren ist anders ausgefallen.

Ich habe promoviert, bin nun zum zweiten Mal Vizepräsidentin des Thüringer Landtags. Meine Haare sind kurz und leuchtend rot getönt. Zum Lesen brauche ich inzwischen eine Brille.

Fred Klemm

Entweder wir lernen Freiheit oder die Not wird sie uns lehren

Fred Klemm:

Geboren 1957 in Saalfeld, aufgewachsen in Goßwitz, schloss Fred Klemm die zehnklassige Polytechnische Oberschule ab und absolvierte eine Ausbildung zum Arbeitsschutzinspektor.

Als Nichtwähler und Wehrdienstverweigerer in der DDR erregte er schon in jungen Jahren die Aufmerksamkeit der Staatsorgane. In Erfurt studierte er Theologie, wurde erst Vikar, dann Pfarrer in Manebach bei Ilmenau. Dort war er Gründungsmitglied eines Kreisverbands des Demokratischen Aufbruch. Neben seiner Tätigkeit als Pfarrer, engagierte er sich politisch, anfangs als Kandidat der SPD für den Bundestag, zugleich in der Kommunalpolitik, er ist heute bei den Freien Wählern.

Bearbeitet von
Dr. Juliane Rauprich

Geboren wurde ich in ärmlichen Verhältnissen als drittes Kind einer allein erziehenden Arbeiterin 1957 in Saalfeld. Aufgewachsen bin ich dann in Goßwitz. Ich habe die zehnklassige Polytechnische Oberschule besucht. Von 1974 bis 1977 folgte eine dreijährige Ausbildung zum Arbeitsschutzinspektor. 1976 habe ich mein erstes deutliches Zeichen in politischer Hinsicht gesetzt. In der DDR wurde immer um die so genannten „Erstwähler“ besonderer Aufwand getrieben, sie standen extra im Fokus der Aufmerksamkeit von Partei und Staatsorganen. Ich nun wurde in diesem Jahr „Erst-Nicht-Wähler“! Diese Haltung habe ich dann konsequent weiter durchgehalten und keinen regulären Wehrdienst abgeleistet. Von 1978 bis 1980 war ich Bausoldat, habe

also keinen Dienst an und mit der Waffe gemacht.

In den Jahren bis 1984 schloss sich dann mein Theologiestudium am Augustinerkloster in Erfurt an. Hier legte ich das Erste Theologische Examen ab. Es folgte meine erste Vikar-Anstellung in Ilmenau-Manebach. Das Zweite Theologische Examen habe ich 1987 abgelegt, erhielt in der Folge eine Anstellung als Pfarrer in Manebach.

Diese starke Politisierung, die ich in jungen Jahren schon hatte, geht auf die Zeit in der kirchlichen Jugend zurück. In den 1980er Jahren spürte ich die Krise der DDR und war sicher, dass sich die Dinge ändern müssen. 1988 hatte ich die Leitung der Arbeitsgruppe „Politische Mitverantwortung“ auf dem Kirchentag in Erfurt. Zugleich habe ich in dieser Zeit auch Menschen seelsorgerisch betreut, die einen Ausreiseantrag gestellt hatten. Bei der Sichtung meiner Stasiakten habe ich später gefunden, dass ich seit 1989 unter ständiger Beobachtung des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR war.

Kreisverband des Demokratischen Aufbruch in Ilmenau mitgegründet

Seit 1988 habe ich Edelbert Richter bei der Gründung einer Partei unterstützt – hier entstand später der Demokratische Aufbruch (DA). Bis zum Gründungsparteitag im Dezember 1989 in Halle war das eine pausenlose Arbeit. Mit einem Pfarrer-Kollegen (Andreas Enkelmann) haben wir hier einen Kreisverband gegründet. Als am Abend des letzten Tages des Gründungsparteitages damals jedoch Wolfgang Schnur zum Vorsitzenden gewählt wird, bin ich ausgetreten. 70 Prozent der Mitglieder des Kreisverbandes Ilmenau des DA

haben dann die Umwandlung unseres Kreisverbandes in den einer sozialdemokratischen Partei vollzogen. Meine größte Hoffnung in dieser bewegten Zeit war Freiheit! Meine Erwartungen gingen in die Richtung der Mitwirkung in der demokratischen Organisation der Gesellschaft.

Schon im Demokratischen Aufbruch sind wir seit 1988 davon ausgegangen, dass eine Demokratisierung der DDR zwangsläufig zur Wiedervereinigung führen würde. Allerdings sollte dieser Prozess nach unseren Vorstellungen mehrere Jahre dauern, um die Binnenwirtschaft anzupassen. Ich bin dann in der Folgezeit 1989/90 weiter Pfarrer in Manebach geblieben, habe 1990 für die SPD für den Bundestag kandidiert. Aber trotz des Landeslistenplatzes 8 hatte ich keine Chance. Die Gründe bzw. der Wahlausgang dürften in Erinnerung sein...

Allerdings bin ich ohne Unterbrechung seit 1990 im Kreistag und in Leitungsgremien der Arbeiterwohlfahrt. Noch einmal habe ich eine größere Kandidatur gewagt: 1994 bei der Bürgermeisterwahl in Ilmenau trat ich für die SPD an. Auch das ließ sich nicht realisieren – ich habe mich in der anschließenden Zeit wieder sehr auf meinen eigentlichen Beruf als Pfarrer konzentriert.

Mit nonkonformer Haltung gegenüber dem Regime frei gefühlt

Wenn ich den Blick zurück gehen lasse auf meine Zeit als Christ in der DDR, dann kann ich heute sagen, dass ich mich in meiner nonkonformen Haltung dem damaligen Regime gegenüber sehr frei und sehr gut gefühlt habe. Gleichzeitig habe ich schon damals sehr unter der Unmündigkeit meiner Mitmenschen gelitten: Sie ist mit der Würde den Menschen unvereinbar!

Nach der Wende wollte ich nun wirklich keine erhabene und rechthaberische Haltung einnehmen. Um dem schon im Keime entgegen zu treten, schien mir die Mitwirkung in einer Volkspartei wie der SPD hierfür besonders geeignet. Jedoch, das ist mir wichtig zu betonen, sind mir in all der Zeit die Freiheit



und die Mündigkeit das Wichtigste geblieben!

Die Wohlstandsversprechen der bundesdeutschen Politik haben sich nicht wesentlich von denen in der DDR unterschieden. Natürlich gab es in der neuen Gesellschaft mehr Wohlstand. Aber auch eine entsprechend höhere Verschuldung. Ich kann mich an eine Aussage von mir in einer regionalen Heimatzeitung 1999 erinnern: „Die Wende von einem Sozialismus ‚auf Pump‘ hin zu einer ehrlichen, freien und dynamischen Gesellschaft steht noch bevor!“ Es war 2003, als ich die Hoffnung aufgegeben habe, dass die SPD diese Wende erfolgreich vollziehen könnte. Nach 14 Jahren bin ich dann, folgerichtig für mich ausgetreten. Heute engagiere ich mich für die Freien Wähler im Ilmkreis, habe dafür auch ein Kreistagsmandat erhalten bei der Kommunalwahl im Juni 2004. Als Pfarrer bin ich seit 1997 im Pfarramt Großbreitenbach tätig.

Als ich in diesem Sommer über eine Predigt anlässlich einer Goldenen Konfirmation nachgedacht habe, da rief ich zwar den Goldenen Konfirmanden – aber auch mir selbst – Dinge in Erinnerung, die auch mit der Reflektion der Wendezeit hier in Thüringen, in Deutschland zu tun haben. Wenn man die vergangenen Jahrzehnte beschreiben will, dann hat man ja

auch von einer Zeit der vielen Kinder damals und der wenigen Kinder heute zu reden; von der großen Armut in den früheren Jahren und dem großen Wohlstand heute. Man kommt nicht umhin, die Zufriedenheit unserer Vorfahren zu erinnern und die stete Unzufriedenheit heute und hier um uns und in uns zu beklagen.

Heute kämpfen die Kirchgemeinden um ihre Existenz

Damals gab es eine recht große Kirchlichkeit, wie ich es nennen möchte – heute lebe und arbeite ich als Pfarrer in einer Zeit, wo viele Kirchgemeinden um ihre Existenz bangen müssen. So vieles hat sich in dieser bemerkenswerten Zeitspanne, zu der ja maßgeblich auch die so genannte „Wende“ gehört, vollkommen geändert, manches hat sich in sein Gegenteil verkehrt. Was gab es schon in der Nachkriegszeit und in den 1950er Jahren? Wer hatte damals ein Auto, einen Fernseher, eine Waschmaschine, einen Kühlschrank? Wer konnte und wollte dauernd möglichst weit weg verreisen? Keiner! Damals aber hatten die Menschen so etwas wie Hoffnung. Und sie hatten Kinder. Sie lebten in Gemeinschaften, hatten sich gegenseitig im Blick und brauchten sich im täglichen Leben. Heute haben die Leute im Haus alles an Geräten, was es gibt. Und sie haben viele Möglichkeiten. Dafür ist uns anderes abhanden gekommen: die Kinder, die Zukunftshoffnungen, die Gemeinschaft, die Zufriedenheit und der Glaube.

Warum ist das nun so? Ich will hier einmal einige Antworten versuchen. Jede neue Zeit, fast jede neue Generation sucht das Neue, das Moderne, das noch nie Dagewesene. Sie will dadurch Zukunft gewinnen. Und natürlich scheint vieles dafür zu sprechen, es anders zu machen als die Alten. Die Zeit geht nun mal voran, die Dinge ändern und entwickeln sich. Neue Technologien, neue Einsichten, neue Bedürfnisse, neue Wünsche! Aber wie schon ein Sprichwort sagt: Gib' Acht, was du dir wünschst – es könnte in Erfüllung gehen.

Wenn sich neue Zeiten mit neuen Men-

schen auf den Weg machen, dann gehen sie immer davon aus, dass nur Gutes hinzu kommt. Irgendwie gehen sie davon aus, dass sie das Schlechte besser machen und alles bisherige Gute von ganz alleine bleibt und in der Summe alles nur immer besser wird. Das aber ist meist gar nicht so, denn oft hängen gut und schlecht zusammen, sind nur die zwei Seiten ein und derselben Medaille. Mit dem alten Schlechten verschwindet meist auch das alte Gute. Und mit dem neuen Guten kommt auch meist neues Schlechtes. Und deswegen denke ich rückblickend schon, dass an der alten materiellen Armut zugleich viel Gemeinschaft, Kinder, die Großfamilie, gegenseitige Bindungen, Hoffnung und Zuversicht hingen. An unserer heutigen Unabhängigkeit und Wohlständigkeit hängen zugleich viel Einsamkeit, Kinderlosigkeit und Zukunftsangst. Das gilt für Ost und West.

Es gibt Dinge in unserem Leben zu schützen und zu bewahren, die es zwar schon lange gibt, die aber keineswegs alt oder überflüssig werden. Die Freiheit zum Beispiel. Ohne Freiheit kommt das Leben irgendwann zum Stillstand. Leben ist Freiheit. Das Kind im Bauch seiner Mutter muss geboren werden und sich befreien zu einem eigenen Leben. Gottes Schöpfung ist Schöpfung zur Freiheit hin. Zu DDR-Zeiten haben wir erlebt, wie Unfreiheit die Menschen und die Ökonomie lähmte. Und als alle Ressourcen verbraucht waren, brach alles zusammen. Ohne die Freiheit geht irgendwann alles zu Grunde! Im Übrigen geschieht heute im vereinten Deutschland das Gleiche, wenn die Menschen nicht mehr Freiheit und Eigenverantwortung wagen als bisher.

Verteilungskämpfe statt Risikobereitschaft

Gesetze – Verordnungen – Ausführungsbestimmungen – Bedenkenträger – Steuern – Abgaben – Beiträge: das alles stranguliert die Wirtschaft. Die Sozialsysteme sind unfinanzierbar. Schulden erdrücken uns und Investitionen in die Zukunft finden nicht mehr statt. Wir erleben täglich neu Verteilungskämpfe

statt Risikobereitschaft. Andere Länder ziehen im Wettbewerb an uns vorbei.

Ich denke, dass in einer derart aufgeblähten Bürokratie, die in Deutschland so groß zu sein scheint wie in der restlichen Welt zusammen genommen, mit der Freiheit auch die soziale Gerechtigkeit mehr und mehr verloren geht. Die unrealistischen bis verlogenen Heilsversprechungen der Politik und die lähmenden Heilserwartungen der Menschen müssen aufhören. Denn seien wir ehrlich: Das Erstarken der PDS, wie wir es in diesen Monaten erleben müssen, passt eigentlich genau ins Bild: Die PDS ist m. E. heute nur die radikalste Form von SPD, CDU und Grünen. Wir brauchen aber dringend wieder mehr Freiheit von einem Staat, der sich in seinem sozialen Umverteilungsanspruch übernommen hat. Weniger Staat, dafür mehr Verantwortung in den Gemeinden, in den Familien und beim Einzelnen. Das wird schwer, aber wir dürfen nicht zulassen, dass diese Gesellschaft im Streit um Ansprüche und Sicherheiten auseinander bricht und wir es unseren Kindern noch schwerer machen, als es in der Zukunft ohnehin schon sein wird. Ich will nicht weiter ein Land, dessen sozialstaatliche, um nicht zu sagen „sozialistische“ Überfrachtung und maßlose Überschuldung in den Ruin führen wird! Die eigentliche Wende (oder vielleicht trifft das Wort „Wandlung“ besser) in der Mentalität der Menschen und in der Bedeutung, die Politik haben kann und soll, steht aus.

Wenn ich heute, 15 Jahre nach der großen Umwälzung unseres Lebens, nach wie vor und zugleich verstärkt auf solche Werte wie Liebe und Freiheit setze, dann gehören auch die Werte von Anstand und von Gerechtigkeit dazu. In der Ökonomie und in der Sozialstaat-

lichkeit, da haben wir die Freiheit an den Staat und an verschiedenste Systeme abgegeben. Bei den Fragen von Anstand und Benehmen, von Achtung, gegenseitigem Respekt, Höflichkeit und Rücksichtnahme – da herrschen totale „Freiheit“ und Willkür!

Anstand und gegenseitigen Respekt braucht eine Gesellschaft

Bei aller sozialen Sicherheit, über die wir ja doch verfügen, verwahrlosen immer mehr Menschen moralisch. Kinder werden nicht mehr erzogen. In den Medien wird deutlich, dass die gering gebildeten, rohen Bevölkerungsgruppen das Niveau des öffentlichen Lebens zunehmend bestimmen. Die gebildeten Eliten werden zu Außenseitern der Gesellschaft. Lehrer werden verspottet. Schüler, die lernen wollen und gute Zensuren bekommen, werden oft von den anderen verspottet und bedrängt. Das Alter wird schon lange nicht mehr geachtet. Die Gebote, den Anstand, den gegenseitigen Respekt, die Höflichkeit – all' diese alten Werte braucht aber eine Gesellschaft und komme sie noch so modern daher, wenn sie auf Dauer überleben will.

Für mich als evangelischen Christen und als Pfarrer hängen die Liebe, die Freiheit, Anstand und Gerechtigkeit ab von der Ehrerbietung vor dem lebendigen Gott. Ich möchte warnend zum Schluss meines Nachdenkens über unseren Weg aus der DDR in das vereinte Deutschland sagen: Ein Zurück in noch unfreiere Strukturen kann den Wohlstand nicht sichern. Zur Freiheit gibt es am Beginn des 21. Jahrhunderts keine Alternative. Entweder wir lernen Freiheit freiwillig oder die Not wird sie uns lehren.

Egon Kühn:

Die Wende im Westen erlebt

Egon Kühn:

Geboren 1954 in Oberwirbach. Nach Abschluss der 8. Klasse erlernte er 1970 den Beruf des Baufacharbeiters.

Nach der Lehre arbeitete Egon Kühn beim Kombinat für Straßen- Brücken- und Tiefbau Gera, danach bis 1977 beim VEB Bau Unterwirbach. Durch Angliederung dieses Betriebes an den Ingenieurhochbau Gera fand er sich in einem großen Industriekombinat wieder. Ab 1986 hielt er sich zu Montagearbeiten im „nicht-sozialistischen Ausland“ auf. Die Wende erlebte er als einer der wenigen DDR-Bürger im Westen. Nachdem die Wirtschaft im Osten weitgehend zusammengebrochen war, arbeitet er bis heute bei Bauunternehmen im Westen.

Das Gespräch führte
Rainer Morgenroth

Mein Anliegen, auch seine Biographie in den Rahmen dieses Projektes zu spannen, löste bei ihm zuerst ungläubiges Erstaunen aus. Er sei doch ein einfacher unpolitischer Mensch und es gäbe in seinem Leben kaum etwas, das von öffentlichem Interesse wäre, wehrt Egon Kühn bescheiden ab. Im Fortgang des Gespräches beleuchten wir diesen und jenen seiner Lebensabschnitte, er beginnt zu reflektieren und entdeckt mit verhaltenem Stolz, nicht alles ist so normal, wie es auf den ersten Blick und im Vergleich mit seinem sozialen Umfeld erscheint.

Da ist nach 26 Jahren Arbeit auf Montage eine intakte Familie, da sind zwei wohlgeratene Kinder mit abgeschlossener Berufsausbildung und in Arbeitsverhältnissen, da ist

das aus eigener Kraft um- und ausgebaute Eigenheim, und da sind nicht zuletzt die relative soziale Sicherheit, das Wohlgefühl eines Lebens in vertrauter Umgebung, begleitet von verlässlicher Geborgenheit und innere Zufriedenheit.

Solch eine Arbeiterbiographie ohne tiefere Brüche in einer Umbruchzeit, in einer Region mit fast 20 Prozent Arbeitslosigkeit und angeschlagenem Baugewerbe ist eben nicht schlechthin normal, darin waren wir bald einig. Doch wie sich dieser Lebensweg gestaltete, lassen wir Egon Kühn besser selbst erzählen.

In dörflicher Umgebung am Fuß des Thüringer Waldes aufgewachsen

Geboren wurde ich im Herbst 1954 in Oberwirbach, einem kleinen Ort am Fuße des Thüringer Waldes nahe Bad Blankenburg. Mein Vater war Bauarbeiter in einer kleinen Baufirma in Unterwirbach. In dieser Firma arbeitete er auch nach deren Verstaatlichung bis zu seinem frühen Tod 1988. Die Mutter war Hausfrau bis zur Geburt meiner Schwester Ilona 1957. Im Jahr darauf zog die Familie wieder in dörfliche Umgebung um, nach Beulwitz, unweit von Saalfeld.

Hier besucht ich ab 1961 die Schule bis zum Abschluß mit der Klasse 8 und begann 1970 meine Lehre als Baufacharbeiter. Diese Berufswahl kam nicht von ungefähr. Schließlich war meine Kindheit vom dörflichen Leben geprägt. Das hat mich schon früh an körperliche Arbeit herangeführt, da gab es immer etwas zu werkeln und zu bauen, zumal meine Eltern ab 1963 ein Eigenheim errichteten, mit viel Mut und noch mehr Eigenleistung. Aus heutiger Sicht müsste man eigentlich sagen, es

war so eine Art Schwarzbau und dauerte deshalb etwas länger. Gebaut wurde, wie gerade Geld, Zeit oder Material vorhanden waren. Diese Baustelle war sozusagen mein Abenteuerplatz und ich entwickelte schon früh handwerkliche Fertigkeiten und vor allem Freude an eigener Leistung. Und da mein Vater selbst vom Bau war, erschien mir dieser Beruf gerade recht. Ich wußte ja auch damals schon, wie gefragt Bauleute bei Häuslebauern auch nach Feierabend waren. Mit dieser auch in der DDR schon gängigen Praxis, dem sogenannten Pfusch, konnte man zusätzlich gutes Geld verdienen und sich Bezugsquellen für Material aller Art verschaffen. Also wurde ich Bauarbeiter. Nach erfolgreicher Lehre kam ich zum Kombinat für Straßen-Brücken- und Tiefbau Gera.

Es ging alles seinen sozialistischen Gang

Einschließlich meiner wehrpflichtigen Dienstzeit in der NVA von 1973 bis 1974 ging bis dahin sozusagen alles seinen sozialistischen Gang. Ich war Pionier, FDJ-ler, in der Gewerkschaft, Soldat alles war vorprogrammiert,

man wehrte sich nicht, aber ich tat mich nirgends hervor, ich lief so mit, wie die meisten. Man nahm die Sache an wie sie war und wurde als Gegenleistung versorgt. So wurde ich nach der Armeedienstzeit für den Einsatz an der Trasse (Erdgasleitung in der damaligen Sowjetunion) geworben. Daraus wurde nichts, ich wollte nach der Armeezeit erst einmal nach Hause. So kam ich zum VEB BAU Unterwirschbach, wo auch mein Vater arbeitete. Der kleine Betrieb wurde 1977 dem Ingenieurhochbau Gera angegliedert und plötzlich war ich Mitarbeiter eines großen Industriekombinates.

Jetzt begann mein intensivster Lebensabschnitt voller wichtiger Entscheidungen. Aus heutiger Sicht hätte ich manches anders machen können, aber im Wesentlichen hatte ich mit meinen Entscheidungen eine glückliche Hand und keinen Grund zur Unzufriedenheit. 1976 heiratete ich meine Frau Sonja, mit der ich seither gemeinsam versuche, ein Zuhause zu schaffen, in der sich die Familie sicher und geborgen fühlt. Ich meine, das ist uns bisher gut gelungen. 1976 wurde unsere Tochter Manuela und 1983 unser Sohn Christian geboren. Das waren freudige und spannende



Jahre. Zumal ab 1974 der erste Umbau unseres Elternhauses begann, ich aber ab 1978 bereits auf Montage ging, als Brigadier von Baustelle zu Baustelle zog. Die Arbeit und die Familie füllten mich ganz aus. Schließlich galt es etwas zu schaffen. Es gab ja viele Ziele und Träume. Zum Beispiel 1978 meinen ersten gebrauchten Trabi .

Und da auch die Familie gut versorgt sein wollte, sollte möglichst gut verdient werden. Deshalb bewarb ich mich, als 1983 im Betrieb für die Auslandsmontage geworben wurde. Zum Glück war meine Nominierung für die Trasse noch nicht vergessen, so kam ich in die engere Wahl und 1986 wurde mir auf deren Grundlage Montagearbeit im Nicht-sozialistischen Ausland angetragen. Ich griff sofort zu und war auch ein wenig stolz ob des in mich gesetzten Vertrauens. Dies war natürlich kein politisches. Das Kalkül der Verantwortlichen war einfach, der haut nicht ab , denn dagegen stand: Ich war verheiratet, hatte eine intakte Familie, war bodenständig (das Häuschen meiner Eltern) und politisch unauffällig. Was soll s.

Es lockten die Abenteuerlust und das Westgeld

Zwei Dinge lockten. Ein bißchen Abenteuerlust war das eine, es sollte in exotische Länder wie Irak oder Iran gehen. Das andere war die Auslösung in Valuta, schlicht Westgeld . Aber es kam noch besser. Die Projekte zerschlugen sich, und mein Betrieb, sprich die DDR, brauchte Devisen. So wurde ich über eine Firma Limex ab 1986 in die Bundesrepublik verliehen . Und so überraschte mich als einen der wenigen DDR-Bürger die Wende im Westen , ich war also schon da, wo alle DDR-Bürger so gern mal hin wollten. Also habe ich dieses Ereignis von außen erlebt.

Ich bin, wie schon gesagt, ein ziemlich unpolitischer Mensch und habe an die Zeit vorwiegend private Erinnerungen. Die DDR wollte ich nicht unbedingt ändern. Meine Frau und ich hatten Arbeit und Auskommen. 1987/88 hatten wir unser Elternhaus übernommen und nochmals aus- und umgebaut.

Ich erhielt zwischen 30 und 40 DM Auslösung, konnte mit dem Westgeld tun, was ich wollte. Das war damals Gold wert. Sicher gab es Leute, die mich darum beneideten, sowohl im Betrieb als auch im privaten Umfeld. Natürlich habe ich mich gefragt, weshalb es uns verwehrt war, ganz normal in die BRD reisen zu dürfen. Natürlich habe auch ich gemeckert über Versorgungslage und Reglementierungen in der DDR, aber nur verhalten im engsten Kreise. Ich war ein Nischenmensch wie viele andere auch, Privat über Katastrophe galt für mich ebenso. Auf Besserung und Lockerung hat man immer gehofft, aber seine Existenz wollte man nicht gefährden. Mein Reisepaß war mir da schon wichtiger als Systemkritik zu üben. Ich hatte ja nichts auszu stehen.

Gleich meine erste Baustelle führte mich nach München, und sowohl die westdeutschen Kollegen wie Zufallsbekanntschaften nahmen mich herzlich an. Probleme gab es vor Wende und Wiedervereinigung kaum, eher ab und zu private Einladungen. Das hat sich bis heute geändert; aber dazu später mehr.

Natürlich musste ich jeweils nach Rückkehr in die DDR Sofortberichte schreiben. Wohin die Durchschläge gingen war uns klar aber gleichgültig, denn es wurde nur formal berichtet, schon, um sich selbst nicht zu schaden. Übrigens entfielen diese Berichte nach dem Honeckerbesuch in Bonn. Ich zog also bis 1989 in der BRD fast vier Jahre von Baustelle zu Baustelle, darunter waren zum Beispiel ein riesiges Wohnungsbauprojekt in München, das Opel-Hotel in Hamburg oder Brückenbauten für die Bundesbahn.

Mit der Grenzöffnung und dem Zerfall der DDR hat keiner gerechnet

Auf meiner letzten Baustelle in Nürnberg im Herbst 89 stand schon vor jeder Ausreise die Frage: Wie lange noch? Aber mit einer Grenzöffnung oder gar dem Zerfall der DDR hatte keiner gerechnet. Dann war s passiert, und ich war im Westen! Die Nachricht löste Begeisterung aus, auch bei den westdeut-

schen Kollegen. Sie meinten, nun könnten wir Ossis alle mit Familie auch mal Urlaub im Westen machen. An Wiedervereinigung hat da noch keiner gedacht. Eine offizielle Reaktion unseres Betriebes gab es nicht, auch nicht von Behörden, kein Rückruf, keine Anweisungen, nichts. Nur an der Grenze war alles ganz anders. Wir kannten ja viele der Grenzer und Zöllner vom Sehen. Plötzlich waren sie freundlich, keine Zollschikanen mehr, manche gingen sogar auf Scherze ein.

So groß die Freude über die neu gewonnene Freiheit auch war, der beginnende wirtschaftliche Zusammenbruch war schon spürbar. Auslandsbaustellen gab es nicht mehr, mein Kombinat begann zu zerfallen, das Sterben war absehbar. Ich arbeitete da noch bis Frühjahr 1990, ausschließlich im Osten. Da kam mein Schwager auf mich zu und fragte, ob ich nicht mit ihm im Westen Arbeit suchen wolle. So rief ich bei dem letzten Arbeitgeber in Nürnberg an und bekam die Nachricht, ich könne sofort anfangen und noch zwei Mann mitbringen. So geschah es. Zwar wurde diese Firma kurze Zeit später vom Holzmann-Konzern geschluckt, dieser ging vor drei Jahren bekanntlich Pleite. Aber nach nur einem Monat in einer Auffanggesellschaft fand ich einen Arbeitsplatz in einer ehemaligen Partnerfirma von Holzmann und bin nun wieder seit fast 14 Jahren auf Montage im Westen.

Das Verhältnis zwischen Ossis und Wessis hat sich abgekühlt

Vieles hat sich geändert. Das Verhältnis zwischen Ossis und Wessis hat sich stark abgekühlt, seit die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt härter geworden ist. Das Betriebsklima überhaupt ist nicht mehr so wie noch vor zehn Jahren. Es gibt strengere Hierarchien, es kommt zu Winterentlassungen und die Unsicherheit steigt. Man fordert immer größere Flexibilität, wohinter sich Mehrarbeit, schnelle Arbeitszeitverlagerung usw. verbergen. Die westdeutschen Kollegen sehen in mir und anderen Ostdeutschen jetzt unliebsame Konkurrenten. Es wird allgemein geschimpft: Die

Wende habe die DM kaputtgemacht, die faulen Ossis sind Schuld am Niedergang der Wirtschaft, der Osten kostet zu viel und die Ossis nehmen Wessis die Arbeitsplätze weg. Diese Meinungen werden ohne Einblicke in die wirkliche Lage im Osten vertreten und erzeugen ein ungutes Klima. Aber da ich gut verdiene, möchte ich gerne noch ein paar Jahre Montagearbeit auf mich nehmen. Über 26 sind es ja nun schon, eine lange und manchmal harte Zeit, auch für meine Frau und die Kinder.

Die sind nun erwachsen und beruflich erst einmal untergekommen. Tochter Manuela hat Hotelfachfrau gelernt und unser Sohn Christian ist mir in den Bauberuf gefolgt. Die Erziehung der beiden war vorwiegend die Sache meiner Frau. Ihre Leistung in all den Jahren war enorm. Die Kinder, Haus und Garten hatte sie mit Omas Hilfe allein zu versorgen. Dazu kam mein zweiter Haushalt. An jedem zweiten Wochenende war Wäschetausch und Vorkochen für die nächste Woche angesagt. Die Auslösung in DM sollte ja übrig bleiben. Westgeld war kostbar. Und so hat sie mich immer mit allem versorgt. Und die ganzen Jahre hat sie immer gearbeitet als Verkäuferin. Dafür sind wir unserer Mutti dankbar. Jetzt ist alles erheblich leichter geworden und die Probleme sind von anderer Art.

Wenn ich überlege, was die Wende gebracht hat, so kann ich sagen, sie war für uns alle ein großes Geschenk. Wir sind heute frei in unseren Entscheidungen. Gewaltlos sind wir in demokratische Verhältnisse und die Wiedervereinigung geführt worden. Alle Erwartungen und Hoffnungen konnten sich nicht erfüllen. Für meine Kinder und meine Frau bleibt ein Gefühl der Unsicherheit aufgrund der Arbeitsmarktlage in unserer Region. Die Sorge um den Arbeitsplatz begleitet uns ständig. Noch können wir mit unserer sozialen Lage zufrieden sein und ich hoffe, dass sich die Wirtschaft in Europa und bei uns wieder stabilisiert, damit vor allem die jungen Leute eine Zukunft in ihrer Heimat haben. Und auch ich möchte mir noch einige Wünsche erfüllen.

Werner Leich:

Ich erlebte die Wende nicht nur mit, ich durfte sie mitgestalten

**Dr. Werner Leich D.D.
Bischof em.:**

Geboren 1927 in Mühlhausen als Sohn eines Referendars am dortigen Amtsgericht. In Schalkau und Gotha aufgewachsen, entschloss er sich unter dem Eindruck von Krieg und Nachkriegszeit, Theologie zu studieren.

1951 Vikar in Angelroda, 1953 Pfarrstelle in Wurzbach, 1968 bis 1978 Superintendent in Lobenstein. 1978 wurde Werner Leich zum Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Thüringen gewählt. Hilfe für Bedrängte und Ausreisewillige forderte ihn besonders in seinem Bischofsamt. Die Zeit der Wende bahnte sich in den Friedensgebeten an. Auch im Ruhestand engagiert er sich für Demokratie und die unbedingte Würde des Menschen.

Wendepunkte gab es in meinem Leben mehrere, aber die Wende ist einmalig. In Mühlhausen in Thüringen am 31. Januar 1927 geboren, wo mein Vater gerade seine Zeit als Referendar am Amtsgericht abdiente, verlor ich sehr früh meine Mutter. Sie starb an den Folgen meiner Geburt. Meine Patentante Paula Maria Leich nahm mich im Alter von drei Monaten auf. Sie lebte mit ihrer verwitweten Mutter zusammen und war eine ungewöhnlich welterfahrene Frau. Vor und nach dem Ersten Weltkrieg arbeitete sie ganz auf sich gestellt als Hauslehrerin in England, Frankreich, Lateinamerika und Ungarn. Über zehn Jahre lebte sie im Ausland und beherrschte drei Fremdsprachen. Weil ihr Verlobter, ein ungarischer Graf, im Krieg gefallen war, blieb sie zeitlebens ledig. Ihre große Liebe fiel nun dem mutterlosen Kind zu. Meine Pflegemutter war entscheidungsfreudig und besaß ein starkes Durchsetzungsvermögen. Die Großmutter

pflegte noch die Freundschaften, die sie einst zusammen mit ihrem Mann, einem Oberlehrer mit hoher handwerklicher Begabung, geknüpft hatte. Die beiden Frauen umgaben mich mit ihrer Fürsorge. Besonders meine Patentante prägte mein Leben. Im Sommer fuhr sie mit mir an die Nordsee und erzog mich früh zur Selbständigkeit. Mein Vater war mit einem Kopfschuß schwer beschädigt aus dem Krieg gekommen. Über zehn Jahre vergingen, bis die Folgen einigermaßen überwunden waren. Er konnte sich wenig um mich kümmern. Wenn er es tat, meinte er, die Erziehung der beiden Frauen durch männliche Härte ergänzen zu müssen. Das trug nicht dazu bei, dem kleinen Sohn Vertrauen einzuflößen. Als ich acht Jahre alt war, heiratete mein Vater wieder und holte mich nach Schalkau bei Sonneberg, wo er als Bürgermeister gewählt worden war. Das war der erste Wendepunkt. Die Trennung von den beiden gütigen Frauen fiel mir sehr schwer.

Gewöhnung an ein streng militärisch geregeltes Leben

Meine zweite Mutter war von Beruf Volksschullehrerin und von hoher pädagogischer Begabung. Als ich das Alter für die höhere Schule erreichte, schickten mich meine Eltern, um mir die Beschwernisse eines Fahrschülers zu ersparen, auf die Nationalpolitische Erziehungsanstalt Schulpforta. Die Eingewöhnung in ein streng militärisch geregeltes Leben fiel mir zunächst schwer, aber bald fühlte ich mich in der Gemeinschaft meiner Klasse wohl. Die harte, vielseitige vormilitärische Ausbildung gepaart mit der humanistische Bildung des Gymnasiums hatte einen nachhaltigen Einfluss auf meinen Lebenslauf. Schon sehr früh

reifte der Entschluß, aktiver Offizier zu werden.

Aber nach zwei Jahren holten mich meine Eltern nach Gotha, wo ich das Gymnasium Ernestinum besuchen konnte. Auch das war ein Wendepunkt. Ich musste mich erst wieder in das zivile Leben eingewöhnen. Zudem trauerte ich den Kameraden und der alten Schule nach. In Gotha trat ich dem Schwimmverein bei. Meine Tante, selbst eine gute Schwimmerin, hatte dafür gesorgt, dass ich schon vor der Einschulung Schwimmen lernte. Die Tage verliefen zwischen Schulunterricht und Training im Vereinsbad, an vielen Wochenenden war ich mit den Freunden vom SV Gotha zu Wettkämpfen unterwegs. Der Ausbruch des Krieges unterbrach diese schönen Jahre. Aber mit zwölf Jahren nahm ich mehr die Begleitscheinungen wahr als das schlimme Ende der Friedenszeit.

Nur eine schwere Kriegsverletzung bewahrte den Vater vor Verfolgung

Ein größerer Einschnitt war das Schicksal meines Vaters, das mir erst nach und nach bewusst wurde. Mein Vater war alter Parteigenosse. Weil er in die von ihm erbaute Arbeitersiedlung in Schalkau einen ehemaligen Kommunisten aufgenommen hatte, den Vater einer kinderreichen Familie, wurde er als Bürgermeister abgesetzt. Nur seine schwere Kriegsverletzung bewahrte ihn vor weiteren Verfolgungen. Er durfte als Jurist in der Gothaer Landesbrand-Versicherungs-Anstalt arbeiten. Ebenso heftig bewegte mich das missglückte Attentat des Obersten von Stauffenberg auf Adolf Hitler und die menschenunwürdige Verfolgung der beteiligten hoch verdienten Offiziere und deren Familien. Ein kritisch distanzierteres Verhältnis zum Nationalsozialismus verstärkte sich zunehmend. Es blieb die deutschnationale Einstellung. Ich meldete mich frühzeitig freiwillig zum Wehrdienst und für die aktive Offizierslaufbahn bei der Luftwaffe. Um dieses Zieles willen tat ich auch Dienst bei der Segelfliegerstaffel der Hitlerjugend.

Im November 1944 wurde ich als Offiziersbewerber eingezogen, aber nicht zum



fliegenden Personal. Die Luftwaffe litt bereits unter Treibstoffmangel und bildete keine Piloten mehr aus. Ich landete bei der Flugabwehr und nach einer kurzen Ausbildung auf der Kriegsschule als Fahnenjunker an der bereits in Auflösung befindlichen Ostfront. Wieder ein Wendepunkt! Die Grausamkeit des Krieges, der Anblick verstümmelter Soldaten, Berge von Toten und das Elend der Flüchtlinge aus dem Osten, die ständig von der zurückweichenden Front eingeholt wurden, das alles warf mich aus der Bahn: Nie wieder Krieg!

Nach wenigen Wochen Gefangenschaft mit der Erfahrung, wie Hunger quälen kann, und Arbeit in der Landwirtschaft fuhr ich nach Hause, sobald die Bahnverbindungen wieder notdürftig hergestellt waren. Aus der englischen Besatzungszone kam ich nach Gotha in die sowjetische und erfuhr sehr bald, dass Ost und West auf unabsehbare Zeit getrennt sein würden. Das war ein einschneidender Wendepunkt: Aus einem in Kindheit und Jugend erlebten großen deutschen Vaterland in ein geteiltes Land unter der Herrschaft der Sowjets.

In Gotha arbeitete ich einige Monate als Volontär in einer Werkzeugmaschinenfabrik, bevor ich in einem Sonderlehrgang für Kriegsteilnehmer das Abitur nachholen konnte. Auch durch Erlebnisse in der Gefangenschaft

dazu bewegt, bewarb ich mich an mehreren Universitäten, um Theologie zu studieren. Der erste positive Bescheid kam aus Marburg. Illegal mußte ich die Grenze der sowjetischen Zone überwinden. In Marburg hatten zwei Gothaer Freunde bereits für mich Quartier gemacht im Wohnhaus der Landsmannschaft Hasso-Borussia. Ich wurde Verbindungsstudent und erlebte eine große, ehrliche und hilfsbereite Kameradschaft. Das sorgenfreie Studentenleben wurde mit der Währungsreform jäh unterbrochen. Plötzlich stand ich mittellos da. Mit Beginn der Semesterferien fand ich Arbeit in einem Kohlebergwerk in Gelsenkirchen. Dort teilte ich mit den erfahrenen Kumpeln die harte Arbeit, aber auch die einzigartige Kameradschaft, eine Erfahrung, die mich lebenslang begleitet.

Auf abenteuerlichem Weg zurück nach Thüringen

Ich wechselte die Universität und legte in Heidelberg nach zwei sehr ertragreichen Semestern das 1. Theologische Examen ab. Danach wollte ich schnellstens nach Thüringen zurückkehren, um mit meiner Braut zusammen zu sein, die ich in den Semesterferien lieben gelernt hatte. Das gelang auch auf abenteuerlichen Wegen im Sommer 1951. Der Landeskirchenrat unserer Kirche schickte mich als Vikar nach Angelroda bei Arnstadt. Dort heirateten wir, Trautel Sickert aus Gotha und ich – der glücklichste Wendepunkt in meinem Leben. Die Kirchgemeinde, die zugleich auch die Dorfgemeinschaft verkörperte, nahm uns liebevoll auf. Unser erstes Kind wurde tot geboren. Meine Frau schwebte in Lebensgefahr. Knapp zwei Jahre danach erblickte unser Thomas gesund und munter das Licht der Welt. Im Herbst 1953 legte ich das 2. Theologische Examen ab, danach versetzte mich die Kirchenleitung wegen des drückenden Mangels an Pfarrern in eine größere Pfarrstelle nach Wurzbach im Frankenwald. Zu der kleinen Stadt gehörten eine eingemeindete Ortschaft und drei Dörfer. Zwei davon lagen dicht an der bayerischen Grenze. Bei einer Fahrt nach Titschendorf zur Vertretung im Gottesdienst ver-

fuhr ich mich mit dem Motorrad in der Dunkelheit und landete in Bayern. Niemand hat das bemerkt. Das änderte sich schnell.

Wir erlebten hautnah das brutale Gesicht der Diktatur

Die DDR richtete Sperrgebiete ein. Sie sollten die Grenze sichern. Unliebsame Bürger wurden zwangsweise umgesiedelt, Familien wurden getrennt. Wir erlebten hautnah das brutale Gesicht der Diktatur. Das zweite schlimme Erlebnis war die „Kollektivierung der Landwirtschaft“. Auf die Bauern wurde ein unmenschlicher Druck durch wochenlange Einquartierung von Sicherheitskräften ausgeübt. Auch die Einführung der atheistischen Jugendweihe als Kampfmittel gegen die Konfirmation fiel in die Wurzbacher Jahre. Eltern, die in Berufen arbeiteten, die vom Staat abhängig waren, wurden mit schweren Repressalien gezwungen, ihre Kinder zur Jugendweihe zu schicken. Unsere beiden Kinder, Susanne wurde in den ersten Jahren unserer Zeit im Frankenwald geboren, gehörten nicht der staatlichen Kinderorganisation, den „Jungen Pionieren“ an. Obwohl sie sehr gute Schüler waren, wurden ihnen die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt, als wir sie auf die „Erweiterte Oberschule“ schicken wollten.

Diese Erlebnisse stellen nur die Spitze des Eisberges dar. Sie weckten die Sehnsucht nach einem anderen Staat, in dem Gerechtigkeit herrscht. Aber so stark das Verlangen auch war, es wurde von einer anderen Vorstellung gebremst. Die mit nuklearen Waffen hoch gerüstete Sowjet Union würde nie einen Teil Deutschlands kampflos dem ebenfalls hoch gerüsteten Westen überlassen. Ein neuer furchtbarer Krieg drohte. Ich war überzeugt, dass wir um des Friedens willen das Leben in der DDR ertragen mussten.

Diese Überzeugung beherrschte mich sehr lange, in den zehn Jahren als Superintendent in Lobenstein (1968 bis 1978) und auch in den ersten Jahren des Bischofsamtes in Eisenach (1978 bis 1992). In Lobenstein machte ich meine ersten Erfahrungen mit dem Ministerium für Staatssicherheit. Schon damals

entstanden die Regeln für den Umgang mit dem Geheimdienst, die ich als Bischof unseren Pfarrern, Pastorinnen und allen Mitarbeitern, auch den Mitgliedern der Synode nahe legte. Keine Gespräche unter vier Augen, immer Zeugen hinzuziehen. Keine Gespräche in neutralen Räumen, immer auf dem Amtszimmer bestehen. Keine Gespräche unter der Verpflichtung auf Geheimhaltung, immer den Bischof benachrichtigen.

Die Stasi wollte Leichs Wahl zum Landesbischof verhindern

Das Ministerium für Staatssicherheit wusste, warum es meine Wahl als Landesbischof mit allen Mitteln verhindern wollte. Nach drei vergeblichen Anläufen wurde ich 1978 gewählt und am 4. Mai unter großer Beteiligung der Gemeinden, der Pfarrerschaft und von Vertretern aus der Ökumene in das Amt eingeführt. Außer der Leitung der Landeskirche standen größere öffentliche Aufgaben an. 1983 stand der 500. Geburtstag Martin Luthers bevor. Das kirchliche Luther-Komitee wurde bereits 1979 gegründet. Als dienstjüngster Bischof in einem Luther-Land wurde ich zum Vorsitzenden bestimmt. 1986 wählte mich die Konferenz der Kirchenleitungen zu ihrem Vorsitzenden. Auch in der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in der DDR und im Nationalkomitee des Lutherischen Weltbundes musste ich leitende Aufgaben übernehmen. Endlich wurde ich noch in das Exekutivkomitee des Lutherischen Weltbundes gewählt.

Das waren große und interessante Aufgaben. Die wichtigste blieb aber für mich immer der Dienst an den Gemeinden. Den Verfolgungen und Benachteiligungen von Christen in der DDR konnten wir nur durch eine gute Gemeinschaft in der Kirche begegnen. Um das zu fördern, richtete ich mit meinen treuen persönlichen Referenten die Bischofs-Besuchstage ein. Jeweils für vier Tage hielten wir uns in einer Superintendentur auf und suchten möglichst viele Begegnungen mit Gemeindegliedern, Kirchenältesten und kirchlichen Mitarbeitern. Damals hatte unsere Landeskirche 42 Superintendenturen. Jede davon

besuchte ich einmal, in zehn Kirchenkreisen war ich zweimal zu Gast.

In dieser Zeit erreichten mich viele Bitten um Fürsprache in bedrängenden Situationen. Häufig waren Ausreiseanträge der Anlass, aber auch Benachteiligungen von Kindern und Jugendlichen im sozialistischen Bildungssystem der DDR, Beschwerden im Strafvollzug und Wehrdienstverweigerungen. Etwa der Hälfte aller Hilfesuchenden konnte ich helfen. Die stellvertretenden Vorsitzenden der Bezirksräte in Erfurt und Gera sympathisierten heimlich mit der Kirche und hatten sich ein gesundes Gerechtigkeitsgefühl bewahrt. Sie konnten ihren Einfluss im eigenen Bereich nutzen und brachten sich dadurch oft selbst in Gefahr. Meine Mitarbeiter im Vorzimmer hatten es sich mit mir zur Pflicht gemacht, alle Hilfsersuchen sofort, wenigstens mit einem Zwischenbescheid zu beantworten. Wir waren beschämt, wie dankbar in Not Geratene dafür waren, auch wenn ich ihnen nicht helfen konnte. Immer wieder musste ich erkennen, wie demütigend, menschenunwürdig und schädlich es ist, wenn Bürger grundsätzlich kein Recht bekommen gegen Funktionäre des Staates, der Partei oder des Staatssicherheitsdienstes.

Zu Friedensgebeten versammelten sich immer mehr Menschen

Als das atomare Wettrüsten in Ost und West einen neuen Weltkrieg auszulösen drohte, begannen 1982 in den Evangelischen Kirchen die Friedensgebete. „Schwerter zu Pflugscharen“, nach einer Verheißung beim Propheten Micha war ihr Leitspruch, der bald in der ganzen DDR populär wurde. In diesen Gebeten sammelten sich immer mehr Menschen, die durch die Verhältnisse in der DDR belastet waren: Ausreisewillige, Angehörige von Menschenrechts- und Umweltgruppen und auch Jugendliche, die unter den Nachstellungen des Staatssicherheitsdienstes litten. Von Anfang an waren diese weltoffenen Gottesdienste auch Foren für offene und kritische Aussprachen. Sie entwickelten eine große Anziehungskraft auf Außenstehende und wuch-

sen immer mehr an. Immer wieder wurde mir von Staatsfunktionären nahe gelegt, die Friedensgebete auf „rein kirchliche“ Aussagen zu beschränken. Ich musste unentwegt aus innerer Überzeugung für die Menschen eintreten, die sich in den Friedensgebeten sammelten. Aus diesen Gebeten, offen für alle, entwickelten sich die Demonstrationen mit ihrer starken Gemeinschaft, die sich zu einer großen politischen Macht steigerten. In jenen Wochen war ich in Thüringen unterwegs, von zahlreichen Gemeinden eingeladen, bei ihren Friedensgebeten zu sprechen. Unvergessliche Erlebnisse nahm ich dabei für immer in meine Erinnerung auf.

Die Demonstrationen schufen aus sich heraus zwei alle vereinende Parolen, zunächst „Wir sind das Volk!“, dann „Wir sind ein Volk!“. Sie trugen wesentlich zum Sturz der Diktatoren bei. Dies hielt ich lange Zeit, bis zum Oktober 1989 für unmöglich. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass die Sowjetunion den östlichen Teil Deutschlands aus ihrem Machtbereich entlassen würde. Daher trat ich für demokratische Veränderungen innerhalb der DDR ein und für ein „menschliches Angesicht“ des Sozialismus. Diese Formulierung brachte mir die öffentliche Schelte Erich Honneckers bei dem Appell zum Rosa Luxemburg Gedenken ein.

Brief der Kirchenleitungen an den Staatsratsvorsitzenden

Ich wünschte mir natürlich die Wiedervereinigung unseres Vaterlandes, wie ich es in Kindheit und Jugend erlebt hatte. Ich erwartete vor allem die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, unabhängig von politischen oder religiösen Überzeugungen, die Chancengleichheit vor allem im Bildungssystem und in der Berufswahl, die freie Religionsausübung und freie Wahlen unter mehreren gleichberechtigten Parteien. Diese Erwartungen teilte ich mit Vielen. Sie wurden von unserer Kirche auch öffentlich ausgesprochen. Am 2. September 1989 verabschiedete die Konferenz der Kirchenleitungen einen Brief an den Staatsratsvorsitzenden. Der Brief wurde mit einem Geleitwort am 10. September von allen Kanzeln

der Evangelischen Kirchen verlesen. Er mahnt gesellschaftliche Reformen an, die Beteiligung der Bürger an der Gestaltung des öffentlichen Lebens, eine realistische Berichterstattung der politischen und wirtschaftlichen Lage in den Medien und uneingeschränkte Reisemöglichkeiten für alle Bürger. Die Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen ging am 19. September in Eisenach noch einen Schritt weiter. In einer EntschlieÙung fordert sie umfassende Reformen, darunter öffentliche Auseinandersetzung über gesellschaftliche Probleme, verantwortliche Mitarbeit der Bürger, Wahrhaftigkeit, pluralistische Medienpolitik, demokratische Parteienvielfalt, Reisefreiheit, Wirtschaftsreformen, verantwortlicher Umgang mit dem privaten und gesellschaftlichen Eigentum, Demonstrationsfreiheit und demokratische Wahlen.

Angst und falsches Harmoniebedürfnis überwinden

Als Vorsitzender des Bundes der Evangelischen Kirchen hatte ich den öffentlichen Brief und die EntschlieÙung der Synode nach außen, vor allem gegenüber den Politikern zu vertreten. Ich tat es mit innerer Überzeugung, dabei musste ich oft Angst und ein falsches Harmoniebedürfnis überwinden. Die Forderungen entsprachen meinen persönlichen Erwartungen. Ich erlebte die Wende nicht nur mit, ich durfte sie mit gestalten. Die Grenzöffnung in Berlin am 9. November 1989 erlebte ich allerdings mehr am Rande mit. Ich hatte gerade in Berlin bis tief in die Nacht hinein eine Sitzung zu leiten und wunderte mich beim nächtlichen Erholungsspaziergang, dass die sonst zu dieser Zeit menschenleeren Straßen voller Leben waren. Dann fielen mir die Plastik-Einkaufsbeutel mit den westlichen Werbeslogans ins Auge. Da wusste ich Bescheid und war von Herzen froh.

Viel intensiver erlebte ich den Tag der Wiedervereinigung unseres Vaterlandes. Ich hatte unseren Pfarrern und Pastorinnen empfohlen, in der Nacht vom 2. zum 3. Oktober 1990 die Glocken zum Gebet läuten zu lassen. Am Tag der Wiedervereinigung selbst

konnte ich in der überfüllten Georgenkirche einen Dankgottesdienst halten. Im Anschluss daran fand der Festakt des Landes Thüringen auf der Wartburg statt. Meine Frau und ich sangen zum ersten Mal öffentlich die Nationalhymne mit und hatten dabei Tränen in den Augen. Das sind unvergessliche Augenblicke, die mich für immer begleiten.

Zahlreiche Auszeichnungen im Ausland

Auch die große Anteilnahme befreundeter Staaten bewegte mich tief. Wegen meines Einsatzes im Lutherjahr war ich als erster Deutscher für die „Franklin D. Roosevelt four freedoms medal“ vorgeschlagen worden. Die Verleihung fand 1984 in Middelburg, in den Niederlanden statt, der Heimat der Familie Roosevelt. Zusammen mit meiner Frau beeindruckte mich die Verbundenheit der Holländer und Amerikaner mit dem deutschen Schicksal. Ebenso überwältigend war für uns der Besuch in den Vereinigten Staaten auf Einladung der Lutherischen Kirche Amerikas im November 1990. Zehn Tage verbrachten wir in dem großen Land zu den verschiedensten Anlässen. Ich hielt Vorträge und predigte in Gottesdiensten. Die Wittenberg University in Springfield / Ohio verlieh mir die Würde eines „Doctor of Divinity“ und in Washington wurde ich mit dem „Martin Luther Award“ ausgezeichnet. Das tiefste Erlebnis aber bescherten uns unsere Freunde. Sie erzählten, dass die Deutsche Lutherische Gemeinde in Washington am Tage der Wiedervereinigung Deutschlands zu einem Dank-Gottesdienst in St. Pauls Cathedral eingeladen hatte. Die Amerikaner kamen so zahlreich, dass das ungewöhnlich große Gotteshaus zum ersten Mal seit seiner Erbauung restlos besetzt war. Der Höhepunkt des Gottesdienstes sei der in deutsch und englisch gesungene Choral gewesen „Nun danket alle Gott“.

In der mir noch verbleibenden Dienstzeit bis zum Erreichen der Altersgrenze konnte ich noch an wichtigen Entscheidungen mitarbeiten. Mit aller Kraft setzte ich mich für den Anschluss der Evangelischen Kirchen in der DDR

an die Evangelische Kirche in Deutschland ein. Thüringen war die erste östliche Landeskirche, die Seelsorge an den Soldaten organisierte. Mit der Hilfe eines Sozialsekretärs der Landeskirche in Bayern richteten wir den „Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt“ ein. Ein altes Anliegen schien sich für mich zu erfüllen, die bewusste Hinwendung der Kirche zu unseren so lange vernachlässigten Arbeitern.

Jetzt lebe ich schon zwölf Jahre im Ruhestand. Ich bin dankbar, dass ich ihn zusammen mit meiner Frau verleben und in unseren Evangelischen Kirchen noch mitwirken kann durch Predigten, Vorträge und schriftliche Arbeiten. Dabei ist es mir ein besonderes Anliegen, für die Wiederherstellung der Einheit der Kirche, besonders mit der Römisch Katholischen Kirche, einzustehen.

Kritische Betrachtung der vergangenen 15 Jahre

Sehr wach beobachte ich im Ruhestand zusammen mit meiner politisch interessierten Frau das öffentliche Geschehen. 15 Jahre nach der Wiederherstellung der deutschen Einheit bin ich nach wie vor dankbar für die große Wende. Jedes Mal, wenn ich bei Herleshausen an den ehemaligen Grenzkontrollstellen vorbei fahre, steigt mir die Dankbarkeit neu ins Bewusstsein. Aber ich sehe auch vieles wesentlich kritischer. Vor der Wende hatte ich keine Vorstellung davon, wie stark der praktische Materialismus in der westlichen Gesellschaft beheimatet ist. Es tut weh zu beobachten, wie schnell wir uns im Osten, vom weltanschaulichen Materialismus befreit, den westlichen Wertvorstellungen angeglichen haben. Die einseitige Ausrichtung auf möglichst schnell zu erwerbenden Besitz hat in nahezu allen Berufsgruppen eine kriminelle Energie frei gesetzt, die das Wohl der Gemeinschaft bedenkenlos dem eigenen Wohlergehen opfert.

1992 suchte die älteste Bürgerbewegung Deutschlands, die „Aktion Gemeinsinn“ in den neuen Bundesländern Fuß zu fassen. Ich ließ mich rufen und wurde Vorsitzender des Kuratoriums. In der Gemeinschaft politisch

hoch gebildeter Männer und Frauen habe ich schnell gelernt, wie entscheidend der auf das Gemeinwohl gerichtete Bürgersinn für eine Gesellschaft ist. Wenn das Gleichgewicht zwischen der Verantwortung für das Gemeinwesen zugunsten der Eigeninteressen kippt, erleiden auf Dauer sowohl die Gemeinschaft als auch die Einzelnen Schaden. Wenn die Mehrheit der Bürger nur an das eigene Wohlergehen denkt, werden gemeinsame Aufbrüche zur Überwindung von Gefahren unmöglich. Das Gerechtigkeitsgefühl gegenüber den Aufgaben für das Gemeinwesen wird zerstört. Dadurch werden gemeinsame Opfer und Anstrengungen unmöglich.

Mir ist heute erschreckend deutlich, dass sich die beste demokratische Ordnung, das Grundgesetz der Bundesrepublik Deut-

schland gehört dazu, nicht aus sich selbst heraus erhalten kann. Sie ist abhängig von der inneren Einstellung der Bürger. Demokratie setzt die Bereitschaft der Mehrheit aller Bürger voraus, für die unbedingte Würde des Menschen einzustehen. Sie ist außerhalb unserer selbst garantiert durch die Liebe Gottes zu jedem Menschen, ohne Ansehen der Person. Die Werte der Menschenwürde, der Freiheit, der Gerechtigkeit und der Solidarität mit den Schwachen machen die Güte eines Gemeinwesens aus. Solange ich bei Kräften bin, will ich nicht müde werden, das immer wieder zu betonen und darum zu beten, dass die Stimmen der Nachdenklichen gehört werden – zum Wohl der Gemeinschaft und jedes Einzelnen, eine lebenswichtige Wende, die für unser Volk noch aussteht.

Christine Lieberknecht

Die Jüngste im ersten Kabinett

Christine Lieberknecht:

In ihrer Familie behütet aufgewachsen, studierte sie nach dem Abitur in Jena Theologie und arbeitete in der DDR als Pfarrerin.

Christine Lieberknecht gehörte zu den ersten Mitgliedern der Ost-CDU, die sich gegen deren Block-Politik auflehnten. Sie wirkte maßgeblich an der Erneuerung der Ost-CDU in der Wendezeit mit, ebenso an der Gründung des CDU-Landesverbandes Thüringen. In der ersten Thüringer Landesregierung leitete sie das Kultusministerium. Unter Ministerpräsident Dr. Bernhard Vogel wurde Christine Lieberknecht Ministerin für Bundes- und Europaangelegenheiten, danach Landtagspräsidentin. Jetzt ist sie Vorsitzende der CDU-Fraktion im Thüringer Landtag.

Im Jahr 1989, dem Jahr, als die DDR-Regierung in ihren ökonomischen, politischen und ideologischen Grundfesten für jeden spürbar zu wanken begann und es nicht schaffte, sich aus eigener Kraft in eine wirklich demokratische Gesellschaft zu wenden, war ich 31 Jahre alt. Ich hatte eine gute, von fürsorglichen Eltern behütete Kindheit im Weimarer Land erlebt und 1976 an der erweiterten Oberschule Geschwister Scholl in Bad Berka das Abitur abgelegt. In Jena war an der Friedrich-Schiller-Universität mein Wunsch, evangelische Theologie zu studieren, in Erfüllung gegangen. Seit 1982 betreute ich zunächst als Vikarin und dann als Pastorin die Kirchgemeinden Ottmannshausen, Hottelstedt und Stedten am Ettersberg, unweit von Weimar. Neben meinem kirchlichen Einsatz war ich bereits 1981 in die CDU eingetreten, weil ich meinte, dass meine christlichen Überzeugungen auch politische Konsequenzen

haben, die ich nicht nur auf das Innere der Kirchenmauern begrenzt wissen wollte. In der CDU sammelten sich nicht wenige, die sich ihres Glaubens wegen dem Zugriff der SED entziehen wollten und eine innere Distanz zum SED-Staat hatten. Ich war überzeugt da-von, dass eine Zeit kommen würde, wo politisch organisierte Christen bereit sein müssen, politische Verantwortung in einem freieren und offeneren System, als die Diktatur der DDR es war, zu übernehmen. 1986 wurde ich Mitglied der Kommission für kirchliche Jugendarbeit beim Bund evangelischer Kirchen in der DDR. Überall, wo ich hinkam, erlebte ich ein vertrauensvolles Miteinander junger Christen, bemerkte aber auch eine zunehmende Unzufriedenheit vieler Menschen mit den verkrusteten, diktatorischen und einengenden Strukturen des bestehenden politischen Systems, an dessen Grenzen ich schon von Schulzeit an auch immer wieder selbst stieß.

Erneuerung an Haupt und Gliedern eingefordert

Im Frühsommer 1989 bekam ich von Gottfried Müller, dem damaligen Chefredakteur des in Weimar erscheinenden evangelischen Wochenblattes Glaube und Heimat eine Briefkarte: Er suche Mitstreiter, die bereit seien, in der CDU die drängenden gesellschaftlichen Probleme zu diskutieren und Veränderungen einzufordern. Ich hatte schon aufgehört zu glauben, dass man sich in der CDU sinnvoll engagieren könne, willigte aber doch in eine Begegnung ein, aus der ich den Eindruck mitnahm: Wenn wir in einem offenen Brief an die Vorstände und Mitglieder der CDU in der DDR die Probleme ungeschminkt

und kompromisslos beim Namen nennen, können wir vielleicht doch einige Veränderungen erreichen. Nach gründlich abwägenden Gesprächen mit meinem Mann, der unser Vorhaben für richtig und notwendig hielt, unterschrieb ich als eine von vier Autoren den am 10. September 1989 erschienenen Brief aus Weimar. Als haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter der Kirche, die der CDU angehören, forderten wir darin öffentlich die Erneuerung der Partei an Haupt und Gliedern und durchgreifende Reformen in der Gesellschaft der DDR. Wir wandten uns gegen die Ausreise-Verhinderungspolitik der DDR, gegen den so genannten demokratischen Zentralismus insbesondere die Zensur von Diskussionsbeiträgen. Wir forderten mehr politische Mitverantwortung und Mitsprache der CDU und ihrer Mitglieder, öffentliche und unabhängige Meinungsbildung, das Ende von staatlicher Bevormundung, obrigkeitlichen Denkens, bürokratischen Umgangs im Alltag und von Restriktionen. Uns ging es um die Offenlegung der unübersehbaren Wirtschaftsprobleme und um die juristische Neuregelung der zur Farce verkommene Wahlverfahren. Es war damals nicht ohne Risiko, sich als Gruppe politisch kritisch zu äußern. Die Staatssicherheit war allgegenwärtig, und keiner konnte wissen, ob und in welcher Weise sie uns Unannehmlichkeiten bis hin zu einer möglichen Verhaftung bereiten würde.

Große Aufregung in der Ostberliner CDU-Zentrale

Mir war damals klar, dass wir mit unserer Analyse und den erhobenen Forderungen dem real existierenden Sozialismus ans Mark gingen. Unser Brief verfehlte seine Wirkung nicht. Er wurde in vielen Kreisvorständen und Ortsgruppen verbreitet und zustimmend diskutiert. Immer wieder fanden CDU-Mitglieder heimlich eine Möglichkeit, ihn zu vervielfältigen und weiter zu reichen. Große Aufregung über unsere Aktion entstand besonders in der Berliner Parteizentrale. Der Hauptvorstand der Partei legte sofort nach Erscheinen des



Briefes Maßnahmen zur Verhinderung seiner weiteren Verbreitung fest. Der Vorsitzende ordnete wegen zügelloser Hetze gegen den sozialistischen deutschen Staat unseren Parteiausschluss an. Dazu kam es aber nicht mehr. Wir Autoren wurden nach Berlin in die Parteizentrale einbestellt und sollten uns vor zwei Sekretären des CDU-Hauptvorstandes rechtfertigen. Wir gingen in dem äußerst kontroversen Gespräch nicht von unseren Forderungen ab und erreichten ein offizielles Treffen mit dem Vorsitzenden Gerald Götting, das schließlich am 1. November 1989 anberaumt wurde.

Wir trafen einen verunsicherten und sichtlich gealterten Mann an, der nicht verstehen konnte oder wollte, dass die Blockpolitik mit der SED, für die er vierzig Jahre lang in Wort und Schrift eingetreten war, in Zweifel gezogen wurde und dass die persönliche Konsequenz für ihn als CDU-Vorsitzender nur darin bestehen konnte, vom Parteivorsitz zurückzutreten und Reformern Platz zu machen. Einen Tag später wurde Göttings Rücktritt verkündet und Lothar de Maizière, dem Vizepräsidenten der evangelischen Bundessynode in der DDR, wurde vom Präsidium der CDU das Vertrauen als amtierender CDU-Vorsitzender ausgesprochen. Am gleichen Tag verlangte die

CDU-Fraktion die Einberufung der Volkskammer und forderte die Regierung der DDR auf, die Vertrauensfrage zu stellen, ein neues Wahlgesetz auszuarbeiten und die nachweislich gefälschten Kommunalwahlen vom 7. Mai 1989 zu wiederholen. Es ist sicher nicht übertrieben zu sagen, dass der Brief aus Weimar wesentlich dazu beigetragen hat, das freiheitliche Denken in der CDU zu verstärken und den Sturz der alten Ost-CDU-Führung zu beschleunigen.

Die CDU vollzog den programmatischen Wechsel

Die friedliche Revolution der DDR wurde im Herbst 1989 von den Kräften der Bürgerbewegung herbeigeführt und getragen. Parallel dazu kämpften die politischen Parteien um personelle Erneuerungsprozesse mit unterschiedlicher Intensität und unterschiedlichem Erfolg. Die CDU vollzog auf einem Sonderparteitag am 15. und 16. Dezember 1989 den programmatischen Wechsel. Noch Ende Dezember 1989 wurde die Bildung eines Landesverbandes Thüringen angesteuert und am 20. Januar 1990 auf dem 1. Landesparteitag in Weimar unter großem Jubel realisiert. Ich wurde zu einer der stellvertretenden Vorsitzenden gewählt und übernahm nach dem Rücktritt des gewählten Vorsitzenden im Früh-

sommer 1990 für einige Wochen den amtierenden Vorsitz. Zunächst blieb ich weiterhin Pastorin, aber das dörflich-beschauliche Leben währte nicht mehr lange. Nach der Landtagswahl im Oktober 1990 und dem klaren Sieg der CDU gab es kein Zögern mehr: Ich nahm das Angebot des damaligen Ministerpräsidenten Duchac an, als Kultusministerin Mitglied seines Kabinetts zu werden und wurde somit quasi über Nacht zuständig für über 1.000 Schulen und über 300.000 Schülerinnen und Schüler im Land.

Ich war im Kabinett mit 32 Jahren die Jüngste. Mir war klar, dass es an verantwortlicher Stelle mitzuwirken galt, Thüringen als wiedergegründetes Land im Verbund der anderen 15 deutschen Länder neu aufzubauen und auf dem Boden einer tatkräftigen Demokratie fest zu verankern. Zwei große Aufgaben mussten unter vielen anderen bewältigt werden: Erstens wollte ich, dass die Schüler in Thüringen in einer Schule der Freiheit gebildet werden, in der vielfältig mit modernsten reformpädagogisch orientierten Methoden gearbeitet wird. Ich wollte Raum für Kreativität, Fantasie, Freiheit und Entdeckung eigener Fähigkeiten und Begabungen öffnen. Ich sah die Aufgabe der Schule darin, sich an einem Menschenbild zu orientieren, das, wie die Thüringer Verfassung sagt, eingebettet in die europäische huma-



Christine Lieberknecht mit Michail Gorbatschow und seiner Frau Raissa.

nistische Tradition, gekennzeichnet ist von Freiheit, Toleranz, Individualität und Verantwortung, insbesondere für die Erhaltung und den Schutz der natürlichen Umwelt. Zweitens bestand ich darauf, dass alle 38.000 Lehrerinnen und Lehrer auf eine mögliche Stasivergangenheit überprüft werden. Opposition und Gewerkschaften warfen mir vor, an die Pädagogen strengere Maßstäbe als an einst führende Blockpolitiker der eigenen Partei anzulegen. Die PDS forderte mich demonstrativ zum Rücktritt auf. Doch ich hatte in dieser Frage in erster Linie das Wohl der Schülerinnen und Schüler und ihr Recht auf glaubwürdige Lehrer im Blick. Als zu Beginn des Jahres 1992 dem Ministerpräsidenten Duchac Vorwürfe im Zusammenhang mit seiner Vergangenheit gemacht wurden und eine zunehmende Lähmung der Regierungsarbeit insgesamt nicht mehr zu übersehen war, hielt ich es für unumgänglich, zusammen mit zwei weiteren Kabinettskollegen meinerseits den Rücktritt vom Amt und damit den Austritt aus dem ersten Thüringer Kabinett nach 1990 zu erklären.

Als Ministerin für Bundes- und Europaangelegenheiten

Der neue Ministerpräsident Dr. Bernhard Vogel übergab mir nur wenige Tage später nach seinem Amtsantritt im Februar 1992 die Leitung des Ministeriums für Bundes- und Europaangelegenheiten, eine der damals interessantesten politischen Aufgaben, weil ich hier die Möglichkeit sah, parteiübergreifende Begegnungen zwischen Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur zu ermöglichen. Ich sammelte reichlich Erfahrungen auf dem diplomatischen Parkett in Bonn und Brüssel. Als Bevollmächtigte für Bundesangelegenheiten begleitete ich politisch den Umzug der Thüringer Landesvertretung von Bonn in die neu zu errichtende Thüringenvertretung im Zentrum

der alten und neuen Hauptstadt Berlin. Mit der damals initiierten Reihe Hauptstadtzeichen hat Thüringen als junges Land auch in nationalen Debatten eigene Akzente setzen können. Nach den Landtagswahlen 1999 wurde ich vom Parlament zur Präsidentin des Thüringer Landtags gewählt.

Fünf Jahre bestanden meine wichtigsten Aufgaben darin, gemeinsam mit meinen beiden Vizepräsidentinnen die Geschicke des thüringischen Landesparlaments zu lenken. Ich war bestrebt, eine politische Kultur zu fördern, in der die parlamentarische Demokratie feste Wurzeln schlagen kann. Denn das Vertrauen in die freiheitlich-demokratische Grundordnung ist noch nicht in dem Maß vorhanden, wie es wünschenswert ist. Das hat nicht zuletzt die niedrige Wahlbeteiligung zu den Landtagswahlen 2004 gezeigt. In diese Legislaturperiode fiel auch die Stärkung der Partizipationsrechte der Bürgerinnen und Bürger durch die Senkung der verfassungsrechtlichen Hürden für die direkte Demokratie.

Seit dem 8. Juli 2004 bin ich Vorsitzende der CDU-Fraktion im Thüringer Landtag. Das ist für mich eine neue Herausforderung, die ebenso viel Fingerspitzengefühl wie klare Vorstellungen über die Zukunft des Landes verlangt. Wir wissen heute, dass durch die friedliche Revolution und der folgenden Wiedervereinigung Deutschlands längst fällige Reformen in der damaligen alten Bundesrepublik vertagt worden sind. Deshalb liegt es nun an uns, ganz Deutschland und mit ihm den Freistaat Thüringen in mancher Hinsicht zu erneuern. Der seit 1989 zurückgelegte Weg ist auf dem Prüfstand. Viele Menschen belastet das. Doch wer durch die friedliche Revolution in die Politik verschlagen wurde und dort geblieben ist, weiß: Nur Wandel und Veränderungsbereitschaft garantieren Dauer auch die Dauer der freiheitlichen Verhältnisse, für die wir 1989 auf die Straße gegangen sind.

Jens Müller

Für meine Träume habe ich immer gekämpft

Jens Müller:

Geboren im Juli 1965 in Torgau, zogen seine Eltern erst nach Suhl, später nach Ilmenau.

1973 begann Jens Müller mit dem Rennrodeltraining. Zur Kinder- und Jugendsportschule Oberhof kam er 1979 – dort wurden die Grundlagen für seine spätere Sportkarriere im Rennrodeln gelegt. Schrittweise arbeitete er sich bis zur Weltspitze nach oben und krönte seine Sportlerlaufbahn 1988 mit einer Goldmedaille in Calgary. Die Wende brachte auch für Jens Müller zunächst tiefe Einschnitte. Doch gelang es ihm, an seine früheren Erfolge anzuknüpfen, bis er im Jahr 2000 Weltmeister wurde. Jens Müller beendete danach die aktive Karriere und ist nun Skeleton-Bundetrainer.

Bearbeitet von
Dr. Juliane Rauprich

Geboren wurde ich nicht in Thüringen, sondern in Torgau – am 6. Juli 1965. 1967 sind meine Eltern mit mir zunächst nach Suhl, 1970 nach Ilmenau umgezogen. Mein Vater war wissenschaftlicher Mitarbeiter im Werk für Technisches Glas Ilmenau. Politisch hat er sich in der CDU positioniert. Die Mutter hat in der Buchhaltung im VEB Labortechnik Ilmenau gearbeitet. Gewohnt haben wir damals in einem typischen Plattenbau in Ilmenau. Anfang 1974 wurde dann meine Schwester Katja geboren. Von 1972 bis 1979 besuchte ich die Polytechnische Oberschule „Otto Grothwohl“ in Ilmenau. Als Schüler und als Jugendlicher durchlief ich die „normalen“ gesellschaftlichen Organisationen wie Pionierorganisation und Freie Deutsche Jugend

(FDJ). Das Jahr 1973 brachte für mich privat den ersten großen Einschnitt, der gewissermaßen auch die Weichen für meine Zukunft gestellt hat. In dem Jahr habe ich mit dem Rennrodeltraining angefangen. Wenn ich heute zurückblicke, dann kann ich nur sagen: Hyperaktive Kinder wie ich eines war, die sollten zum Sport und nicht zum Arzt!

Als ich dann 1979 die Delegation zur Kinder- und Jugendsportschule Oberhof geschafft hatte, da war ein Traum für mich in Erfüllung gegangen. Mit dem Blick zurück kann ich nur sagen, dass das tägliche Training und die Schule dazu schon eine unglaubliche Belastung waren. Da kommen wirklich nur die Härtesten und die Motiviertesten durch. Diese Jahre waren für alle – auch für die unter uns, die es letztlich nicht schafften – eine gute Schule für das Leben.

Kinder- und Jugendsportschule sowie Dienst in der NVA

Mit der Delegation zur Kinder- und Jugendsportschule steigerte sich die Einflussnahme hinsichtlich unserer weltanschaulichen Positionen und unserer Haltung zum Staat DDR natürlich erheblich. Ich erinnere mich noch gut an den Direktor der Schule. Der hat uns immer wieder gesagt, dass wir „die Nachwuchselite der Partei“ seien. Bis zum Kriegsende 1945, so erzählte man es sich hinter vorgehaltener Hand, soll dieser Mann übrigens voller Überzeugung Kampfflieger gewesen sein, dann habe er seine Überzeugung um 180 Grad gedreht. Aus diesem Grund habe ich das damals auch alles nicht so ernst genommen.

1985 trat ich den Dienst in der Nationalen Volksarmee der DDR an, ich war also Abitur-

schüler (das Abi habe ich 1986 an der Kinder- und Jugendsportschule in Oberhof gemacht) und zugleich bei der Armee – für optimale Bedingungen wurde alles möglich gemacht. Im Abitur-Jahr waren wir drei Schüler in einer Klasse! Im gleichen Jahr, 1986, hat dann mein Fernstudium an der Deutschen Hochschule für Körperkultur in Leipzig (DHfK) begonnen und zwar in der Außenstelle Oberhof.

Wie sah mein Tag damals aus? Von 7. 00 Uhr bis 13 Uhr wurde studiert; eine halbe Stunde war dann „Zeit“ für das Mittagessen; ab 13. 30 Uhr ging das Training los, das bis 21.00 Uhr dauerte. Ich hatte zwischen 1.300 bis 1.500 Stunden Training im Jahr. Allerdings blieb mir schon noch die Zeit, am 5. Juni 1987 meine Freundin Katja Frenzel zu heiraten – das war und ist das Beste, was mir passieren konnte. Katja ist selbständige Physiotherapeutin mit einer eigenen Praxis in Ilmenau. Als am 15. Juli 1989 unser Sohn Max geboren wurde, da war ich dabei und kann sagen, dass diese Geburt für mich das Größte war, was ich erleben konnte!

Ganz bewusst für den Sport und für Höchstleistungen entschieden

Zurück zur sportlichen Laufbahn und meinen Eindrücken dabei. Mit den ersten Starts im „kapitalistischen Ausland“ wurden natürlich (?!) unsere Einstellungen und Positionen über einen längeren Zeitraum im Vorfeld schon beobachtet und bewertet. Das wusste aber jeder und hat sich eben entsprechend verhalten. Ich habe mich immer ganz bewusst für mein Ziel den Sport – und dort möglichst Höchstleistungen erbringen – entschieden. Klar, dann hatte ich auch Gelegenheit, mit Athleten anderer Nationen zu sprechen, natürlich immer mit dem Wissen, dass Leute dabei sind, die Dinge weitergeben müssen („melden“).

Ja, dann stand ich mit zunehmenden Erfolgen immer mehr in der Öffentlichkeit, wo eine bestimmte Meinung zu vertreten war, die sich von der privaten unterschied. Bis 1984 hatte ich mehrere nationale Titel im Rennrodeln gewonnen. In diesem Jahr wurde ich Juniorenweltmeister, 1985 Dritter bei der Welt-



meisterschaft, 1986 Zweiter bei der Europameisterschaft, 1987 Zweiter bei der Weltmeisterschaft. In dem Jahr bin ich in die SED eingetreten – es war ganz einfach die Voraussetzung für die Beförderung zum Offizier. Ich wollte meine Familie absichern und im Sport meine großen Ziele erreichen, dafür musste man sich in bestimmten Maße seiner Umgebung anpassen. Das ist im Grunde heute auch nicht anders.

Froh war und bin ich, dass ich die Mitarbeit in der Staatssicherheit verhindern konnte. Das war möglich, weil mir keinerlei Verfehlung nachzuweisen war, was meist der Anfang solcher Mit- oder Zuarbeit war. Und dann war ich auch auf die beste Ausrede meines Lebens gekommen: Wenn ich diese „Arbeit“ auch noch erledigen muss, dann kann ich für die Partei und für unser Land keine Siege einfahren. Und das ist doch mein Klassenauftrag...

Meine führende Position innerhalb der Nationalmannschaft nutzte ich bei den politischen Diskussionen, den so genannten „Rotlichtmeetings“, mit kritischen Fragen an die Politoffiziere, die uns zunehmend bis 1989 für Auftritte im In- und Ausland vorbereiten sollten. 1988 habe ich dann die Goldmedaille im Kanadischen Calgary gewonnen und mir meinen größten Traum erfüllt. 1989 wurde ich

Zweiter bei der Weltmeisterschaft und auch mit der Mannschaft Zweiter.

Klar, auch ich habe gemerkt, dass es mit der DDR den Berg runter geht. Die Frage war bloß: An welchem Punkt sind wir schon? Die Teilnahme an den großen Demonstrationen im Herbst/Winter 1989/90 oder ein Wechsel bei Grenzöffnung waren für mich kein Thema. Ich hatte eine Familie, für die ich verantwortlich war und meine weiteren sportlichen Ziele, von denen ich mich durch nichts abbringen ließ.

Vom Oberleutnant der NVA zum Feldwebel der Bundeswehr

Mit der Wende und dem Zusammenschluss Deutschlands entstand auch im Sport ein Vakuum, wo keiner richtig wusste, wie es weitergeht. Trotzdem hatte ich auch weiterhin sportlich große Erfolge: 1990 wurde ich Dritter bei der Europameisterschaft und Dritter bei der Weltmeisterschaft. Mit der Mannschaft hat es sowohl in der EM als auch in der WM in diesem Jahr zum Sieg gereicht.

1991 bin ich in der Weltmeisterschaft auf den vierten Platz gefahren. 1991 fand auch in

der Kaserne in Bad Salzungen der Uniform-Umtausch statt. Ein unglaubliches und früher nie für möglich gehaltenes Ereignis! Vom Oberleutnant der Nationalen Volksarmee wurde ich zum Feldwebel der Bundeswehr zurück gestuft. Offiziersdienstgrade gibt es in den Sportfördergruppen der Bundeswehr nicht. Die Frage stand also eindeutig: mitmachen oder gehen? Also mitmachen!

1992 kamen die Olympischen Winterspiele in Albertville in den französischen Alpen, wo ich Fünfter wurde. Ein Jahr später, 1993, habe ich mir in Altenberg bei Zinnwald dann einen offenen Trümmerbruch des linken Schienbein-Wadenbeinknöchels zugezogen. Sieben Schrauben und eine Platte und die Aussage des Arztes damals: „Sie können froh sein, wenn sie wieder normal laufen können!“ Ich habe gekämpft und nie aufgegeben – wurde 1994 bei den Olympischen Winterspielen in Lillehammer in Norwegen Achter, 1995 mit der Mannschaft Erster bei der Weltmeisterschaft. 1995 habe ich es auch geschafft, meinen Abschluss als Diplom-Trainer zu machen. Und wir sind in unser eigenes, neues Haus in Ilmenau eingezogen. Das war eine wahnsinnig schwere Zeit damals: Training, immer noch



Jens Müller (rechts) in der Kinder- und Jugendsportschule Oberhof.

Schmerzen, „Häuslebauer“, die Diplomarbeit über die Bühne bekommen – eigentlich war es gar nicht möglich. Aber auch der Umzug ins eigene Haus gehörte zu meinen Träumen. Und für die habe ich immer gekämpft.

1996 wurde ich Erster in der Europameisterschaft, Dritter bei der Weltmeisterschaft, mit der Mannschaft Sieger bei der EM und Zweiter bei der WM. 1997 brachte mir einen vierten Platz und mit der Mannschaft einen zweiten Platz bei der Weltmeisterschaft; 1998 kam Bronze bei den Olympischen Winterspielen in Nagano in Japan, 1999 wurde ich Zweiter bei der Weltmeisterschaft.

Nach dem WM-Gold 2000 und zwei Operationen die Laufbahn beendet

Und dann kam das Jahr 2000, mit eines meiner besten Jahre sportlich gesehen: Ich wurde Erster bei der Europameisterschaft und Erster bei der Weltmeisterschaft. Aber dann kamen zwei Operationen an Schulter und Bandscheibe. Da habe ich dann auf eigenen Wunsch meine Laufbahn im September 2001 für beendet erklärt. Eigentlich war es ja mein Ziel,

bei der Teilnahme an meinen fünften Olympischen Spielen noch einmal eine Medaille zu erringen. Dieser Traum war nach den Operationen für mich ausgeträumt. Und nur mitfahren, damit der Bus voll wird – nein, das wollte ich auf keinen Fall!

Als ich in der Wendezeit aus der SED ausgetreten bin, da haben für mich auch jegliche politischen Aktivitäten aufgehört. Das ist bis heute so. Mit der Wende haben sich meine privaten Ziele und Wünsche verwirklichen lassen. Sportlich musste ich aus einem langen Tal wieder nach oben – was ich geschafft habe. Da liegt es auf der Hand, dass für mich und meine Familie die großen politischen Veränderungen positiv waren. Obwohl, heute hat man das Gefühl, dass die Minute nur noch 15 Sekunden hat, der Tag aber oft zwischen zwölf und 16 Stunden Arbeit bereit hält. Das geht mir so, das geht meiner Frau so. Ich bin seit April 2002 Bundestrainer für Skeleton und will die Skeletonnationalmannschaft in die Weltspitze führen. Da sind wir schon auf einem guten Weg. Darum ist hier mein voller Einsatz gefordert. Für andere Dinge, wie Politik zum Beispiel – da bleibt keine Zeit.



Jens Müller mit seiner Familie zur Jugendweihe des Sohnes Max.

Ute Oberhoffner

Lebensbejahend und optimistisch auch in Ehrenämtern engagiert

Ute Oberhoffner:

Als Rennrodlerin im Einsitzer ist Ute Oberhoffner mehrfache DDR-Meisterin, Europa- und Vizeweltmeisterin, Gewinnerin von Silber- und Bronze-Medaillen bei den Olympischen Winterspielen in Sarajevo und Calgary.

Die Wende brachte der Leistungssportlerin, die genau zu diesem Zeitpunkt ihre Sportkarriere beendete, erhebliche Einschnitte. Studienabschluss, Beruf, ja die ganze bisherige Lebensplanung waren in Frage gestellt. Ute Oberhoffner resignierte in dieser Situation nicht, ergriff selbst die Initiative, qualifizierte sich beruflich und wurde in hohem Maß ehrenamtlich tätig; vor allem im Sport und in der Kommunalpolitik.

Das Gespräch führte
Rainer Morgenroth

Hoffnungslos verfahren, muss ich mir eingestehen. Entsprechend ratlos vergleiche ich meine Wegskizze mit den Namen der Nebenstraßen, an deren Kreuzung ich mittlerweile zum zweiten Male stehe. Wo ist nur die verflixte Brunnenstraße? Und kein Passant zu dieser frühen Stunde auszumachen, den man fragen könnte. Da sehe ich eine Radlerin die Gegenfahrbahn heraufkommen. Bereitwillig reagiert diese auf mein Hilfe suchendes Winken. Nach kurzer Begrüßung nenne ich Straße, Hausnummer und Namen meines Zieles und sie fordert mich kurzerhand auf, ihr zu folgen. Einige Straßen weiter biegt sie in eine Hauseinfahrt ein, springt vom Rad und fragt schon in der Haustür stehend, ob sie mir einen Kaffee aufbrühen solle. Mir bleibt fast die

Sprache weg: Es ist Ute Oberhoffner. Peinlich, dass ich sie nicht erkannt habe.

Dabei hatte ich mich vorbereitet auf dieses Interview, mich eingelesen in die Erfolgsbilanz der ehemaligen Rennrodlerin im Einsitzer, der mehrfachen DDR-Meisterin, der Europa- und Vize-Weltmeisterin, der Gewinnerin von Bronze und Silber bei den Olympischen Winterspielen in Sarajevo und Calgary, um nur das Wichtigste zu nennen. Ein Foto dieser Zeit mit strahlendem Siegerlachen und Helm hatte ich mir einzuprägen versucht. Und nun das. Auch jetzt trug sie ja einen Helm, aber es war ein Fahrradhelm, und das nunmehr lächelnde Gesicht darunter irgendwie anders schmalere, gesetzter, reifer. Das macht mich unsicher. Sie kommt in ihrer ungezwungenen Art mit der Situation besser zu Recht als ich, und bittet mich leicht amüsiert über meine Verblüffung ohne Umschweife ins Haus.

Geschickt und wohltuend natürlich überbrückt sie mit einladender Geste und ermutigenden Worten meine Unsicherheit. In Minutenschnelle sind wir im Gespräch, obwohl sie nur aus dritter Hand und ziemlich verwaschen über mein Anliegen informiert worden war. Doch nach kurzer Besinnung sowie gezieltem Hinterfragen begrüßt sie die Absicht unseres Vorhabens und erklärt ihre Bereitschaft zur Veröffentlichung ihrer Biographie. Aus dem anfänglichen Frage-Antwort-Spiel wird bald ein angeregtes Gespräch, in welchem für mich die Ute Oberhoffner der Gegenwart zunehmend wichtiger wird als der biographische Nachvollzug meines vorgeprägten Bildes einer berühmten Leistungssportlerin. Denn mein Gegenüber erweist sich als eine aufgeschlossene, selbstbewusste und charmante junge Frau, die sich wohl gern ihrer sportlichen Erfolge erinnert, aber ganz im Hier und Jetzt lebt. Das

macht sie mir einfach immer sympathischer, denn so sehr ich auch dränge, Ereignisse und Probleme der Vergangenheit zu reflektieren, sucht sie immer wieder den Bezug zur Gegenwart. Diese gilt es zu leben.

Da sind Familie und Beruf, Haushalt und noch belastetes Eigenheim, Ehrenämter und Alltagsprobleme unter einen Hut zu bringen. Übrigens hatte sie, als wir uns am Morgen zufällig begegneten, gerade ihre 2002 geborene Tochter Hanna zur Kinderkrippe gebracht und wollte bis zu diesem Gespräch noch einiges erledigen. Ich habe also ihren Zeitplan durcheinander gebracht. Das gesteht sie mir ebenso entwaffnend offen wie die Tatsache, dass sie eigentlich gar keine Zeit für die Bewältigung ihrer persönlichen Vergangenheit hätte, weil diese ihr keine Probleme bereite. Und schließlich müsse sie jede Menge andere Dinge im Auge behalten, die täglich die ganze Frau fordern. Mich muss sie nicht überzeugen. Ich weiß, die diplomierte Sozialpädagogin ist Präsidiumsmitglied im Landessportbund, Ortsteilbürgermeisterin in Unterpörlitz, hauptamtliche Geschäftsführerin in einer sozialpädagogischen Einrichtung da kommt allerhand zusammen, da muss man Selbstdisziplin üben sowie Kraft und Zeit einteilen können.

Ute Oberhoffner nimmt diese Herausforderungen an, bewältigt sie mit Realitätssinn und Pragmatismus, vor allem ohne Selbstgefälligkeit. So ist sie auch mit der Wende und der deutschen Einheit umgegangen, hat deren Chancen genutzt, sich den damit verbundenen oder neu aufgebrochenen Problemen gestellt. Lebensbejahend, bodenständig und umtriebig wie sie ist, will sie teilhaben und mitwirken, wo ihre Kompetenz gefragt ist. In das Schubfach der Wenderubrik Gewinner mag sie sich ungern einordnen lassen. Schon gar nicht aber kann sie darüber hinwegsehen, dass es Problemzonen und Verlierer gibt, wo Veränderung Not tut. Hier will sie nach besten Kräften mithelfen. Das verlangt schon ihre soziale Selbsteinordnung, die sie in den Satz fasst:

Eigentlich bin ich schon immer ein Gruppensch. Mir hat das Gespräch mit Ute Oberhoffner viel gegeben und ich hoffe meine Ein-



drücke haben den Leser neugierig gemacht, ihr nun selbst begegnen zu wollen.

Das Jahr 1989 hat den Lebensweg in mehrfacher Hinsicht verändert

Das Jahr 1989 hat meinen Lebensweg in mehrfacher Hinsicht richtungsverändernd beeinflusst. Im Frühjahr dieses Jahres beendete ich nach der WM in Winterberg meine aktive Laufbahn als Leistungssportlerin. Damit verbunden war natürlich eine berufliche und familiäre Neuorientierung, bis dahin allerdings noch abgesichert und begleitet. Es war aber eben schon ein Abschied mit Konsequenzen, wenn auch erträglichen. Ich will einige erwähnen, weil sie im Nachhinein für Außenstehende kurios erscheinen mögen. Für mich war damit die Mauer wieder dicht. Denn bis dahin genoss ich ja das Privileg, zu Wettkämpfen oder Trainingslagern auch in den Westen reisen zu dürfen. Das war nun ebenso abgehakt wie das Taschengeld in Höhe von 15 DM, das wir bei solchen Anlässen erhielten und ansparten. Vorbei die Möglichkeit, durch Leistungen und Medaillen an Waren zu kommen, die es hier sonst nicht gab. Zugleich war es ein Abschied von vielen Bekannten aus der internationalen Wettkampfzeit, ein Abschied

von vertrauten Gesichtern, ob Sportler, ob Funktionäre oder Pensioneltern, die man frühestens mit dem Renteneintritt wieder sehen würde, wie die damaligen Reisegesetze der DDR es vorschrieben. Trotzdem haben weder ich noch mein Mann jemals ernsthaft in Erwägung gezogen, diesen Staat zu verlassen. Doch im Moment dieses Abschiedes begann ich doch über Sinn und Unsinn dieser politischen Abgrenzung nachzudenken. Aber dieser Einschnitt war verkraftbar, ich war ja erfolgreich ausgestiegen, mit einer WM-Medaille. Also war mir staatliche Unterstützung für meine Neuorientierung sicher.

Demokratische Erneuerung erhofft, den Zusammenbruch nicht erwartet

Bis eben im gleichen Jahr der Mauerfall und Zusammenbruch der DDR auch in meinem Lebensentwurf einen gravierenden Umbruch auslösten. Natürlich habe ich die politischen Ereignisse begrüßt, also die Wende bejaht, auch wenn sie mich ebenso überraschte, wie Tausende andere. Ich hatte den ganzen Herbst mitgehofft, es möge zu einer friedlichen und demokratischen Erneuerung der DDR kommen, an deren Untergang hatte ich keinen Augenblick gedacht.

Im Moment des Mauerfalls freute ich mich mit den Menschen, denen nun all das zugänglich wurde, was uns Leistungssportlern bis dahin nur als Privileg eingeräumt worden war, sozusagen als Ausgleich für unsere Leistungen und Dank für unsere Medaillen, mit denen sich der Staat nach außen schmückte. Endlich konnten alle reisen, endlich kamen alle in den Genuss der sprichwörtlichen Banane. Aber zu mehr als zu dieser Rolle des freudig anteilnehmenden Beobachters konnte ich mich im Herbst 1989 noch nicht entschließen. Zumal da zu viele Fragen im Raum standen, die mich unsicher machten.

Wie würde die Staatsmacht reagieren? Wird das Militär einschreiten? Was wird mit den mutigen Protestierern geschehen? Ich hatte ganz konkrete Ängste um meinen Bruder, der ausgerechnet in dieser Zeit seinen Urlaub in Ungarn verbrachte. Wie würde er reagie-

ren? Ich wusste ja um seine kritische Distanz zu diesem Staat, selbst Fluchtgedanken hatte er schon geäußert.

Aber dann rissen mich die Ereignisse mit, die Hoffnungen und Erwartungen konnten jedoch nicht alle Ungewissheiten und bangen Fragen an die Zukunft überdecken. Kurzum, das Umbruchsjahr 1989 hat mich mächtig durchgerüttelt. Aber dazu später mehr.

Ich halte es für wichtig, erst einmal darzustellen, weshalb mich damals solche Empfindungen bewegten. Und das ist nur aus meiner Entwicklung als Leistungssportlerin in der DDR zu erklären.

Meine Kindheit verlief eigentlich ganz normal, behütet, geborgen. Ich wurde in Unterpörlitz, (Ilmenau) geboren, getauft, aber nicht streng christlich erzogen. Meine Eltern hatten mir sozusagen alles offen gehalten. Ich ging also so lange in die Christenlehre, bis andere Interessen auch neue Prioritäten forderten. Wie viele meiner Schulkameraden begeisterte mich vor allem der Sport. Ich betrieb Leichtathletik und Turnen. Das nahm meine Zeit ganz in Anspruch. Eine Besonderheit meiner Kindheit bestand darin, daß mein Vater, Peter Weiß, Rennrodler und dann Trainer in dieser Sportart war. Also war ich immer mit an der Rodelbahn und stellte immer häufiger die Frage, wann ich denn nun endlich selbst rodeln dürfte.

Der Anfang war schwer bis das Talent entdeckt war

Dann saß ich auf dem Schlitten. Aber aller Anfang ist ja bekanntlich schwer. Ich war zu klein und zu leicht. Mein Vater lobte meist die anderen. Das wurmte mich sehr, stachelte aber meinen Ehrgeiz an. Wenn ich enttäuscht nach Hause kam, tröstete mich meine Mutter mit den Worten: Ärgere dich nicht, du mußt doch nicht dorthin. Aber ich wollte doch den Erfolg, und ich erkämpfte ihn mir. Dann kam das Übliche: Nachdem mein Talent und mein Ehrgeiz entdeckt waren, folgte die Förderung im Trainingszentrum und schließlich die Delegation zur KJS (Kinder- und Jugend-Sport-schule). Letzteres wäre wegen Westverwandt-

schaft beinahe schiefgegangen. Aber schließlich klappte es. Ich kam nach Oberhof. Das Internatsleben wurde mir nicht zu schwer. Schließlich ist es bis Oberhof nur ein Katzenprung. Und Vati hatte ein Auto. Holen und Bringen war selbstverständlich, wie überhaupt meine Eltern alle meine Entwicklungsschritte fürsorglich begleiteten. Zudem gab es noch jene abenteuerlichen Münzfernsprecher, an denen wir anstanden und unser Taschengeld ausgaben, um täglich den Kontakt mit der Familie und Freunden zu halten. Vor allem aber war da die Gemeinschaft. Wir waren zu fünft auf dem Zimmer, fast eine verschworene Gemeinschaft. Dort wurde mir bewusst, dass ich durch und durch Gruppenmensch bin.

Es fiel mir nicht leicht, das für meine Sportart notwendige Konkurrenzdenken zu entwickeln. Deshalb waren die ersten Jahre ziemlich schwierig. Ich musste meine Zimmerkameradinnen und die besten meiner Altersklasse besiegen, um mich zu behaupten. Das war nur schwer zu begreifen, denn einerseits suchte ich die Nähe und Freundschaft und andererseits wollte ich natürlich immer die Beste sein. Aber der Wille zum Erfolg und der entsprechende Ehrgeiz müssen mir angeboren sein. Nur so ist zu erklären – sicher unfassbar für jeden Teenie – dass ich mir schnellstmöglich zehn Kilo Gewicht angefuttert habe, damit mir die anderen nicht davonfahren konnten. (Gewichtswesten waren damals noch nicht üblich).

Erstmals an der Tür der Nationalmannschaft angeklopft

Und dann ging es Schlag auf Schlag vorwärts. 1979 hatte ich mit dem 4. Platz bei der Jugendweltmeisterschaft erstmals an der Tür der Nationalmannschaft angeklopft. Auf Grund meiner weiterhin ansprechenden Trainings- und Wettkampfleistungen wurde ich bereits für 1980 in den Olympiakader aufgenommen. Das war nicht nur eitel Freude. Mit der Übernahme in den Armeesportclub Oberhof (ASK) erwarteten mich ständig steigende Trainingseinheiten. Gleichzeitig wollte ich natürlich mein Abitur, wie bei Leistungssportlern üb-

lich, nach 13 Jahren ablegen. Diese Zeit wurde nun um ein Jahr verlängert, was mir gar nicht gefiel, denn mein Bildungsabschluss war mir gleich wichtig wie der Sport. So bin ich aus mir selbst heraus an meine Grenzen gegangen und habe das Abitur mit Einzelunterricht tatsächlich nach 13 Jahren abgelegt. Weshalb ich darauf so stolz bin, muss ich kurz erklären. Die Nominierung in die Nationalmannschaft musste jährlich neu erkämpft werden, was in der Regel eine strenge Fokussierung auf das Training bedeutete. Damit war man eigentlich schon voll ausgefüllt. Vielleicht wird dadurch verständlich, dass für viele andere Dinge, die mich durchaus interessierten wenig Zeit blieb. Das ärgerte mich zuweilen, doch nur durch Konzentration und Einsatz aller Kraft zur Realisierung dieser beiden Hauptziele konnte ich von 1983 bis 1989 ständig Mitglied im Kader der Nationalmannschaft sein.

Die Erfolge waren alle hart erkämpft

Meine Erfolge sind bekannt, ich betone aber, sie waren hart erkämpft. Meine Dienstgrade in der NVA sind Spiegel meiner Leistungsschritte. Als Soldat angefangen, brachten Erfolge Beförderungen. Mit den WM und Olympiaerfolgen führte das von Medaille zu Medaille bis zum Rang eines Oberleutnants. Aber nur nominell. Die Uniform war für uns Absicherung, finanziell und beruflich. Militärisch gesehen war die Uniform für uns Frauen weitgehend bedeutungslos. Ausbildung an der Waffe gab es für uns nicht, wie mich militärische Fragen auch sonst nicht weiter interessierten. So musste ich zum Beispiel immer erst wieder erfragen, wie man einem General gegenübertritt und grüßt, wenn dann und wann einer kam. Die einzige Konsequenz der Uniform bestand für mich darin, zum Eintritt in die SED aufgefordert zu werden. Dieser Schritt gehörte nach damaligem Verständnis einfach zu einem Armeesportler, wofür ich damals keine Abwehrgründe gesehen habe.

Dafür hätten vielleicht meine persönlichen Freunde und Bekannten Verständnis gehabt,

nicht aber die Sportanhänger. Denn für diese zählten in erster Linie unsere Erfolge. Dafür haben sie uns mit Begeisterung getragen, wo wir auch hinkamen. Heute weiß ich, dass unser Rückhalt in der Bevölkerung auch der unterschwelligen Identitätsbestätigung diente: Guckt mal, wir sind doch wer in der Welt. Aber die Begeisterung und Freude, die uns ob unserer Erfolge entgegengebracht wurden, waren echt.

Über die Privilegien, die der Staat uns Leistungssportlern einräumte, habe ich schon einiges geäußert. Unsere Reisen und Einblicke in die westliche Welt, auch in deren Schattenseiten, blieben dem Großteil der Bevölkerung versagt. Vielleicht habe ich deshalb während der Wende nicht so euphorisch reagiert. Ich wusste aus Gesprächen und Begegnungen mit Verwandten und westlichen Sportlern, dass da wirklich nicht alles Gold war, dass hinter den Neonfassaden auch Armut und soziales Abseits waren. Und vielleicht verließ ich mich deshalb so stark auf den geradlinigen Versorgungs- und Begleitungsweg des Staates hinsichtlich meiner beruflichen Zukunft, weshalb mir auch nie in den Sinn kam, die Seiten zu wechseln. Dieser Staat sicherte mir auch eine Delegation zum Studium an der DHfK Leipzig, mit der Sonderkondition einer sportbedingten Zeitstreckung. Mein Traumberuf Zahnarzt war damit allerdings nicht realisierbar. Wie sagte mein Mannschaftsleiter so schön: Zähne ziehen lernst du nun mal nicht im Fernstudium. So strebte ich den Lehrer- und Trainerabschluss an. Diesen erreichte ich also genau 1989.

Nach dem Ausstieg kam nochmals eine WM-Nominierung

Übrigens gibt es für die 1980er Jahre noch einen wichtigen Nachtrag. Im Jahre 1984 habe ich geheiratet, natürlich einen Rennrodler, mit dem ich schon einige Jahre zusammen war. Mein Mann, Bernd Oberhoffner, war schon 1984 als Europameister und Vizeweltmeister im Doppelsitzer vom aktiven Sport zurückgetreten. Lange wollte ich ja auch nicht mehr aktiv sein, aber vorerst hatte ich ein Olympiaticket. Dann wurde es doch noch eine wei-

tere Olympiade. Aber nach der Silbermedaille von Calgary 1988 sollte endgültig Schluss sein. Auf dem Heimflug hatte ich bereits Schlitten und sonstiges Material in der Mannschaft verteilt. Für zwei Monate war ich tatsächlich draußen. Dann kam die Nominierung zur Weltmeisterschaft. Ich beugte mich den Argumenten der Mannschaftsleitung des ASK. Es gab zu diesem Zeitpunkt keinen entsprechenden Nachwuchs, und es wäre nicht gut für den Stützpunkt Oberhof gewesen, wenn wir diesen Platz nicht hätten besetzen können. Mit meiner Einwilligung war der Wunsch verbunden, meine Laufbahn mit WM-Gold zu krönen. Ein solcher Abschluss war natürlich verlockend.

Motivation und Ehrgeiz stimmten wieder. Trainingsbestzeiten bestätigten dies. Aber ein Sturz brachte mich aus dem Rhythmus. So wurde es nur Bronze. Nach kurzer Enttäuschung war ich trotzdem stolz auf diesen Abgang. Ich erwähne das, um zu zeigen, dass mir Versagensängste und Misserfolge ebenso wenig erspart geblieben sind wie Verletzungen und Schmerzen. Letztere haben mich in allen Wettkampffahren begleitet. Freunde und Bekannte, die um meine körperlichen Probleme oder den psychischen Druck wussten, rieten dann wohlmeinend Mensch, hör doch auf, es reicht doch.... Sie konnten den Hunger des Sportlers nach Leistung und Erfolg nicht verstehen, den Sog des Treppchens nicht nachvollziehen. Also lieber zum Arzt, eine Spritze gegen den Schmerz und weiter zur Höchstleistung. Das hat rein gar nichts zu tun mit Doping, das übrigens im Rennrodelsport nichts bringen würde. Dieses Verhalten beruht auf anerzogenen Willensqualitäten, Selbstdisziplin und man muss es in sich haben. Ich stelle dies so ausführlich heraus, weil ich verdeutlichen will, wie prägend der Sport sein kann, wie er auf Willensbildung wirkt und zur Selbstdisziplin erzieht. Nicht zuletzt deshalb wollte ich eine gute Sportlehrerin werden. Also zog ich die Uniform aus, trainierte weiter ab und bereitete mich auf meinen Dienstantritt an der TH Ilmenau vor. Der Vertrag war unterzeichnet, alles lief fließend und reibungslos.

Ausgerechnet der 10. November 1989 sollte mein erster Tag als Sportlehrerin sein. Erwartungsvoll stand ich auf dem Sportplatz und keiner kam. Zwar hatte auch ich die halbe Nacht die Nachrichten über die Maueröffnung und den Jubelzug der Massen nach Westberlin verfolgt, aber dass deshalb mein erster Sportunterricht ausfallen sollte, war mir nicht in den Sinn gekommen. Nun halten Sie mich bitte nicht für zu naiv, natürlich hatte ich wie schon beschrieben die Herbstereignisse im Land, in Prag, in Ungarn verfolgt. Doch mit dieser Konsequenz, der schnell-schrittigen Handlungsunfähigkeit des Staates, seines augenfälligen Zusammenbruches hatte ich so nicht gerechnet.

Arbeitsvertrag war nichtig, der Lehrerabschluss nicht anerkannt

Die Folgen bekam ich alsbald zu spüren, mein Arbeitsvertrag war nichtig, der Lehrerabschluss nicht anerkannt (Pädagogik fehlte), im Schuldienst gab es ohnehin Einstellungsstopp auf lange Sicht. Was tun? Ein Job als Sporttherapeut im Rehaszentrum Ilmenau endete mit der unverhofften Abwicklung der Einrichtung. Ich ergriff sogleich mehrere Initiativen und bewarb mich beispielsweise in Coburg als Tennislehrerin und in Italien als Trainee. Und doch war ich plötzlich arbeitslos und damit etwas fassungslos. Ja, ich kann dieses Gefühl von Ausgeliefertsein und Hilflosigkeit nachempfinden, habe diese Atmosphäre der Anonymität und diffuser Ängste erlebt. Kein Geld verdienen, keine Perspektive als Sporttherapeut, nirgends gebraucht werden – das hat mich arg getroffen.

Aber ich habe nicht resigniert und vieles ehrenamtlich unternommen, um nicht abseits stehen zu bleiben. So habe ich beim Aufbau der Thüringer Sportjugend und des Landessportbundes mitgewirkt. Das half über das

Gefühl des Nicht-Gebraucht-Werdens hinweg. Schließlich konnte ich dann bei einer privaten Bildungsgesellschaft Namens Heureka als Sozialpädagogin einsteigen und über Fernlehrgänge (Module) eine entsprechende Qualifikationserweiterung abschließen. Das waren meine persönlichen Wendeerlebnisse, mein Weg in einen Neubeginn. Was ist davon bleibend, welche Erfahrungen sind mitteilenswert oder förderlich? Was habe ich verloren, was gewonnen?

Verloren habe ich einen Staat, der mich in vieler Hinsicht geprägt hat. Zum Glück ist dabei nichts von meiner Identität verloren gegangen. Ich bin in dieser Region und meinem Wohnort verwurzelt und heimisch. Hier kenne ich die Menschen und die meisten kennen und achten mich. Das allein ist ein hohes Gut, ein wichtiges Stück Lebensqualität.

Die DDR ist nach 15 Jahren abgehakt, vieles sicher noch zu verarbeiten. Seine privaten Befindlichkeiten kann nur jeder mit sich selbst ausmachen, aber wir alle sollten die Wende als Chance begreifen und diese nutzen. Deshalb habe ich der Veröffentlichung meiner Biographie zugestimmt. Die hat gut reden, wird mancher sagen. Doch kein Leben ist leicht, kein Erfolg wird geschenkt. Ich habe heute eine Arbeit, die mich ausfüllt, mein Mann glücklicherweise auch. Wir haben unserer Familie eine Existenz gegeben, indem wir die durch die Wende gegebenen Chancen genutzt haben.

Frei von Alltagsorgen sind auch wir nicht. Aber wir denken lebensbejahend und optimistisch. Und wir engagieren uns, wo es uns notwendig erscheint. Deshalb habe ich mich auch für ehrenamtliche Aufgaben entschieden, in der Kommunalpolitik, im Landessportbund und in der Sozialarbeit. Das kostet Kraft und Zeit, aber dafür entschädigt mich der Gedanke, mein Engagement kann da und dort etwas bewegen oder helfen. Diese Möglich-

José Manuel Paca

Auf der Suche nach Möglichkeiten, Menschen zusammenzubringen

José Manuel Paca:

Geboren im Mai 1961 in Angola, wuchs er inmitten des Kampfes gegen die portugiesische Kolonialherrschaft auf, an dem seine Eltern mitwirkten.

José Manuel Paca wurde von seiner Tante groß gezogen, konnte eine Schule besuchen und arbeitete als junger Mann für die Regierung des gerade unabhängig gewordenen Staates Angola. Später absolvierte er eine Berufsausbildung in der DDR, die in die Wendezeit fiel. Das Ausbildungsabkommen mit der DDR wurde dadurch beendet, doch wegen des Bürgerkrieges konnte er nicht nach Angola zurückkehren. Paca fand Arbeit, erhielt zunächst ein Bleiberecht in Deutschland, dann eine Aufenthaltsbefugnis und nun eine Aufenthaltsberechtigung.

Das Gespräch führte
Ursula Gödde

Ich lernte Paca, wie er von seinen Freunden genannt wird, durch einen gemeinsamen Bekannten kennen. Er hatte sich bereit erklärt, sich interviewen zu lassen. Im Laufe des langen Gespräches tauchte ich immer tiefer in eine mir fremde Kultur ein. Ich lernte eine Biographie kennen, die mich teilweise erschütterte und tief berührte. Um alles auch chronologisch einordnen zu können, fragte ich immer wieder nach Jahreszahlen. Paca wurde dann oft unsicher und ich merkte, dass dies für ihn nicht wichtig war. Wichtig waren Ereignisse, Gefühle und Reflektionen.

Er formulierte sein Selbstverständnis als Ausländer in Thüringen wie folgt: „Ich bin Angolaner in Angola. Ich bin Mensch im Ausland.“ Paca wurde am 9. Mai 1961 in

Angola geboren, am Tag an dem die FLNA (Nationale Front für die Befreiung Angolas) ihren Kampf aufnahm. Seine Mutter erzählte ihm immer wieder, dass es damals im Krankenhaus keinen Strom gab. Er habe so leuchtende Augen gehabt, dass die Krankenschwestern seiner Mutter gesagt hätten, sie solle ihn doch häufiger wecken, damit er mit den Augen leuchte.

Da seine Eltern für die Befreiung Angolas aus der Kolonialherrschaft Portugals kämpften, mussten sie ins Ausland flüchten. Sein Vater verließ das Land 1963, seine Mutter 1968. Paca wuchs bei seiner Tante auf, bis 1973 seine Mutter, 1974 (das Jahr der Revolution in Portugal) sein Vater wieder nach Angola zurückkehrten. (Der Unabhängigkeitskrieg der Befreiungsbewegungen MPLA, FNLA und UNITA gegen die portugiesische Kolonialherrschaft dauerte von 1965 bis 1975. Am 11. November 1975 wurde schließlich die Unabhängigkeit der Volksrepublik Angola proklamiert. Starke Rivalitäten zwischen den drei Befreiungsbewegungen mündeten bald in den Beginn eines Bürgerkrieges, der mit wenigen Unterbrechungen 27 Jahre dauern sollte.)

Seine Eltern waren Revolutionäre

Seine Tante zog ihn wie einen Sohn auf. Sie war mit einem portugiesischen Kommunisten verheiratet, wodurch es ihm möglich war, die Schule zu besuchen – was damals in Angola durchaus nicht die Regel war. Wenn seine Tante und Onkel Radiosendungen der Revolutionäre hören wollten, musste er immer im Hof spielen, um sie zu warnen, falls unerwünschter Besuch kam. Seine Tante erzählte ihm, seine



Eltern seien Revolutionäre. Seine Grundschullehrerin, die ihn mochte, war die Ehefrau des Chefs des Geheimdienstes (PIDE). Ihr Sohn war sein Klassenkamerad und er verstand sich gut mit ihm, so dass er oft bei Familienausflügen eingeladen war.

Eines Tages wollte sein Freund ihm etwas besonderes zeigen. Er lud ihn zu sich ein und sie gingen in das an das Wohnhaus angrenzende Gefängnis. Dort führte er ihn in eine Verhörzelle, die völlig blutbespritzt war. Sein Klassenkamerad zeigte ihm, wie man einen Gefangenen mit einer Peitsche folterte. Sein Vater hatte ihm dies gezeigt. Danach führte er ihn noch auf den Hof des Gefängnisses, in dem zur Abschreckung die Köpfe Enthaupteter aufgespießt waren. Paca erlitt einen Schock und wollte danach nicht mehr zur Schule gehen. Er musste dies jedoch, da seine Abwesenheit zu verdächtig gewesen wäre.

Die Schuluniform war schneeweiß, was Paca sehr beeindruckte. Er war der einzige Schwarze, der die Turnhalle betreten und auch sonst an sportlichen Ereignissen teilnehmen durfte. Für ihn war damit ein Teil dessen, wofür seine Eltern kämpften, bereits Wirklichkeit.

Nach kurzer Zeit auf einem Priesterseminar besuchte er bis 1977 (in diesem Jahr organisierte sich die MPLA marxistisch-leninistisch neu) eine Polytechnische Schule, Bereich Metallverarbeitung.

Die Arbeit eines Wanderpredigers für die Regierung

Danach begann er seine Arbeit für die Regierung, die er mit der eines Wanderpredigers vergleicht. Er bereiste die 19 Provinzen Angolas, um unter den Menschen, vor allem den Jugendlichen, für die Idee eines geeinten, friedlich zusammenlebenden Angolas zu werben. Sein Vater hatte ihm gesagt: „Wir haben für uns gekämpft, für alle Angolaner.“ Im Gespräch taucht immer wieder der Ausdruck „Tribalismus“ auf. Paca versucht ihn zu erklären, da er schlecht zu übersetzen ist: Es geht darum, dass ein Volk, in diesem Fall die Angolaner, sich nicht als ein Volk sieht, sondern sich durch ihre Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stamm oder einem Landstrich definieren. Er meint, dass dieser „Tribalismus“ die Ursache für immer wieder aufflackernde Kämpfe ist.

Paca wollte wie sein Vater auch etwas für sein Land tun. Die Gefahr, die in der ideologischen Ausrichtung der Regierung (die von der MPLA gestellt wurde) lag, sah er nicht. Er flog in die Provinzen und erstattete der Regierung Bericht über die dortige Lage. Dabei geschah es immer häufiger, dass ihn verzweifelnde Landsleute baten, durch Landminen verletzte Angehörige nach Luanda mitzunehmen.

Aufgrund seiner Anstellung hatte er verschiedene Privilegien wie eine eigene Wohnung oder die Möglichkeit, über einen Wagen mit Fahrer zu verfügen. Seine Familie war stolz auf ihn und auf das, was er erreicht hatte. Paca durfte auch am Abschluss des Friedensplans im Jahr 1988 teilnehmen, den Unterhändler Angolas, Südafrikas und Kubas vereinbart hatten.

Trotz dieser Erfolge breitete sich in ihm immer mehr ein Gefühl der Ohnmacht aus: „Wir sind alle Angolaner, wir bringen uns aber selbst um – wofür?“ Er hatte auch Angst, ir-

gendwann zum Mittäter zu werden und wollte sich aus dieser Zwangslage befreien.

So stellte er Anfang 1989 den Antrag, seine technische Ausbildung im Ausland fortsetzen zu können. Es war schon alles für seinen Abflug nach Frankreich (mit dem ein Ausbildungsabkommen bestand) vorbereitet, aber die Gruppe junger Angolaner flog ohne ihn – die Regierung hatte seinen Platz gestrichen.

Bei der Berufsausbildung in der DDR von Weltoffenheit keine Spur

Paca wusste, dass auch die DDR Ausbildungsplätze zur Verfügung stellte. So beantragte er, sich dort weiterzubilden. Beeinflusst durch die Erzählungen seines Vaters, der während seines Exils auch in der Sowjetunion gelebt hatte, war die DDR für ihn das demokratischste Land im ganzen Ostblock. Aufgrund der Solidaritätsbekundungen des Landes zu verschiedenen Ländern in der ganzen Welt erwartete er, dort eine weltoffene Atmosphäre vorzufinden. Paca flog am 14. August 1989 mit einer Gruppe Lehrlinge in die DDR. Nach dem Besuch einiger technischer Einrichtungen kamen sie nach Erfurt, wo sie eine Berufsschule besuchten.

Paca kam sich plötzlich vor wie ein kleines Kind: Die Betreuung war allumfassend, gewohnt wurde in Gemeinschaftsunterkünften, in denen nach 18 Uhr kein Besuch erlaubt war. Er fühlte sich auch diskriminiert. So beobachtete er, dass die Deutschen in der Kantine von Porzellantellern aßen, während er und die anderen Angolaner Plastikteller vorgesetzt bekamen. Sein Taschengeld war niedriger als das des jüngsten der Lehrlinge, der aber, im Gegensatz zu ihm, ein Mischling war und eine fast weiße Hautfarbe hatte. Diskotheken konnte er nicht besuchen, da ihm stets der Eintritt verweigert wurde. Sein Vater hatte zu seinen Erfahrungen in der Sowjetunion angemerkt: „Was bedeutet Solidarität, wenn wir nicht zusammen leben dürfen.“ Jetzt machte er in der DDR dieselbe Erfahrung.

Nach einiger Zeit wurde er durch Intervention von den Lehrlingen bei der Arbeit getrennt, da er ja schon eine Ausbildung hatte.

Er bekam im Wohnheim ein eigenes Zimmer. Dadurch begann aber eine Art Psychoterror: Er hatte nun sowohl die angolanischen Lehrlinge als auch das deutsche Personal gegen sich. Durch den dreimonatigen Sprachkurs konnte er sich verständigen. Über die Lage in der DDR im Herbst 1989 wurde er über Kontakte zur angolanischen Botschaft in Berlin auf dem Laufenden gehalten. Mit der Zeit fand er Lücken im Betreuungssystem, die er nutzte, um Kontakte, meist mit Deutschen, außerhalb der Arbeit zu knüpfen.

Gegen Ende des Jahres 1989 wurde ihm gesagt, dass das Ausbildungsabkommen mit Angola gekündigt worden sei, im nächsten Jahr sollten alle Angolaner in ihre Heimat zurückkehren. Seine Familie in Angola hatte nach seinem Entschluss, als „Nichts“ ins Ausland zu gehen, den Kontakt zu ihm abgebrochen, nachdem sie zunächst stolz auf das gewesen waren, was er in seinem Leben erreicht hatte.

Seit seiner Ankunft in Deutschland hatte sich die Lage in Angola wieder zugespitzt. Er erfuhr, dass seine Schwester, die als Ärztin von der Regierung angestellt war, von Rebellen gesucht wurde. Sie konnte fliehen, aber ihre beiden Töchter wurden gefangen, gefoltert und vergewaltigt. Einer seiner Onkel wurde getötet, seine ehemalige Wohnung verwüstet.

Ein „Bleiberecht“ wurde ihm offiziell zuerkannt

Er entschloss sich zu bleiben, trotz aller Unsicherheit. Niemand wusste, welchen Status er als Ausländer jetzt hatte. Er hatte weder Arbeit noch Wohnung, fand aber immer Freunde, bei denen er, ob kürzer oder länger, bleiben konnte. Offiziell wurde ihm ein „Bleiberecht“ zuerkannt.

1991 fand Paca einen Arbeitsplatz bei einem Zeitungsversand, bei dem er bis heute arbeitet. Ihm wurde eine Wohnung in einem abbruchreifen Haus, in dem sonst niemand mehr wohnte, zugewiesen. Im selben Jahr erfuhr er, dass die Mutter seines Sohnes bei einem Übergriff von Rebellen auf Luanda von einem Offizier entführt wurde. Als die Rebel-

len sich wieder nach Süden zurückzogen nahmen sie sie und seinen Sohn mit. Im Süden angekommen stellten sie die Mutter vor die Wahl, entweder ohne ihren Sohn mit ihnen weiterzuziehen oder mitsamt dem Sohn erschossen zu werden. Sie ging mit den Rebellen und Pacas Sohn wurde mit vier Jahren zu einem Straßenkind.

Paca konnte von Deutschland aus nichts unternehmen, aber seine Mutter flog mit einem UNO-Flug nach Süden und fand ihren Enkel. Da aber die Kämpfe sofort wieder eskaliert waren, bestand keine Möglichkeit, wieder zurückzukehren. Zwei Jahre lang musste die 72-Jährige mit dem Enkel auf sich allein gestellt überleben. Dann gelang es beiden, wieder nach Luanda zu kommen.

Pacas Sohn ist inzwischen 16 Jahre alt. Immer wieder hat Paca versucht, ihn legal nach Deutschland zu holen, damit seine Traumatisierungen durch die Ereignisse behandelt werden können. Bisher war er damit erfolglos. Paca konnte sich bisher einmal mit seinem Sohn treffen, als er von Namibia aus nach Angola einreiste.

Ein zweites Mal war er 1997 in Angola, wobei er diesmal von Südafrika aus die Grenze überquerte. Er heiratete seine Frau, musste aber gleich nach seiner Hochzeit das Land wieder verlassen. Seine Frau konnte 1998 nach Deutschland nachkommen, seitdem lebt sie mit ihm in Erfurt. Das Paar hat zwei Kinder. Paca erzählt, dass ihr Leben jetzt nicht mehr so schwer sei wie früher, da die Kinder dazu geführt hätten, dass die Wohnungsnachbarn sie jetzt dulden würden. Vorher hätten sie Unterschriften für eine Entfernung der beiden aus der Wohnung gesammelt.

Anfangs schikaniert, fand er im Laufe der Zeit viele Freunde

Die Arbeit bei dem Vertrieb sei anfangs sehr schwer gewesen, da er eben als Nigger behandelt worden sei. Er hatte weniger Pausen als die Anderen und wurde schikaniert. Eines Tages kam dann ein neuer Mitarbeiter. Dieser beobachtete, dass er kaum Zeit hatte, sich zwischendurch etwas zu trinken zu holen.

Hilfsbereit löste er ihn an seiner Maschine ab, so dass Paca Zeit hatte. Er holte sich eine Flasche Cola und trank daraus. Zu seinem Erstaunen bat dann der Kollege um einen Schluck und trank von seiner Flasche. Damit hatte er nicht gerechnet: Jemand trank aus der gleichen Flasche wie er! An diesem Tag hatte er vergessen, ein Handtuch mitzunehmen. Der neue Kollege bot ihm seines an. Auch das war für Paca bisher unvorstellbar gewesen. Aus dieser Begegnung entwickelte sich eine Freundschaft, die heute noch besteht.

Paca differenziert bei Menschen. Er stempelt die Deutschen nicht pauschal als ausländerfeindlich ab, sondern betont immer wieder, dass er im Laufe der Zeit viele Freunde gefunden habe.

Es gab aber auch Erlebnisse, die ihn an seinem Entschluss, in Erfurt zu bleiben, zweifeln ließen. Einmal wurde er von einer Gruppe Neonazis angegriffen, die ihn bespuckten und bedrohten. Als die Polizei kam, musste er sich als einziger mit hinter dem Kopf gefalteten Händen auf den Boden legen. In diesem Augenblick habe er sich nicht mehr als Mensch gefühlt: „Was nützt die Menschenrechtserklärung der UNO überhaupt, wenn es in einem zivilisierten Land so zugehen kann.“

Sport gegen Ausländerfeindlichkeit

Andererseits hat er auch erlebt, dass Neonazis aus seinem unmittelbaren Umfeld ihn vor anderen Neonazis gewarnt haben. Er sieht das Hauptproblem der Ausländerfeindlichkeit bei Jugendlichen. Eine Möglichkeit, auf diese einzuwirken, sieht er im gemeinsamen Sport. Deshalb gründete er 1998 zusammen mit anderen das Multikulturelle Zentrum, dessen Vorsitzender er ist. Der Fußballverein Afrosport e.V. ist bei diesem Zentrum angesiedelt. Teil der multikulturellen Woche in Erfurt ist stets ein Fußballturnier unter dem Motto „Sport verbindet die Menschen“.

Paca sucht immer nach Möglichkeiten um Menschen zusammenzubringen. Seit 1991 ist er Mitglied im Ausländerbeirat der Stadt Erfurt, die letzten drei Legislaturperioden als

stellvertretender Vorsitzender. 2003 kam er als Vertreter der neuen Bundesländer in den Vorstand des Bundesausländerbeirats. In dieser Funktion wurde er in den Arbeitskreis „Gesellschaft“ im Haus der deutschen Geschichte in Bonn delegiert. Bei der Feier des zehnjährigen Jubiläums hatte er einen Platz direkt neben dem damaligen Bundespräsidenten Rau.

Paca hat inzwischen eine Aufenthaltsberechtigung für Deutschland, der nächste Schritt wäre die Staatsbürgerschaft. Bis hierhin war es ein langer Weg mit vielen Hürden, die zu überwinden waren: von der Aufenthaltsbewilligung über die Aufenthaltsbefugnis und Aufenthaltserlaubnis bis hin zur Aufenthaltsberechtigung.

Paca versucht im Umgang mit Menschen nicht, nach Schuld zu suchen, sondern Kon-

flikte zu lösen. Im Rückblick auf die Wende und Wiedervereinigung sieht er die Freude der Menschen, wieder in einem vereinten Land zu leben, sieht die gewonnene Meinungsfreiheit, aber auch das Problem der Arbeitslosigkeit. „Ein Prozess hat seinen Preis“ das sieht er als eine Erkenntnis aus seinem bisherigen Leben an, und das gelte eben auch für die Wende.

Für Paca hat sich sein Traum bezüglich einer Arbeit als Vermittler zwischen den Menschen, den er in Angola nicht verwirklichen konnte, hier erfüllt. Er kann seine Botschaft, dass Menschen in Frieden miteinander leben sollen, dass alle für das gemeinsame Wohl arbeiten müssen und alle einschließlich der Migranten als ein Teil dazugehören, weitergeben. Für Paca ist der wichtigste Satz des Grundgesetzes: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“



José Paca (Mitte) beim Festakt zum zehnjährigen Bestehen des Hauses der Geschichte

Siegfried Pause

Eine Faszination, die von dieser Technologie ausgeht

Dr. Siegfried Pause:

Geboren im September 1949 in Elgersburg bei Ilmenau. Absolvierte nach der 10. Klasse eine Berufsausbildung mit Abitur.

An der TH Ilmenau studierte Siegfried Pause Fertigungstechnik und schloss sein Diplom mit „sehr gut“ ab. In der Industrie war er in der Forschung und Entwicklung tätig. Die Lasertechnik wurde sein Metier. Schon in der DDR war er maßgeblich daran beteiligt, diese Technologie zu etablieren. Da er in der Industrie gesehen hat, wie marode die DDR-Wirtschaft war, kam der Zusammenbruch für Dr. Pause nicht überraschend. Als Firmengründer und Unternehmer hat sich Dr. Pause, Geschäftsführer der LLT Applikation GmbH, nach der Wende profiliert.

Das Gespräch führte
Dr. Juliane Rauprich

Dr.-Ing. Siegfried Pause wurde am 15. September 1949 in Elgersburg bei Ilmenau geboren. Er lebt mit seiner Ehefrau und zwei Töchtern im Ilmenauer Stadtteil Unterpörlitz. Dr. Pause ist Geschäftsführer der Firma LLT Applikation GmbH (Laser- und Lichtstrahl-Technologie).

Der Vater von Siegfried Pause war gelernter Kaufmann und arbeitete lange Zeit als Buchhalter. Die Mutter blieb bis Ende der sechziger Jahre mit den vier Kindern zu Hause. Danach arbeitete sie, gemeinsam mit dem Ehemann, im Ilmenauer Glaswerk im Schichtbetrieb. Weil die Eltern auf einer eigenen kleinen Scholle auch noch etwas Landwirtschaft betrieben haben, mussten die Kinder schon frühzeitig mithelfen: „Ich bin sehr früh selb-

ständig geworden. Das war überhaupt kein Nachteil.“

Den Abschluss der 10. Klasse machte Siegfried Pause mit „Auszeichnung“ an einer Ilmenauer Schule. Von 1966 bis 1969 absolvierte er im VEB „Simson“ in Suhl eine Berufsausbildung als Mechaniker mit Abitur. Das kam ihm in mehrfacher Hinsicht entgegen: Er wollte unbedingt etwas Praktisches machen und zugleich die Chance des Abiturs wahrnehmen. Im Internat war es ihm zugleich möglich, eine gewisse Unabhängigkeit zu erhalten. „In diesen Jahren hat mich eigentlich die Schule mehr geprägt in meinen politischen Ansichten als mein Elternhaus. Seien wir doch mal ehrlich: In der DDR ging es niemandem richtig schlecht – allerdings ging es auch niemandem richtig gut.“ Gefallen haben ihm in der Schulzeit alle Fächer. Einen besonders nachhaltigen und guten Einfluss, so erinnert sich Siegfried Pause heute, hatte in jenen Jahren seine Deutschlehrerin, die auch die Schulbibliothek verwaltete. „So bin ich zur Romantik gekommen, zur Klassik. Ich hatte sehr viel Spaß an dieser Lektüre. Mir ist aber im Grunde alles leicht gefallen, alles hat mir Freude gemacht in der Schule. Ich habe als Jugendlerner auch Kurzgeschichten und Gedichte geschrieben.“

Die eigene kritische Haltung kam in der Jugendzeit

Journalist wollte Dr. Pause werden, bis ihm dann ein Bekannter, der in diesem Beruf arbeitete, sagte: „Das, was du schreiben willst, das kannst du als Journalist in der DDR nicht schreiben...“. Diese Warnung stieß bei ihm inzwischen auf offene Ohren. In der Schule hatte sich Siegfried Pause politisch schon früh

engagiert: Jungpionier, Freundschaftsratsvorsitzender. „Mir hat es gefallen, dass die Freizeit gut organisiert war. Außerdem fand und finde ich es gut, dass alle Schüler acht Jahre in der Schule zusammen waren, dass nicht dauernd dieser Wechsel war. Das gibt es doch heute kaum noch in der Generation unserer Kinder. Die Lehrer haben viel mit uns gemacht, wir waren oft unterwegs zusammen.“ Während die Eltern den SED-Staat kritisch gesehen hätten, sei das bei ihm und seinen Geschwistern damals nicht der Fall gewesen. „Die eigene kritische Haltung, die kam dann in einem Alter, wo man sich schon eine eigene Meinung bildet, in der Lehre. Ich habe mich dann als Lehrling geweigert, in die SED zu gehen. Die Konsequenz folgte auf dem Fuß: Obwohl ich das Abi mit „sehr gut“ gemacht hatte, durfte ich nicht, wie es mein Wunsch war, Kraftfahrzeugtechnik in Dresden studieren. Das war nun eine Zeit, wo ich schon gar nicht mehr angepasst und brav war. Ich bin dann auch kein Reserveoffizier geworden.“

Die Lasertechnologie mit aufgebaut

Von 1969 bis 1973 studierte Siegfried Pause an der Technischen Hochschule Ilmenau an der Sektion „Gerätetechnik“. Sein Diplom in Fertigungstechnik wurde ebenfalls mit „sehr gut“ bewertet. Mit dem Diplomthema hatte Dr. Pause zugleich das Arbeitsthema gefunden, das ihn nun über die Jahrzehnte hinweg begleitet und sein Leben wesentlich prägt: die Lasertechnik. Er hat über die „Anwendung von Laserschneiden in der Geräteindustrie“ diplomiert und kann heute sagen: „Die Lasertechnologie habe ich als junge Technologie mit aufgebaut.“ Bis 1978 war er als Assistent an der TH Ilmenau, ging danach in den Forschungs- und Entwicklungsbereich im VEB Werk für Technisches Glas Ilmenau als Themen- und Gruppenleiter. Sein Sachgebiet war auch hier die Lasertechnik, dazu gekommen war nun noch die Plasmaschmelze.

1980 hat Siegfried Pause an der THl seine Promotion A als Externer erfolgreich beendet. Von 1978 bis zur Wende war der Wissen-



Der passionierte Angler Dr. Siegfried Pause mit seinen Töchtern 1985.

schaftler und Ingenieur nun in verschiedenen Industriebetrieben tätig: bis 1983 im Ilmenauer Glaswerk, dann sechs Jahre im Forschungs- und Entwicklungsbereich im Kombinat Robotron, Optima Büromaschinenwerk Erfurt als Themenleiter Lasertrennen. In die SED oder in eine so genannte „Blockpartei“ ist er nie eingetreten. Als Dr. Pause später (1989/90) für eineinhalb Jahre im VEB Werkzeugfabrik Königsee als Projektverantwortlicher für Anlagenimport, Projektierung und Überführung einer CNC-Laserschneidanlage aus der Schweiz als verantwortlicher Bearbeiter zuständig war, brachten ihn seine damaligen Erlebnisse dazu, heute zu konstatieren: „Das waren wichtige Erfahrungen, weil mir hier die Schizophrenie des Wirtschaftssystems der DDR ganz klar wurde!“

Auch in dieser Praxis-Zeit hat er jedoch immer den Kontakt zur Technischen Universität Ilmenau, seiner wissenschaftlichen Heimstatt, gehalten; dort hielt er beispielsweise Vorlesungen. Als er nun trotz des vorherigen Versprechens, die Gewerkschaftsfunktion geregelt wieder abgeben zu können, dies nicht zugestanden bekam, hat Dr. Siegfried Pause gekündigt. Kein selbstverständlicher Vorgang in

der untergegangenen DDR. Es folgten die Wahrnehmung externer Lehraufträge an der Technischen Hochschule und deren Koordination von Forschungsaktivitäten mit großen Betrieben: mit „Optima“ Erfurt, mit dem Büromaschinenwerken in Sömmerda und Zella-Mehlis. Die Hälfte seiner Arbeitszeit verbrachte Dr. Pause in jenen Tagen in Erfurt, die andere Hälfte in Ilmenau.

Fülle von Fachpublikationen und Patentanmeldungen

Schwierigkeiten wegen seiner Kündigung im Glaswerk habe er nicht bekommen, da ausschließlich seine fachliche Kompetenz gezählt habe. Schon damals konnte er auf mehr als 25 Fachpublikationen, die Mitarbeit an einem Taschenbuch über Elektrotechnik, auf mehr als 40 wissenschaftliche Fachvorträge und auf die Beteiligung an sechs Patentanmeldungen zurück schauen. Dass ein derartiges Pensum nicht in der regulären Arbeitszeit zu bewältigen war und ist, liegt auf der Hand. Seit er Unternehmer ist hat seine Arbeitszeit noch deutlich zugenommen. Wenn sich Siegfried Pause heute an jene Zeit vor 15 Jahren erinnert, dann sagt er: „1989 war ein ganz tolles Jahr! Aber mir ist auch schon im Herbst des Vorjahres, als ich bei „Optima“ in Erfurt zu tun hatte, ganz klar geworden, dass dieses wirtschaftliche System tot-krank war. Und, wie gesagt, bei dem Maschinenimport aus der Schweiz: Die Verhandlungen auf der Leipziger Messe durften wir nur mit ‚Aufpassern‘ führen; es gab so viele Direktiven. Dazu kam, dass ich kein ‚NSW-Kader‘ war [es war nur ausgewählten und streng kontrollierten Bürgern der DDR erlaubt, in das nichtsozialistische Ausland zu reisen, J.R.] und zur Abnahme der Maschine nicht selbst fahren durfte.“

Es musste erst der Dezember 1989 kommen, damit er zum ersten Mal eine Woche zu einer Laserschulung nach München reisen konnte. Es folgte dann auch eine Woche in der Schweiz, wo Dr. Pause an einer Programmierschulung für die importierte Maschine teil nahm. „Als ich in München war, da war noch Krenz. Als ich von der Schweiz zurück

gekommen bin, da war schon Modrow. Das waren tolle Erfahrungen in der Schweiz! Der Geschäftspartner von damals wurde sogar ein persönlicher Freund von mir.“

Weggehen, so Siegfried Pause, sei für ihn nie in Frage gekommen, obwohl man im engsten Familienkreis schon darüber geredet habe. Ein Grund, eine Flucht aus der DDR nicht zu erwägen, hätte darin gelegen, dass sich die Pausen im Jahr 1987 in Unterpörlitz ein Haus gekauft hätten. An die Schikanen mit der Abteilung „Wohnraumlenkung“ der damaligen Stadtverwaltung ehe dieser Kauf über die Bühne gegangen ist, erinnert er sich noch lebhaft: „Das persönliche Eigentum wurde in keiner Weise geachtet! Auch das war ein Schlüsselerslebnis, wo ich dann wieder genau gespürt habe: Dieses System ist pervers!“ Heute kann Dr. Pause sogar ironisch lächeln, wenn er darauf hinweist, dass der damals zuständige städtische Mitarbeiter für Wohnungswesen noch in der Stadtverwaltung beschäftigt ist...

Ich war immer politisch interessiert und auch informiert

Wie hat Dr. Siegfried Pause im heißen Herbst 1989 und in der Folgezeit über die sich abzeichnende politische Entwicklung gedacht? „Ich war immer politisch interessiert und auch informiert. Die Variante einer ‚Wende‘ habe ich für möglich und auch für absolut wünschenswert gehalten! Wie das dann alles gegangen ist, mit welchem rasantem Tempo – das hatte keiner erwartet!“

Hat Dr. Pause an eine reformierbare und reformierte DDR geglaubt? „Ach, um Himmels willen!!!“ Klar könne auch er auf schöne Erlebnisse in den jeweiligen Arbeitskollektiven zurückblicken, besonders im Kollektiv der Fertigungstechnik an der TH Ilmenau. Dort sei ein ausgesprochen guter Kontakt mit Professor Peter Wiesner entstanden. Ein Mal im Jahr habe man sich zu Forschungsklausurtagen zurück gezogen. Dort sei es sehr offen zugegangen – auch in politischen Fragen.

In dieser Zeit entstand auch das enge Verhältnis zu seinem jetzigen Geschäftspartner. „1987 oder 1988 war so eine Klausurtagung

auf der Mühlburg. Dort ist unser Traum entstanden, oder die Idee, dass man das Know-how selber vermarkten können müsste. Das war eigentlich unsere Idee zur späteren Selbstständigkeit. Hier wurde unser Traum geboren.“

In den Jahren vor 1990 hat Siegfried Pause immer neben der regulären Berufstätigkeit Geld verdient – auf Honorarbasis hat er für verschiedene Betriebe Werkzeuge konstruiert. Und schon 1979 hatte er versucht, und zwar bis 1981, selbst ein Ingenieurbüro zu gründen. Ein kühnes Unterfangen in der DDR! Pause stellte einen Antrag bei der Gewerbeabteilung des Rates des Kreises für ein Ingenieurbüro auf nebenberuflicher Basis. Dann habe er zunächst länger nichts wieder vom Rat gehört. Nach fünf Monaten habe er dann nachgefragt und die Antwort erhalten: Nein, da er als Entwicklungsingenieur im Ilmenauer Glaswerk eine anspruchsvolle Aufgabe hätte und im Sozialismus kein Bedarf an ingenieurwissenschaftlicher Tätigkeit auf privater Basis bestünde.

Die Perspektive galt der fachlichen Profilierung

Als die gesellschaftlichen Verhältnisse sich nun völlig zu wandeln begannen, da habe auch er im Kreis seiner Familie ernsthaft überlegt, ob er sich politisch engagieren sollte, denn „...ich habe die sich abzeichnenden Veränderungen ja gesehen.“ Seine Entscheidung diesbezüglich fiel dann doch negativ aus: „Meine Perspektive in all’ den Jahren war die fachliche Profilierung. Ich wollte ja an die Hochschule zurück und eine Hochschullehrerlaufbahn einschlagen. Und wenn ich etwas mache, dann richtig und voll engagiert. Am ehesten hat die CDU meinen Vorstellungen entsprochen. Aber die kam letztlich für mich nicht infrage, weil ich nicht religiös verankert bin.“

Im Februar des Jahres 1990 hatte Dr. Siegfried Pause bei Professor Siegfried Wiesner eine B-Aspirantur zwecks Habilitation begonnen. Das Thema war – natürlich – wieder im Laserbereich: „Das ist eine solche

Faszination, die von dieser Technik ausgeht – die lässt mich nie wieder los!“

Außerdem hat Siegfried Pause dann im März 1990 das Gewerbe für ein nebenberuflich betriebenes Ingenieurbüro angemeldet. Hier seien die Kontakte nach München, die im vorigen Herbst entstanden sind, sehr hilfreich gewesen. Im Juni 1990 ist dann zusammen mit zwei Kollegen die Ilmenauer Laserzentrum GbR gegründet worden; Pause war Geschäftsführer. Beinahe folgerichtig gab er dann gegen Jahresende 1990 die B-Aspirantur zurück, „...weil ich keine halben Sachen mache.“

Sehr faire Geschäftspartner gefunden

Über die nach München entstandenen Kontakte sagt Dr. Pause noch heute: „Das war ein sehr fairer und guter Geschäftspartner. Tolle Leute! Natürlich haben die auch gemerkt und erkannt, dass wir fachlich nicht wenig zu bieten hatten.“ Hier wäre nachzutragen, dass Siegfried Pause in den 1980iger Jahren in der Kammer der Technik der DDR engagiert war. Dort hat er maßgeblich eine Laser-Datenbank von DDR-Firmen eingerichtet. Natürlich war und ist solches Wissen Gold wert für potenzielle Westpartner.

Was kann Dr. Pause noch resümieren über jene Zeit: „Für mich waren während und nach der Wende nicht das Reisen, Autos und andere Konsumgüter das Wichtigste. Es war im Gegenteil die Chance, mich beruflich endlich selbst verwirklichen zu können. Diesen beruflichen Lebenstraum habe ich nun konsequent umsetzen können.“ Natürlich seien auch er und die Familie 1991 gereist – in die Schweizer Alpen. Das sei schon traumhaft schön gewesen! Ansonsten kann er sich noch daran erinnern, wie er zum ersten Mal Anfang Dezember in Forchheim war, in einem Baumarkt. Da sei schon eine emotionale Komponente für den DDR-Bürger ins Spiel gekommen.

„Aber am Schönsten war und ist, dass ich nach der Wende mein Schicksal in die eigenen Hände nehmen durfte. Jetzt entscheidet mein eigenes Engagement darüber, ob wir

Erfolg haben. Ich habe wirklich in dieser bewegten Zeit damals Tag und Nacht gearbeitet, jeden Brief selber geschrieben, das Kassembuch selber geführt, alle nur irgendwie möglichen und sinnvollen Lehrgänge besucht.“ Es sei eine Phase intensivsten Lernens gewesen; zum Beispiel diese ganzen neuen Versicherungen. „Aber alles ging mit großem Enthusiasmus einher!“

Wie beurteilt der anerkannte und erfolgreiche Firmengründer und Inhaber die Wiedervereinigung Deutschlands: „Die Wiedervereinigung war für mich, für meine Familie und für Deutschland das Beste, was geschehen konnte. Da mag man im Nachhinein darüber lamentieren, ob jedes Detail richtig war. Aber: Das Volk der DDR hat es so gefordert, das sollte nicht vergessen werden.“

Wenn er jetzt in die Welt schaue, dann würde er eine Menge guter Freunde sehen, die er und seine Familie in den letzten zehn Jahren kennen gelernt hätten. Angebahnt worden seien diese Freundschaften zumeist über seinen Beruf, über die Firmen. Seit März 1997 ist Dr. Siegfried Pause Geschäftsführer der LLT Applikation GmbH und hat ein Applikations- und Demonstrationszentrum Lasertechnologie im Technologie- und Gründerzentrum Ilmenau aufgebaut. 1996 wurde er zum Mitbegründer des Thüringer Laserberatungsver-

bundes im Projekt LASER 2000 des Bundesministeriums für Bildung und Forschung.

Siegfried Pause, der demnächst nur noch für sein LLT da sein will, gesteht sich allerdings auch ein, dass er durch diese jahrzehntelange intensivste Berufsarbeit seine beiden Töchter und seine Ehefrau „...ein bisschen vernachlässigt“ hat. Die große Tochter hat Betriebswirtschaft und Wirtschaftsingenieurwesen studiert und ist heute die rechte Hand in der Firma des Vaters, die zehn Mitarbeiter hat. Gebaut ist das bemerkenswerte, hoch über Ilmenau liegende Firmengebäude übrigens nach dem Muster eines Laserkopfes. Und wie ein Kapitän kann Dr. Siegfried Pause von seinem Büro aus auf die Stadt und die sich vor ihm erhebenden Berge des Thüringer Waldes schauen. Dabei kommen dann auch solche Erinnerungen: „Ein Freund hat mir mal gesagt, auf die Berge musst du gehen, wenn du noch selber hoch laufen kannst!“ Danach, so der passionierte Angler Siegfried Pause, wolle er sich schon in der kommenden Zeit mehr richten, denn: „Ich war ja schon 40, als ich anfangen konnte, meine Träume zu verwirklichen. Meine Eltern haben mir in diesen Jahren nach der Wende mal gesagt, dass ich dieses Arbeitstempo wohl nicht mehr lange durchhalten könne. Da habe ich mir dann gesagt: Bis 55 musst du es geschafft haben!“



Renate R.:

Licht und Schatten eng beieinander

Renate R.:

Geboren 1939 in Erfurt. Der Zugang zur Oberschule wurde ihr 1953 verweigert, da ihre Eltern „bürgerlich“ waren. Sie erhielt eine Ausbildung als Technische Zeichnerin, hat sich dann später weiterqualifiziert.

Nach der Heirat kam die Geburt eines Sohnes, verbunden mit einer starken Orientierung auf ein erfülltes Familienleben. Ihre Entlassung im Jahr 1993 erlebte Renate R. als eine Art Befreiung aus einem durch „Neu-Kapitalisten“ geprägten Betriebsklima. Auch wenn sich in ihrem weiteren Leben vieles zum Guten richtete und sich Renate R. letztlich zu den „Wendegewinnern“ zählt, sieht sie doch Licht und Schatten eng beieinander.

Ich wurde am 13. Juni 1939 als Tochter des Bäckermeisters Walther Höttermann und seiner Frau Gertrud in Erfurt geboren. Meinen Eltern verdanke ich eine sorglose, glückliche Kindheit, aber auch, ohne dass sie selbst daran schuld gewesen wären, die erste große Enttäuschung meines Lebens. Denn als Kind „kleinbürgerlicher“ Eltern blieb mir 1953 trotz sehr guter Noten der bereits zugesagte Übergang von der damals achtklassigen Grundschule zur Oberschule und damit zu Abitur und Studium verwehrt. Unter der fadenscheinigen Begründung, man bezweifle, dass ich „das Klassenziel der Oberschule“ erreichen könne, erhielt ich wenige Wochen vor Schuljahresbeginn die mich wie einen Keulenschlag treffende Nachricht. Neben mir teilten drei weitere Klassenkameradinnen, die mit „sehr gut“ abgeschlossen hatten, aber auch „bürgerliche“ Eltern besaßen, dieses Schicksal. Die beiden „Arbeiterkinder“, die trotz

deutlich schlechterer Leistungen auf die Oberschule geschickt wurden, brachen diese bereits nach der 9. bzw. 10. Klasse wieder ab. Möglicherweise hat auch meine aktive Teilnahme an der evangelischen Christenlehre diese politische Willkürmaßnahme des SED-Staates mit beeinflusst.

Durch Familie, Freunde und Heirat fest an Erfurt gebunden

Statt weiterhin den vom Vater geerbten großen Leidenschaften Literatur und Geschichte nachgehen zu können, absolvierte ich, anfangs unter Tränen, eine Lehre als Technische Zeichnerin (1953-56). 1956 lernte ich meinen im selben Betrieb, dem VEB Erfurter Mälzerei und Speicherbau (EMS), arbeitenden Mann Dieter R. kennen. Wir haben 1963 geheiratet, 1968 kam unser Sohn Steffen auf die Welt. Nach und nach lebte ich mich in meinem Beruf ein, qualifizierte mich zum Teilkonstrukteur weiter (1961) und führte ein glückliches Familienleben. In der freudig bezogenen Altneubau- und später Plattenbauwohnung in Erfurt Nord, mit „Trabbi“, Campingurlaub und FDGB-Ferientscheck teilten wir Freud und Leid des DDR-Alltags, ohne ständig mit Neid auf den „goldenen Westen“ zu schießen. Durch Familie, Freunde und Heimat fest an Erfurt gebunden, kamen zumal nach dem Mauerbau 1961 nie ernsthafte Gedanken an Flucht oder Ausreisearbeit auf.

Die spürbare Verbesserung des Lebensstandards in den 1960er und 1970er Jahren empfanden wir als Nachkriegsgeneration durchaus dankbar. Auch entwickelte sich so etwas wie ein DDR-Wir-Gefühl, das ich insbesondere als großer Sportfan bei internationalen Ereignissen wie Weltmeisterschaften

oder Olympiaden empfunden habe. Mein Engagement in der Evangelischen Kirche – in den 1950er Jahren hatte ich mich beispielsweise in der verfeimten Jungen Gemeinde sehr wohl gefühlt – erlahmte unter den mittlerweile völlig areligiösen privaten und beruflichen Lebensumständen bis hin zu faktischer Konfessionslosigkeit. Gegenüber dem Staat bzw. der Partei verhielten mein Mann und ich uns freilich weiterhin reserviert, haben kein gesellschaftliches Engagement über das unbedingt notwendige hinaus gezeigt. Mein Mann hat sich unter Inkaufnahme beruflicher Nachteile als Diplomingenieur in einem Projektierungsbüro bis zuletzt geweigert, der SED beizutreten, was auch für mich nie in Frage kam. Dennoch würde ich nicht wirklich von „Widerstand“ sprechen, eher von konsequentem Rückzug in ein erfülltes Privatleben.

Dennoch kam die Wende ziemlich überraschend

Die Wende habe ich als unheimlich spannende und bewegende Zeit in Erinnerung, ohne selbst aktiv in einer der Bürgerbewegungen tätig gewesen zu sein. Natürlich sind mir und meiner Familie die vielen Krisensymptome der späten 1980er Jahre nicht verborgen geblieben, dennoch kam die Wende ziemlich überraschend. Die anfangs etwa bei den „Donnerstagsdemos“ auf dem Domplatz geforderte demokratische Erneuerung der DDR habe ich natürlich rückhaltlos unterstützt, zumal einem jetzt immer mehr die Augen über das wahre Ausmaß der SED-Willkürherrschaft geöffnet wurden.

Etwas skeptischer sah ich die bald in den Mittelpunkt der Diskussion rückende sofortige Wiedervereinigung mit der Bundesrepublik, da mir die Unterschiede in nahezu allen Bereichen zu gravierend erschienen. Nicht zuletzt der intensivere Kontakt mit unseren „Westverwandten“, die mein Mann 1988 sogar in der Bundesrepublik besuchen konnte, und den ersten in Erfurt auftauchenden „Geschäftsleuten“ hat mir dies verdeutlicht. Manchmal regte sich bei mir doch Unwillen gegen deren allzu großspuriges, aber zugleich „un-

echt“ wirkendes Auftreten. Dennoch wurde auch ich von der Euphorie der Ereignisse 1989/90 mitgerissen und habe mir nie die „alte“ DDR zurückgewünscht.

Meine Skepsis sollte jedoch nur allzu bald als berechtigt erscheinen. Mein Mann wurde schon im September 1990, noch vor der offiziellen Wiedervereinigung, mit 52 Jahren von Arbeitslosigkeit betroffen, was nicht nur ein finanzielles, sondern auch ein psychologisches Problem für uns war. Ich selbst verdiente mit meiner Teilzeitstelle kein großes Geld. Unser Sohn begann 1990 an der TU Dresden ein schon zu DDR-Zeiten angebahntes Bauingenieur-Studium, wechselte jedoch 1991 auf Lehramt Deutsch/Geschichte in Bayern, was ihm beinahe seine Bafög-Unterstützung gekostet hätte. Plötzlich befand sich unsere Familie nach Jahrzehnten einer zumindest in dieser Hinsicht „heilen Welt“ der DDR erstmals in echten Existenzsorgen mit ganz neuen Problemerkahrungen.

Doch dann kam uns das Glück zu Hilfe: Mein Mann bekam 1992 nach einer Umschulung eine gut bezahlte Anstellung im Thüringer Umweltministerium und das Mietshaus meiner Eltern im Erfurter Gründerzeitgürtel wurde mir rückübertragen. Das ermöglichte uns viele schöne Reisen in alle Welt, eine anspruchsvollere Freizeitgestaltung und manch weitere Annehmlichkeit. Auch konnten wir so unseren Sohn großzügig fördern, der nach dem Studium noch seinen Doktor machte und heute an der Universität arbeitet. Mit Schwiegertochter und Enkelsohn (1995 geboren) sind wir nunmehr eine rundum glückliche Familie. Aus dieser Sicht kann ich mich sicher als „Wendegewinner“ fühlen, wobei mir aber immer bewusst bleibt, dass alles auch sehr viel anders hätte kommen können und keineswegs alles „schöner als früher“ ist.

Negative Erfahrungen im beruflichen Bereich

Als die entscheidendste negative Erfahrung nach der Wende habe ich die Veränderungen im beruflichen Bereich erfahren. Zwar bin ich zunächst von Arbeitslosigkeit verschont ge-

blieben, was mit damals 50 Jahren und angesichts unserer familiären Situation sehr wichtig war. Aber das neue Betriebsklima in dem mittelständischen Elektromechanik-Unternehmen, vormals eine PGH (Produktionsgenossenschaft des Handwerks), machte die Arbeit plötzlich zum Alptraum. Auch zu DDR-Zeiten gab es, auch wenn sicher vieles seinen eher lockeren „sozialistischen Gang“ ging, Termindruck und geforderte Leistung, nur steigerte sich dies unter der Leitung der neuen „Herren“ des Betriebes nunmehr zeitweise ins Unerträgliche.

Die einstigen Kollegen, die den Betrieb als GmbH übernommen hatten, verstiegen sich als neue „Arbeitgeber“ gegenüber ihren „Arbeitnehmern“ sogar dazu, Unterhaltungen am Arbeitsplatz zu verbieten. Es war also kein „Wessi“, der jetzt wie in vielen anderen Fällen für „frischen Wind“ sorgen zu müssen glaubte, sondern Leute „von uns“, mit denen man teils über Jahrzehnte beruflich und privat eng verbunden war – eine bittere Erfahrung

Entlassung fast dankbar in Kauf genommen

1993 nahm ich so die Entlassung aufgrund der Übernahme meiner Zeichnertätigkeit durch effektivere Computerprogramme fast dankbar in Kauf und verblieb bis zu meinem „offiziellen“ Rentnerdasein seit 1999 ohne weitere berufliche Tätigkeit. Mittlerweile bin ich bereit, mehr Verständnis für die unter ökonomischen Zwängen und hohem persönlichem Risiko agierenden „Neu-Kapitalisten“ aufzubringen. Dennoch bleibt die prägende Erfahrung, dass die Wende in einem der wichtigsten lebensweltlichen Bereiche, dem der täglichen Arbeit, eine ausgesprochen negative Veränderung gebracht hat.

Ich sehe heute in der Wende von 1989/90 auf das Ganze gesehen ein positives historisches Ereignis, das mir und meiner Familie viele Dinge ermöglicht hat, die sonst uner-

reichbar geblieben wären. Andererseits verbinde ich mit der DDR-Zeit glückliche Jahrzehnte meines Lebens im Elternhaus, im Betrieb, mit meinem Mann und meiner Familie. Sicher hat hierzu meine relativ „unpolitische“ Veranlagung beigetragen, die nie zu ernsthaften Reibungen mit der Staatsmacht führte. Und deren allgegenwärtigen ideologischen Beeinflussungsversuchen konnte man sich, soweit man nicht nach „Höherem“ strebte, durchaus weitgehend entziehen. Bei aller Dankbarkeit für die vielen neuen Freiheiten und bei aller Bewusstheit über den ideologischen Willkürcharakter der DDR, den ich selbst mit der verweigeren „höheren Bildung“ bitter habe zu spüren bekommen, empfinde ich die Wende so nicht als persönliche Befreiung aus einem unglücklichen „Leben in Ketten“.

Bisweilen fehlt mir auch der engere, herzlichere Zusammenhalt der Menschen, der wohl gerade in den spezifischen Bedingungen der einstigen Mangelgesellschaft und den Erfassungsversuchen durch Partei und Staat bedingt war. Das abwechselnde Schlangestehen der Kollegen beim Fleischer fürs Wochend-Schweinefilet, die „verordneten“, aber dennoch unvergesslichen Kulturveranstaltungen oder Ausflüge mit dem Betrieb. Vielen ehemaligen DDR-Bürgern fehlt wohl gerade das „Aufgehobensein“ im Kollektiv, auch wenn sich hier manches in der Rückschau erklären mag. Der förmliche Widerwille, mit dem ich nach der Wende meiner Arbeit im selben Betrieb nachging, dürfte kein Einzelfall einer solchen plötzlichen „Klimaveränderung“ gewesen sein – soweit der eigene DDR-Betrieb überhaupt die Nachwendezeit überlebte bzw. ein neuer Arbeitsplatz mit 50 Lebensjahren aufwärts noch gefunden wurde. Das Fazit mit Blick auf den persönlichen „Wendepunkt“ 1989/90 bleibt damit auch für mich als überwiegenden „Wendegewinner“ zwiespältig, liegen doch Licht und Schatten nah beieinander.

Jörg Roscher

Neue Identität durch die Kunst

Jörg Roscher:

Geboren am 11. November 1966 in Rudolstadt. Der Maler und Grafiker Roscher ist weitgehend Autodidakt, malt surrealistisch, arbeitet auch in Keramik und Bronze.

Jörg Roscher verließ nach der 9. Klasse die Schule, begann eine Ausbildung als Facharbeiter für Anlagen- und Gerätebau, holte den Abschluss der 10. Klasse nach, und später noch das Abitur. 1993 wurde er arbeitslos. Für einige Zeit war er danach noch auf dem Bau tätig, besann sich dann aber seiner künstlerischen Ader. Er absolvierte eine dreijährige Ausbildung zum Mediengestalter. Jörg Roscher ist seit dem Jahr 2000 als freischaffender Maler und Grafiker in Rudolstadt tätig.

Das Gespräch führte
Rainer Morgenroth

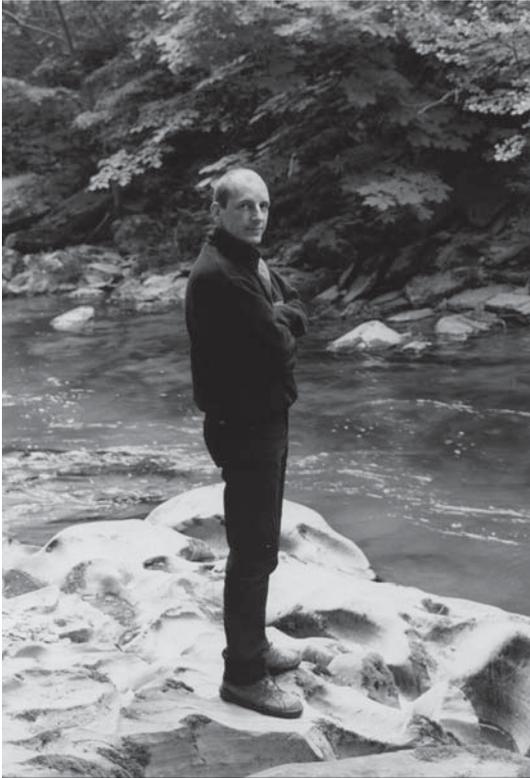
Zuerst reagiert Jörg Roscher skeptisch: „Meine Biographie veröffentlichen, mich zur Wende äußern, noch dazu gegenüber einem meiner ehemaligen Lehrer?“ Seine Erinnerungen an die Schulzeit sind nicht die Besten. Aber dann bricht das Eis schnell, als wir uns im Gespräch seinem Metier nähern: Der Kunst. Ich war auf Suche nach der Biographie eines Arbeitslosen und begegne einem Künstler. Der Maler und Graphiker Roscher ist weitgehend Autodidakt, malt vorwiegend surrealistisch, arbeitet auch in Keramik und Bronze. In seinen Bildern spürt er mit seinen Mitteln der Seele und dem Unterbewußten des Menschen nach, gibt Gefühlen und Empfindungen „Freigang“, zuweilen schreiend, zuweilen behutsam. In seinen Versuchen, das Men-

scheninnere sichtbar, assoziativ nachvollziehbar zu machen, strebt er wie so viele seiner Zunft Vollkommenheit an, wohl wissend um seine Grenzen. Doch er lässt sich von diesen ebensowenig beirren wie von der Arroganz manch akademischer Kollegen. In Fachkreisen ist er bekannt, anerkennende Rezensionen zu seinen Ausstellungen gab es in Berlin ebenso wie in Frankfurt oder Prag. Dass er mit seiner Kunst aktuell nicht reich wird, stört ihn nicht. Hat sie ihm doch eine neue Identität gegeben, ihm eine Welt eröffnet, zu der vor der Wende kaum Zugang war. Chemiarbeiter, arbeitslos, freischaffender Künstler, ein spannender Werdegang, den Jörg Roscher am besten selbst nachvollzieht.

Jörg Roscher über seinen Weg in der Wendezeit zur Kunst

Die Rückbesinnung auf Wende und Wiedervereinigung stimmt mich eher nachdenklich. Sicher ist da einerseits noch immer die Freude über dieses unerwartete Jahrhundertereignis, die Erinnerung an den Jubel der Menschen über ihre neu errungene Freiheit, die so plötzlich über sie kam, dass sie wohl keine Zeit hatten, sie begrifflich zu definieren oder zu verinnerlichen. Wollten sie das überhaupt? Die Jagd nach der DM und westlicher Lebensart allein war damit sicher nicht gemeint. Oder doch? Die ersten Wochen sah es augenscheinlich so aus. Die Kassen der grenznahen westlichen Supermärkte klingelten wie lang nicht mehr. War da auch ein Klang der Herzen? Ich glaube bei vielen bestimmt. Auch wenn dieser seither vom politischen Alltagsgeschrei übertönt wird.

Bewegt und in Bewegung gesetzt hat uns die Wende schon. Ob diese Bewegungen im-



mer dem rechten Weg folgen, wird die Zukunft erweisen. Gegenwärtig sehe ich da auch einige soziale Irrwege. Mir hat die Wende etwas Wichtiges gebracht – die Möglichkeit der freien Selbstbestimmung meines Lebens. Das ist schon sehr viel. Aber ist das auch alles? Mir wird klar, das Hinterfragen hat mich schon immer umgetrieben, seit meiner Kindheit. Selbst an die denke ich mit zwiespältigen Gefühlen.

Kindheit im beengten Wohnen in der „Platte“

Geboren bin ich am 11. November 1966 in Rudolstadt. Meine Mutter war Angestellte, mein Vater Arbeiter. Bis 1973 wohnten wir in Altschwarza, dann kamen wir in den Genuss einer Neubauwohnung. Vielleicht hat die SED-Mitgliedschaft meiner Eltern dazu beigetragen, denn die „Platte“ war gefragt. Trotzdem lebten wir beengt, da ich zwei Geschwister hatte. So war Streit um eigene Rückzugsmöglichkeiten vorprogrammiert.

Meine Schulbiographie scheint auf den ersten Blick normal für ein Kind staatstreuer El-

tern – Junger Pionier, Jugendweihe und FDJ. Geplant war sogar, und das nicht einmal gegen meinen Willen, eine Laufbahn als Berufssoldat mit 25 Jahren Verpflichtung. Aber das war nur der äußere Schein. In den oberen Klassen kam ich nicht mehr mit der Schule klar, und die Schule, besser die Lehrer, nicht mehr mit mir. In der 9. Klasse war Schluss, ich schmiss die Schule.

Was war passiert? Aus heutiger Sicht sehe ich es so. Zu Hause war es mir familiär zu eng, auch für gedankliche Freiräume. Und in der Schule war mir vieles zu blöd. Immer sollte Vorgefertigtes nachgebetet werden, vor allem in Geschichte, Deutsch und Kunsterziehung, von Staatsbürgerkunde gar nicht zu reden. Ich muckte auf, suchte nach anderen Wegen und stieß auf die christliche Jugend. Was mich dorthin zog, war zuerst nicht der Glaube, sondern Protest gegen alles Fertige, Geradlinige und gegen meine Eltern.

Ich schloss mich der Jungen Gemeinde Volkstedt an, nahm an Kirchentreffen sowie christlichen Werkstattwochen in Braunsdorf teil. Weltanschaulich war das noch nicht tiefgründig motiviert, aber ich konnte ich selbst sein. Dieses Anderssein wollte ich auch zeigen. Da kam, was kommen musste. Ich eckte dauernd an, zum Beispiel mit dem Aufnäher „Schwerter zu Pflugscharen“. Der „Staat“ in Gestalt des Schulleiters und eines Vertreters der Abteilung Inneres nahm sich meiner an. Ich sollte das Abzeichen selbst abtrennen oder man würde es mir abreißen. Sogar ein Messer wurde mir gereicht und allerhand Konsequenzen angedroht.

Die zog ich selbst, indem ich 1982 nach Klasse 9 die Schule verließ, um Ruhe vor weiterer Reglementierung zu haben. Damit erledigte sich auch das Kapitel Berufssoldat. Mit 16 Jahren tat ich dann schon aus pazifistischer Überzeugung kund, dass ich keinen Wafdienst leisten würde. Das blieb zum Glück ohne Folgen, denn bis zur Wende erhielt ich keine Einberufung.

Zurück zu 1982; da begann ich eine Ausbildung als Facharbeiter für Anlagen und Geräte (entsprach dem Instandhaltungsmechaniker) im VEB Transportgummi Bad Blan-

kenburg. Während dieser Ausbildung holte ich den Abschluss der Klasse 10 nach, später auch noch das Abitur über die Volkshochschule. Möglich wurde das, weil ich mich dem Klima eines Produktionsbetriebes anpasste. Hier wollten alle zuerst Geld verdienen, Störenfriede waren unerwünscht. Also gab auch ich äußerlich Ruhe. Das typische DDR-Nischen-Verhalten hatte auch mich eingeholt. Die nahmen mich sogar in die FDJ-Leitung des Betriebes.

1988 lernte ich meine erste Lebensgefährtin kennen. Nun wollte ich auch Geld verdienen, also hieß es, vorwärts kommen! Unsere Brigade trug den Namen „Ernst Thälmann“, sie rang um Auszeichnungen und Prämien. Weshalb sollte man sich solchen „Zugewinn“ entgehen lassen. Zumal sich zu Hause Nachwuchs einstellte und eine Wohnung ausgebaut wurde. Die stillgelegte Tischlerei des Großvaters meiner Partnerin wurde entrümpelt und in eigener Regie ausgebaut. Heimwerken heißt das heute, Eigeninitiative nannte man solches Schwarzbauen damals. Egal, jedenfalls habe ich der Familie zuliebe eigene Interessen und Gedanken zurückgestellt, mich eingefügt und angepasst. Ich wurde sogar im Herbst 1989 als Schichtführer eingesetzt, als ältere Leitungskader aus Angst vor Repressaliengerüchten ihren Hut nahmen.

Dabei hatte ich selbst schon lange gespürt, wie es mit der Wirtschaft bergab ging, auch in unserem Betrieb. Der hatte eine neue Anlage in Holland gekauft, aus einer Null-Serie. Diese sollte in eigener Pflege laufen, weil keine Devisen für Ersatzteile da waren. Sie lief nur sporadisch, genau genommen nie in Vollast. Oder es liefen hochstilisierte Sonderschichten, weil keine Lagerkapazität für unsere Grundstoffe aus Waltershausen vorhanden war. Die Masse musste also nach Anlieferung am Stück verarbeitet werden. Bis zu 50 Prozent Ausschuss waren am Ende die Folge. Auch der hochgelobte Arbeitsschutz der DDR war in den letzten Jahren ein Ammenmärchen. Giftige Gummizuschlagstoffe wurden per Hand verwoben. Atemschutzmasken wurden erst 1990 Pflicht. Ich habe also die Zeichen des Untergangs gesehen. Gemeckert haben

wir unter der Hand alle, getan nichts. Wie auch. Jedem war seine Existenzgrundlage wichtiger als sich Ärger mit dem Staat einzuhandeln. Und an den Untergang des Sozialismus hat keiner geglaubt. Reformieren konnte man nichts. Da schlug die Staatsmacht zu. Sollte man dafür Haus, Wohnung, Familienleben riskieren. Ich wollte es damals nicht.

Schabowskis Botschaft in Spätausgabe der Tagesschau gehört

Und dann doch überraschend die Wende. Ich hatte Spätschicht, als Schabowski seine sensationelle Botschaft verkündete, erfuhr es erst in der Spätausgabe der Tagesschau. Das ging schon unter die Haut. Meine erste Westreise habe ich aber erst nach drei Monaten unternommen. Das mag manchem heute komisch erscheinen, mir ging der Bestand des Betriebes damals vor. Aus reinen Vernunftmotiven. Wir hatten gleich Angst um unsere Arbeitsplätze. Es gab sofort spekulative Gedanken, ob wir das Werk im Ernstfall selber übernehmen sollten. Der Gedanke hat sich dann schnell in Luft aufgelöst.

Mir war übrigens – man möge mir verzeihen – das Massengeschrei nach der DM und „Wir sind ein Volk“ suspekt. Weshalb wollten die Menschen nicht etwas ganz eigenes. 40 Jahre verlogene Versprechungen der DDR-Führung hätten doch zur kritischeren Überprüfung der Ankündigung „Blühender Landschaften“ führen müssen. Aber alle warnenden oder zur Selbstbesinnung rufenden Stimmen wurden übertönt. Auflösung war im Betrieb gang und gäbe. Arbeiter kamen nicht zur Schicht, die NVA-Helfer trugen Zivil und verschwanden.

Der Betrieb produzierte recht und schlecht weiter. Bis die alte Leitung sich wieder an ihre Schreibtische traute. Ihnen war ja nichts passiert. Also wieder weiter wie gehabt, auch mit altem Kommando-Ton. Ich wurde als Schichtführer abgesetzt, es gab Streit zwischen den Arbeitern des neuen und des alten Werkes. Kollegiales Verhalten ging verloren in dieser „Rette-sich-wer-kann-Stimmung“! Das Altwerk wurde geschlossen und ich bekam 1993

Kurzarbeit „Null“, war damit de facto und dann ganz arbeitslos für ein halbes Jahr.

Danach arbeitete ich einige Zeit auf dem Bau, ironischerweise auch beim Abriss des Transportgummi-Werkes, in dem ich 13 Jahre tätig war. Es gab noch einen persönlichen „Abriss“ – die Trennung von meiner Lebensgefährtin.

Den Lebensplan überprüft und die Kunst neu entdeckt

Vielleicht war das ein Grund, meinen Lebensplan zu überprüfen, und ich besann mich meiner künstlerischen Ader. Schon in der Schule hatte mich das Fach Kunsterziehung sehr interessiert, war mir aber durch den sozialistischen Realismus vermiest worden, Kreativität war nicht gefragt. Ich war aber Stift, Pinsel und Farbe nie ganz untreu geworden und hatte in der Freizeit Autos bemalt oder Fassaden gestaltet. Nicht etwa illegal, sondern richtig mit Auftrag im Bekanntenkreis. Das wollte ich nun intensiver betreiben. 1999 bot sich dafür eine Chance. Ich konnte eine fast dreijährige Ausbildung zum Mediengestalter in Ilmenau absolvieren. Seit dem Jahr 2000 bin ich freischaffender Maler und Grafiker.

Meine künstlerische Arbeit konzentriert sich in erster Linie auf die klassischen Techniken, wie Ölmalerei und Zeichnungen. Der

Inhalt meiner Werke beschäftigt sich überwiegend mit symbolistisch-surrealen Themen, in deren Mittelpunkt der Mensch mit seinen unterdrückten bzw. unterbewussten Ängsten und Zwängen steht. Auch beschäftige ich mich in jüngster Zeit mit Photographik und Videoinstallation.

Ich kann davon leben, werde aber sicher damit nicht reich. Letzteres ist für mich nicht das Entscheidende. Die freie Selbstbestimmung meines Lebens, meines Schaffens geben mir innere Zufriedenheit und Sicherheit. Darin besteht für mich das schönste Geschenk der Wende und persönlicher Gewinn. Ich genieße diese Freiheit, die sich für mich nicht zuerst politisch definiert, sondern ganz individuell erlebbar ist. Sie hat mir ermöglicht, meinen Lebensentwurf und meinen Werkkatalog neu zu bestimmen. Ich denke weniger materialistisch als früher, verfolge nicht so sehr, was man kleinbürgerliche Ziele nennt.

Für mich ist wichtiger, mit mir selbst einig zu sein, sozusagen in mir selbst Ruhe, Kraft und Zufriedenheit zu suchen. Darin sehe ich das Bleibende und Erfüllende an der Wende. Umgekehrt sehe ich in der bloßen Übernahme der westlichen Werte eine verspielte Chance. Nichts war mit der Verwirklichung der basisdemokratischen Ziele der 1990er Jahre. Das macht mich ein wenig traurig – oder nachdenklich, wie ich eingangs sagte.

Udo Scheer

Der Preis für die Freiheit – er war vergleichsweise gering

Udo Scheer:

Geboren im Oktober 1951 in München, Studium von 1970 bis 1974 an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Abschluss als Diplom-Ingenieur, Beruf Konstrukteur.

Udo Scheer war Mitglied im 1975 verbotenen Arbeitskreis Literatur Jena. Die Veröffentlichung seiner literarischen Arbeiten wurde bis 1989 weitgehend verhindert. Das MfS befasste sich in mehreren „Operativen Vorgängen“ mit Scheer. Von 1990 bis 1993 war er Betriebsrat bis zur Liquidation der electronicon GmbH Gera. Seit 1993 ist er freiberuflicher Schriftsteller und Publizist. Von 1995 bis 2001 war Udo Scheer Vorsitzender der Geschichtswerkstatt Jena; er ist Mitglied im Autorenkreis der Bundesrepublik.

Im Jahr Zehn des Mauerfalls kam der Chefredakteur einer Zeitung auf die Idee, neben Erich Loest, Reiner Kunze, Utz Rachowski, Günter Ullmann auch mich um eine Gastkolumne, um eine kleine Bilanz zu bitten.

Wenn ich die verstrichene Zwischenzeit Revue passieren lasse: Was hat sich verändert? Unruhiger geworden ist es in Deutschland. Die Sozialgemeinschaft knirscht. Doch eine längst drängende Aufgabe – Arbeit in der postindustriellen Gesellschaft neu zu definieren, nutzbringende Tätigkeit für die Gemeinschaft aufzuwerten – steht weiter aus. So feiern auch im fünfzehnten Jahr des Mauerfalls Abenteuer Konjunktur. Vielleicht ist da ein Blick zurück nicht uninteressant:

Ein kostbares Gut

Aus einem kleinen Transistorradio hörten meine Frau und ich am 13. August 1989 vom

Massenansturm Ausreisewilliger aus der DDR auf die bundesdeutsche Botschaft in Budapest und von deren Schließung. Wir saßen vor unserem Bergzelt in der Niederen Tatra und machten etwas Urlaub von der wenig geliebten DDR. Ein paar Tage später durften gut 100 Botschaftsbesetzer in die Bundesrepublik. Eine der weltweit bestgesicherten Grenzen bekam Risse, wurde zur Farce. Was für ein Hochgefühl!

Vier Wochen später brachte die Grenzöffnung in Ungarn den dunkelhumorigen Österreichern einen neuen Volkssport ein: „Gehn mo' ma' DDR-Flüchtlinge schau!“

Weitere vier Wochen, und die Demonstration der 70 000 in Leipzig wurde zur Initialzündung. Mich trieb es zur „Friedensandacht“ in die Geraer Salvatorkirche, gut 1500 Menschen standen dicht an dicht bis zum Altar und auf der Empore. Unvermittelt traten Provokateure auf, vermutlich Staatssicherheit, alle in unscheinbar uniformen Lederjacken: „Los, zur Bezirksleitung! Wir wollen die munter machen!“ „Aufmischen!“ ... Die Stimmen, die instinktiv zur Besonnenheit riefen, waren stärker.

Tage später kamen aufgeregt Kollegen: Schlosser in einem Landmaschinenreparaturbetrieb hatten den Auftrag, Räumgitter an Mannschaftswagen der Bereitschaftspolizei zu montieren und darüber Mähmesser. Wir verlangten von Journalisten der SED-Bezirkszeitung, das öffentlich zu machen. Sie machten. Die Kollegen weigerten sich, Todesmesser gegen Demonstranten zu montieren ...

Es war wie ein Rausch. Das Kartenhaus der Diktatur fiel zusammen, und es floss kein Blut. Die Macher waren verschwunden, abgetaucht. Sie tauchten wieder auf als Immobilienmakler, als Verwalter, in Schaltstellen der



Arbeits- und Finanzämter, als Managementberater... Allein die Treuhandanstalt rekrutierte 70 Prozent ihrer Mitarbeiter zur Abwicklung der DDR-Wirtschaft aus ehemaligen sozialistischen Kadern. Die taten das Gewünschte, verwandelten das Land in einen riesigen Markt. Westliche Glücksritter, Banken, Unternehmen machten ihren Schnitt. An den Kosten trägt die gesamte deutsche Gesellschaft, an der unverhältnismäßigen, demütigenden Arbeitslosigkeit vor allem der Osten.

Das war der Preis für die Freiheit. Dennoch ist er vergleichsweise gering, gemessen an den vorbereiteten Isolierungslagern in der DDR, 1988 für 87 000 potentielle Staatsfeinde, die im Krisenfall festzusetzen seien.

Wir wussten nichts von der Möglichkeit der Staatssicherheit, Tollwutviren, toxische und radioaktive Stoffe gegen politische Gegner – auch in der Bundesrepublik – einzusetzen.

Wahrheit lässt sich nicht dauerhaft unterdrücken. Jetzt wirkt auch der unerhörte Krebstod des 1977 ausgebürgerten Menschenrechtlers und Schriftstellers Jürgen Fuchs als Wahrheitsbeschleuniger, Pfarrer Matthias Storck sagte in seiner Trauerrede: „Jürgen hegte die Vermutung, seine Krankheit sei nicht gottgewollt, sondern von Menschenhand gemacht.“ In der Vergangenheit ermittelten Staatsanwaltschaften trotz Anzeigen nicht. Jetzt hat die Gauck-Behörde eine „Sonderrecherche“ veranlasst.

Das wurde möglich, weil es die Proteste und einen Hungerstreik von Bürgerbewegten, unter ihnen Jürgen Fuchs, 1990 fertig brachten, das weltweit einmalige Offenlegen der Stasi-Archive gegen den Willen der Bundesregierung durchzusetzen.

Der Wert des freien Wortes, des Austausches, des streitbaren Diskurses ist unschätzbar. Zehn Jahre nach dem Ende der DDR-Diktatur ist das ein beeindruckender Moment: Nicht nur im Kalender beginnt ein neues Millennium. Es beginnt auch ein neues europäisches Zeitalter mit einer Währung, mit einem gemeinsamen Wertesystem, dem besten Schutzfaktor für das kostbare Gut Demokratie.

(Erschienen in Frankenpost, 4. September 1999; In: „Zeitrisse. Einwüfe Eingriffe Gespräche Geschichten“, Geest-Verlag 2003)

Dagmar Schipanski

Es muss weniger Bürokratie geben und mehr Visionen

**Professor Dr. Ing. habil.
Dagmar Schipanski,
Präsidentin des Thüringer
Landtages**

Geboren 1943 in Sättelstädt, zwischen Eisenach und Waltershausen. Ihr Vater, ein evangelischer Pfarrer, ist 1944 gefallen. Dagmar Schipanski ging in Ilmenau zur Schule, legte das Abitur ab und heiratete dort. In Magdeburg studierte sie Physik und schaffte in der DDR auch ohne Parteibuch die seltene Karriere bis zur außerordentlichen Dozentin. Nach 1990 zur Professorin berufen wurde Dagmar Schipanski zur Dekanin, später zur Rektorin an der TU Ilmenau gewählt. Nach ihrer Kandidatur zur Bundespräsidentin war sie Thüringer Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kunst.

Das Gespräch führte
Dr. Juliane Rauprich

Geboren wurde Dagmar Schipanski am 3. September des Kriegsjahres 1943 in dem kleinen Dorf Sättelstädt zwischen Eisenach und Waltershausen. Ihr Vater, Pfarrer der evangelisch-lutherischen Kirche, ist im darauf folgenden Jahr 1944 gefallen. Auch nach dem Tod des Vaters lebte sie mit ihrer Mutter bis 1949 weiter auf dem großen Hof der Großeltern mütterlicherseits in Sättelstädt.

In dem Jahr heiratete die Mutter einen kaufmännischen Angestellten aus Ilmenau, der in der dortigen „Sophienhütte“ Prokurist war. Man zog nach Ilmenau um, ohne die enge Verbindung zur Verwandtschaft in Sättelstädt aufzugeben. 1950 wurde der Bruder geboren, die Mutter arbeitete nun als Lehrerin für Stenographie. „Ich schreibe heute

noch alles in Stenographie mit, wenn ich mir schnell etwas notieren muss.“ Ihr Elternhaus habe sie als ein ganz normales bürgerliches Haus erlebt, wie es in diesen Nachkriegsjahren so untypisch auch in der DDR nicht war.

„Sehr prägend war bei uns die starke Orientierung auf die Pflichterfüllung. Das hatte schon in der frühen Kindheit angefangen in Sättelstädt bei den Großeltern. Wenn wir zum Beispiel in den späteren Jahren in jedem Urlaub dorthin gefahren sind, da hat mein Großvater immer mit Schmunzeln gesagt: ‚Da kommen ja die ausgeruhten Kräfte aus der Stadt‘. Er war ein Bauer von echtem Schrot und Korn und auch so etwas wie ein Patriarch in unserer Familie.“ Über die Geschichte der Großeltern ist die junge Dagmar auch zeitig mit den Repressalien des SED-Regimes in Berührung gekommen. Die Großeltern waren nach den damaligen Maßstäben als „Großbauern“ eingestuft worden. Der Großvater, der von 1949 bis 1953 ehrenamtlicher Bürgermeister des Dorfes war und vorher noch für die Liberal Demokratische Partei im ersten Thüringer Landtag saß, wurde vor dem 17. Juni 1953 ins Gefängnis geworfen. Auf ihn wartete ein Prozess wegen „nicht erfülltem Ablieferungssoll“. Im Ergebnis des Volksaufstandes wurde er frei gesprochen und kam auch auf freien Fuß. Diese Erhebung, so Dagmar Schipanski heute, sei ein wahrer Glücksfall für ihren Großvater gewesen, dem sonst wie so vielen anderen vor ihm eine längere Haftstrafe sicher gewesen wäre.

Das Christentum gibt den inneren Halt

Nein, als Pfarrerstochter – wie so oft in den Medien kolportiert – habe sie sich nicht ver-

standen. Allerdings sei auch ihre Mutter tief gläubig, so dass die christlichen Bindungen von Kindheit an organisch gewachsen wären: „Es ist das Christentum, das auch mir die innere Unabhängigkeit und den inneren Halt gibt.“

1962 hat Dagmar Schipanski in Ilmenau ihr Abitur abgelegt. In der 11. Klasse hatte sie hier den Mann ihres Lebens kennen gelernt, mit dem sie bis heute glücklich verheiratet ist: „Meine Familie hatte und hat für mich immer einen riesengroßen Stellenwert!“ Tigran Schipanski, in der DDR als Diplom-Ingenieur im VEB Werk für Technisches Glas Ilmenau tätig, ist seit 1990 Erster Beigeordneter des Landrats im heutigen Ilmkreis. Die Schipanskis, bei öffentlichen Anlässen meist mit beiden Müttern präsent, haben drei Kinder: eine Tochter und ein Sohn wurden als Zwillinge 1976 geboren, eine Tochter folgte 1981. In Ilmenau und darüber hinaus ist das Haus der Familie als „offenes Haus“ bekannt – immer sind neben wechselnden Familienmitgliedern auch in- und ausländische Gäste gern gesehen. Kochen und Hausarbeit sind weder für Dagmar noch für Tigran Schipanski Fremdworte.

Über ihre Zeit an der Erweiterten Oberschule in Ilmenau sagt die Wissenschaftlerin und Politikerin im Nachgang: „Ich war immer sehr breit gefächert was meine Interessen anging. Bis zur 12. Klasse war ich auch mit Leidenschaft im Laienspiel unserer Penne. Theaterwissenschaft stand als Studienwunsch sogar ganz weit oben eine Zeit lang. Lehrer wollte ich nicht werden – das waren treue Staatsdiener. Jura kam auch nicht in Frage – Juristen mussten absolut systemtreu sein. Da blieb dann als Studienwunsch eigentlich nur etwas Naturwissenschaftliches, weil das ideologiefrei war.“

Distanz zum SED-Staat durch das Eingebettet-Sein in die Kirche

Zum SED-Staat habe sie schon durch ihr Eingebettet-Sein in die Kirche eine deutliche innere Distanz entwickelt. Sehr spät ist Dagmar Schipanski in die Pionierorganisation eingetreten. Diese Mitgliedschaft wiederum war für



die Aufnahme in die Freie Deutsche Jugend nötig, jene wiederum galt als Sprungbrett für den Besuch einer Erweiterten Oberschule und das Ablegen des Abiturs in der DDR. Das Leistungsniveau war eher sekundär in jener Zeit. 1958 jedoch kam trotzdem ein Schock: Der Oberschulbesuch wurde abgelehnt. Familie und soziale Herkunft waren nicht der Garant für Linientreue. „Das hat für meine beruflichen Ambitionen im Grunde das Ende bedeutet; ich habe dann zunächst Stenotypistin gelernt.“ Durch den Mut der Verzweiflung, die der Stiefvater an den Tag legte, gelang dann doch noch der Besuch der EOS. In der Ilmenauer „Sophienhütte“ war eine politische „Agit-Prop-Veranstaltung“ (die Arbeiter sollten von den neuen Errungenschaften des Sozialismus mit Agitation und Propaganda überzeugt werden). In dieser Runde sprachen Funktionäre auch darüber, dass im Sozialismus jeder das Recht auf Bildung habe. Dagmar Schipanskis Stiefvater entgegnete damals: „Obwohl ich eine Staatsratseingabe gemacht habe, wurde meiner Tochter genau dieses Recht auf Bildung verwehrt. Im letzten Regime ist es mir wegen jüdischer Verwandter verwehrt worden –

das neue Regime verwehrt es meiner Tochter aus politischen Gründen.“ Der Mut trug Früchte, aber: „Als ich auf der Erweiterten Oberschule war und auch danach – da habe ich mich nie wieder öffentlich gegen etwas geäußert. Ich war nun immer einfach still, wenn es um Politisches ging. Bei der FDJ habe ich einfach mitgemacht.“

Physik war etwas, wo die Jungen meinten, sie hätten ein Monopol

Schon in ihrer Jugend, so Dagmar Schipanski, habe sie öfter Kontakt mit ausländischen Studenten der Ilmenauer Technischen Hochschule gehabt. Auch habe damals an der EOS ein Professor der Hochschule über Halbleiter referiert. So sei ihre Liebe zu diesem Fachgebiet zeitig geweckt worden. Und noch etwas anderes hat hinsichtlich der späteren beruflichen Ausrichtung eine Rolle gespielt: „Physik war etwas, wo die Jungen meinten, sie haben ein Monopol darauf. Das war eine Herausforderung für mich!“ Von 1962 bis 1967 hat Dagmar Schipanski Angewandte Physik an der Technischen Universität „Otto von Guericke“ in Magdeburg studiert. Danach war sie bis 1985 zunächst Assistentin, später Oberassistentin an der Technischen Hochschule Ilmenau. 1972 folgte ein Zusatzstudium am Institut für Halbleiter der Akademie der Wissenschaften in Novosibirsk. Die Promotion auf dem Gebiet der Festkörperelektronik folgte 1976, die Habilitation auf dem gleichen Gebiet 1985. Auch in der Geschichte der DDR-Naturwissenschaft und Technik gab es sehr wenig Frauen, die so weit auf dem akademischen Weg gekommen sind, zumal, wenn es sich nicht um Mitglieder der SED handelte. 1985 wurde Dagmar Schipanski auch außerordentliche Dozentin. Die Berufung zum Professor für Festkörperelektronik allerdings kam erst 1990 – nach der Wende.

Gefragt nach ihren Gefühlen gegenüber dem Staat DDR fasst Professor Schipanski ihre Sicht so zusammen: „Mir war schon tief in DDR-Zeiten klar: Von diesem Staat bekomme ich meine Rente einmal nicht.“ Nein, einen Ausreiseantrag hat die Familie nie gestellt.

„Das hätte ich aber sofort getan, wenn meine Kinder in Schule und Studium benachteiligt worden wären.“ Aber eigentlich habe das Politische keine vordergründige Rolle für sie gespielt, spielen können: „Ich hatte in dieser Zeit drei kleine Kinder und war mit dem Alltäglichen mehr als genug beschäftigt.“

Im Sommer 1989 seien eine Ungarin und vier Russen zu Gast im Hause Schipanski gewesen. „Wir haben in dieser aufregenden Zeit aber nicht an die Wende, wie sie dann erfolgt ist, gedacht.“ Urlaub gemacht hätte die ganze Familie im Juli und August in Novosibirsk, ihrem alten Studienort. Dort habe man auch Mitglieder der ehrwürdigen Akademie der Wissenschaften besucht: „Wir wollten unbedingt Gorbis neue Sowjetunion kennen lernen!“ Genau in die Zeit des Schipanski-Urlaubs sei damals ein großer Streik der Arbeiter am Donbass gefallen. Der wesentlich kürzer geplante Urlaub hätte in der Folge fünf Wochen gedauert: „Wir waren in dieser Zeit Jäger und Sammler geworden – nach allem, von allem. Nun muss man wissen, dass alles, was sich in der Sowjetunion ereignete, etwa ein bis zwei Jahre später auch bei uns in der DDR auf der Tagesordnung stand. Das war erfahrungsgemäß einfach so. Wir haben uns in diesem Sommer 89 entsetzt gefragt, was denn werden würde, wenn dieses unsagbare Chaos, das wir jetzt erleben mussten, auch zu uns käme?! Wir waren sehr, sehr hoffnungslos.“

Das war ein Befreiungsschlag!

Wieder zu Hause in Ilmenau haben dann auch die Schipanskis im Fernsehen die Öffnung der ungarischen Grenze gesehen: „Das war ein Befreiungsschlag!“ Noch heute erinnert sich Dagmar Schipanski an jenen Ilmenauer, der in die Kameras der westlichen Welt sagte: „Nun kann der Störmer [Wolfgang Störmer; damals Erster Sekretär der SED-Kreisleitung Ilmenau, J.R.] seinen Dreck alleine machen!“

Im darauf folgenden Herbst hat Dagmar Schipanski immer wieder Kontakt zu Kollegen der Akademie der Wissenschaften der DDR in Berlin gehalten. Dort habe es schon im Herbst

ganz bemerkenswert offene Wandzeitungen gegeben. Ihre eigene Stimmung und die in der Familie habe in diesen Monaten zwischen Hoffnung und Resignation geschwankt, „aber wir sind irgendwie immer auf dem Boden der Realität geblieben. Ich wusste: wie bei Gorbis kann es hier nicht werden. Wir würden etwas völlig anderes brauchen. Aber die Zeit, um das zu kommunizieren, die war damals noch nicht reif.“

In Ilmenau eskalierte die Situation dann, wie in anderen Städten der untergehenden DDR auch, in der Nacht vom 6. auf den 7. Oktober 1989. Damals wurden Jugendliche nach einem Disko-Besuch in der Festhalle der Stadt von „Sicherheitskräften“ misshandelt und „zugeführt“. Dagmar Schipanski: „Dieses Ereignis habe ich, genau wie so viele hier auch, ganz bewusst wahrgenommen und reflektiert. Es waren ja unsere jungen Leute, unsere Kinder, die den realen Sozialismus in aller Brutalität erleben mussten!“ Als die Demonstrationen begonnen hatten, war auch Dagmar Schipanski bei jeder dabei. Und auch, wenn es bis zum Jahresende mitunter 20.000 Demonstranten geworden waren – selbstverständlich war das Mitgehen gerade am Anfang nicht in einer überschaubaren Provinzstadt. Sie erinnert sich heute, dass sie die russischen Freunde, die damals bei ihr daheim als Gast waren, mit zu den Demos nahm.

Wir wollten unbedingt raus aus der Enge

„Der eine Freund hat mich ganz frustriert gefragt: Wofür geht ihr eigentlich auf die Straße? Ihr habt ein Haus. Ihr habt drei gesunde Kinder. Die Arbeit, die ihr habt, macht euch Spaß.“ Schipanskis Antwort und auch ein Erklärungsversuch heute: „In der russischen Mentalität hat der Freiheitsbegriff niemals eine übergreifende Rolle gespielt. Wir aber, wir wollten unbedingt raus aus der Enge, der Unfreiheit. Wir wollten die Freiheit!“ Allerdings, so Dagmar Schipanski über diese Wochen im Herbst 89: „Natürlich hatten wir alle auch Angst vor einer chinesischen Lösung.“

An eine Reformierbarkeit des DDR-Systems

habe sie niemals geglaubt: „Das System war in sich selbst so marode, das war kein Sozialismus, das war eine Diktatur.“ Als dann die Losung wechselte von „Wir sind das Volk“ zu „Wir sind ein Volk“, das sei für sie schon überraschend gekommen. Aber: „Ich wusste schon, dass es der einzig richtige und gangbare Weg sein würde. Allerdings habe ich schon ganz beizeiten gesagt, dass ein vereintes Deutschland nicht mit der alten Bundesrepublik identisch sein würde.“

Geändert hat sich das Leben von Professor Dagmar Schipanski nach 1990 gravierend. Die Berufung zur Professorin blieb nicht die einzige berufliche Herausforderung und Würdigung: 1990 bis 1993 war sie Dekanin der Fakultät für Elektrotechnik und Informationstechnik an der TH Ilmenau; 1994 folgte das Amt der Prorektorin für Bildung, 1995 bis 1996 wurde sie zur ersten Rektorin der 1992 zu einer Universität gewordenen Ilmenauer Einrichtung gewählt.

Den Wissenschaftsrat erheblich geprägt

Ganz erheblich geprägt hat Professor Dagmar Schipanski den Wissenschaftsrat der Bundesrepublik Deutschland, dem sie von 1992 bis 1998 angehörte und deren Vorsitzende sie von 1996 bis 1998 war. Ihre Mitgliedschaften in nationalen und internationalen Gremien füllen inzwischen mehrere Seiten Papier. Deutschlandweit bekannt wurde sie spätestens seit dem Zeitpunkt, als die beiden Unionsparteien CDU und CSU die damals noch parteilose Wissenschaftlerin zur gemeinsamen Kandidatin für das Amt des Bundespräsidenten vorschlugen. Der Ausgang der damaligen Wahl ist bekannt, jedoch würde Dagmar Schipanski gerade auch diese Zeit keinesfalls missen wollen. Herausforderung, Anstrengung und Weiterentwicklung haben sich, wie so oft in ihrem Leben, die Waage gehalten. Diese Kandidatur war zugleich der Beginn der eigentlichen politischen Laufbahn der Physikerin, die sich ihre Spuren schon als Wissenschaftspolitikerin verdient hatte. Wenn sie sich an diese aufregende Zeit

im Herbst/Winter 1989 und dann an den Frühling 1990 erinnert, dann fällt ihr etwas ein, das damals ganz klar als Maxime vor ihr stand: „Vom ersten Moment der Wende an habe ich mir gesagt, dass ich nie mehr schweigen werde. Nie wieder wollte ich mich selbst abseits stellen, mich verleugnen. Damit diese gesellschaftliche Veränderung unumkehrbar bleiben möge, habe ich mich voll und ganz zur Verfügung gestellt. Natürlich war mein Engagement mit meiner Familie immer beraten und abgestimmt. Allein schafft man das alles sonst wohl kaum.“

Über neue Hochschulstrukturen verständigen

Der Start des wissenschaftspolitischen Engagements von Professor Schipanski begann wie so oft in dieser Zeit in der Noch-DDR an einem Runden Tisch. Bei ihr war es jener der Technischen Universität in Ilmenau. Hier bestand die Kernfrage für sie und das Motiv, aktiv mit zu gestalten darin, sich über die neuen und notwendigen Hochschulstrukturen zu verständigen. Hier sei ihr sehr zugute gekommen, dass sie schon als ganz junge Wissenschaftlerin bei den Professoren Eberhart Köhler [der erste Rektor der Technischen Hochschule Ilmenau nach der Wende, J.R.] und Helmut Reimer selbständig Projekte mit der Wirtschaft leiten musste.

Über die Zeit unmittelbar nach der Wende sagt Dagmar Schipanski rückblickend: „Das war überhaupt die kreativste Zeit! Wir haben die Dinge eben nicht blind 1:1 nachgemacht, sondern haben alles für uns hier geprüft, haben eigene Varianten gefunden. Es war aber auch eine schwierige Zeit dahingehend, dass eine fachliche und persönliche Evaluierung für die Mitarbeiter der Hochschule stattfinden musste, für die eine Weiterbeschäftigung anstand. Diese persönlichen Gespräche waren oft genug auch menschlich schwierig und mitunter sogar schmerzlich. Urteile über Menschen sind nie leicht. Sie sollten es zumindest nicht sein. Interessant dabei war damals, dass bei den Bewertungen der Wissenschaftler an der TH untereinander die als unauffällig be-

kannten Leute in der Bewertung eine Null bekamen, dass die negativen und die positiven Bewertungsspitzen tatsächlich mit den Menschen, die im Blickfeld waren, korrespondierten. Die Maßstäbe für die Personalkommission und für die Berufungskommission haben wir uns damals auch selbst erarbeitet.“

Auf dem Feld der Wissenschaft ist Professor Schipanskis Resümee durchweg positiv: „Die Überführung der Wissenschaftslandschaft ist sowieso der gelungenste Teil der deutschen Vereinigung.“

Erheblich kritischer wird Schipanskis Bewertung auf dem Feld der im weitesten Sinne sozial-politischen Vereinigung: „Ein riesiger Fehler war die Übernahme der ganzen bürokratischen Routine der alten Bundesrepublik. Das Abschütteln des Alten verlief ja hier bei uns grandios! Aber für den Neuaufbau hätte ich mir mehr kreative Hilfe aus den alten Ländern gewünscht.“ Zugleich warnt Dagmar Schipanski vor einseitigen Schuldzuweisungen, vor reflexhaften und platten Lösungen. Auch wenn in jenen bewegten Monaten im Grunde gar keine tief greifenden Diskussionen über das Pro und Kontra des Weges zur Vereinigung möglich gewesen seien (die außenpolitische Entwicklung insbesondere in der Sowjetunion würde heute gerne vergessen bei kritischen Bewertungen), hätten sich dennoch „einmalige Perspektiven“ für das Deutsche Volk aufgetan: „Die Einheit ist das Wunder meines Lebens! Weil es so ein unerwartetes Ereignis war, deswegen nenne ich es ‚Wunder‘. Es hat mein Leben völlig umgekrempelt. Man sollte doch bedenken, dass wir Menschen sind, die sich aus der Eingeschlossenheit befreit haben.“

Kein glücklicher Umgang mit der DDR-Vergangenheit

Natürlich sei es inzwischen völlig offensichtlich, dass ein Unrechtsregime wie die DDR letztlich nicht mit Mitteln des Rechtsstaates abzulösen oder gar „aufzuarbeiten“ sei. Über die Bewertung derartig tiefer Zäsuren müsse man schon anders nachdenken: „Wir reden ja auch nicht von einer ‚Revolution‘, sondern

von einer ‚Wende‘.“ Der Umgang mit der DDR-Vergangenheit sei insgesamt nicht sonderlich glücklich und gescheit gewesen. Wichtig ist es Professor Schipanski in diesem Zusammenhang deutlich zu sagen, dass „immer nur gewissermaßen Stasi zentriert geblickt und bewertet wurde. Die Rolle der SED blieb so weitgehend im Schatten der öffentlichen Aufmerksamkeit. Und da die Medien ja damals und auch heute noch sehr von Journalisten der alten Bundesländer dominiert sind, da kann ich nur sagen, dass diese uns oft viel zu wenig zuhören. Der Lernprozess muss schon beidseitig sein.“

Die übergreifend positive Sicht und Einschätzung der Deutschen Vereinigung will Dagmar Schipanski jedoch so akzentuieren, dass die gemeinsame Herausforderung für die Deut-

schen in den alten und in den jungen Bundesländern im Vordergrund stehen möge! „Es muss viel weniger Bürokratie geben, viel mehr lokale Bezüge auch des politischen Handelns, viel mehr Visionen, warum etwas wie getan wird. Bisher jedoch wird viel zu oft mit dem reinen, quasi ungetrübten Bürokratenblick geschaut. Das kommt der Mentalität hierzulande schon oft entgegen, denn die Deutschen neigen dazu, die Eigenverantwortung ganz schnell abzugeben. Aber wenn der Einzelne – sei es in Ost oder sei es in West – mit seinen Ideen gefragt ist, sich einbringt, wenn die Verwaltungen weg von einer Sicht ‚Was kann ich verhindern?‘ hin zu einer Handlungsweise ‚Was kann ich befördern?‘ kommen, dann sind wir Deutschen auf einem guten Weg.“



Reinhard Schramm

Das langsame Bröckeln der Zuversicht in den Sozialismus

**Prof. Dr. Ing. habil.
Reinhard Schramm:**

Geboren ist er 1944 in Weißenfels. Seine Mutter war Jüdin, sein Vater Nichtjude. Er überlebte, weil der Vater ihn und seine Mutter vor der Deportation bewahren konnte.

In Polen studierte er Elektrotechnik, lernte dort seine Frau kennen. Nach dem Studium war er an der TH Ilmenau tätig, wurde dort zum Professor berufen. Er war stellvertretender Leiter eines Instituts, das nach 1990 abgewickelt wurde, dessen Kernkompetenzen aber in das neu gegründete Patentinformationszentrum-Online-Dienste der TU Ilmenau (PATON) einfließen, das er bis heute leitet. Reinhard Schramm ist stellvertretender Vorsitzender der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen.

Das Gespräch führte
Dr. Juliane Rauprich

Der Professor und stellvertretende Vorsitzende der Jüdischen Landesgemeinde in Thüringen wurde 1944 in Weißenfels geboren. Seine Mutter, die 1990 in Ilmenau verstorben ist, war die einzige Überlebende der Shoá in ihrer Familie. Der Vater von Professor Schramm war Nichtjude, hielt trotz Diskriminierung und enormer beruflicher Benachteiligung zu seiner jüdischen Ehefrau und dann auch zu seinem kleinen Sohn, im Nazijargon ein „Halbjude“. Damit konnte er beide vor der Deportation letztlich bewahren. Sein Vater starb schon 1948. Weil seine Familie auf seine Mutter reduziert war, formuliert Professor Schramm heute rückblickend: „Meine Familiengeschichte hat mich mehr als alles andere geprägt. Meine Mutter hat wenig erzählt

aus dieser Zeit. Aber an manchen Tagen war sie ganz, ganz still, hat geweint. Durch mein bohrendes Fragen später wusste ich dann, dass jemand von den ermordeten Verwandten Geburtstag gehabt hätte – oder Sterbetag. An Weihnachten oder an anderen Festtagen, wo die Familien meiner Schulkameraden zusammen kamen und feierten, da waren bei uns nur meine Mutter und ich in meiner frühen Kinderzeit. 1955 hat meine Mutter wieder geheiratet, 1957 zogen wir nach Ilmenau um. Als ich 15 Jahre alt war, da habe ich meine erste Wandzeitung in der Schule gemacht über die Judenverfolgung im Nationalsozialismus. Mit 17 war ich FDJ-Sekretär an meiner Schule und habe den damaligen Landesrabbiner Dr. Riesenburger eingeladen, vor Obereschülern in Ilmenau zu sprechen.“

Familienschicksal prägte Weltanschauung

Professor Schramm war also schon von seiner Mutter, die der Roten Armee die Erlösung von der ständig präsenten Deportationsdrohung verdankte und die sich nach 1945 deutlich und überzeugt für die sozialistische DDR und auch für die SED engagierte, politisch stark geprägt. Im Versteck gerettet wurden Reinhard Schramm und seine Mutter von einer kommunistischen Familie. Dabei blieb aber sowohl für die Mutter als auch für den Sohn immer auch eine differenzierte Betrachtung wichtig: Selbst in der Nazizeit habe es anständige und mutige Menschen gegeben, quer durch alle politischen Richtungen. Diese um Abgewogenheit und Fairness bemühte Haltung hat sich der heutige Leiter des „Patentinformationszentrum und Online-Dienste“ an der Technischen Universität Ilmenau erhalten:

„Es geht nun mal nicht zu sagen, SED gleich SED, Stasi-Leute gleich Stasi-Leute, Nazis gleich Nazis.“

Von einer religiösen Prägung im Sinne des Judentums kann Schramm nicht sprechen. Zwar sei die Familie der Mutter durchaus religiös gewesen, aber diese Familie gab es nach 1945 ebenso wenig wie eine jüdische Gemeinde in Weißenfels bzw. Ilmenau. Außerdem habe die Mutter am Ende der Shoá auf dem Standpunkt gestanden, dass es Gott nicht geben könne, wenn er eine solche Katastrophe zugelassen habe. Und wenn es ihn denn geben sollte, dann sei er ein Gott der Nazis. Antireligiös allerdings sei seine Mutter auch nicht geworden.

Als Schüler hatte Reinhard Schramm sehr gute Leistungen, war in der FDJ aktiv und immer politisch sehr interessiert. Sein Judentum habe er nicht versteckt, aber auch nicht vor sich her getragen. Probleme deswegen hätte es nicht gegeben. Interessiert in fachlicher Hinsicht habe ihn schon in jungen Jahren die Elektrotechnik: „Außerdem habe ich geglaubt, dass die Technik was Wichtiges für die Gesellschaft ist. Und eine spezielle Begabung konnte ich nicht an mir entdecken. Dann hat mich auch mein Wunsch, mal ins Ausland zu kommen, etwas gelenkt. Ich habe an der Arbeiter- und Bauernfakultät in Halle Abitur gemacht, 1962 bis 1963 in Łódź Polnisch gelernt und bis 1969 in Gdansk Elektrotechnik studiert.“ Während des Studiums hat Schramm 1966 geheiratet – eine Polin, die noch gar nicht so lange auch die deutsche Staatsbürgerschaft hat. Die promovierte Architektin mit eigenem Büro in Ilmenau war im Sprecherrat des NEUEN FORUM sehr aktiv.

Traditionellen Antisemitismus in Polen verspürt

Reinhard Schramm hat in der Volksrepublik Polen sehr deutlich den dort traditionellen Antisemitismus gespürt. Versteckt habe er sein Judentum aber auch dort nicht. Der so genannte Sechstagekrieg 1967 hätte damals sowohl in Polen – aber auch in der DDR – antizionistische Propaganda stark wieder aufle-



1966 heirateten Barbara und Reinhard Schramm während des Studiums.

ben lassen. 30 000 Juden wären damals aus Polen emigriert. Das alles hat Schramm deutlich registriert – das Ausbluten der zahlenmäßig sowieso schon kleinen jüdischen Gemeinden in der DDR 1952/53 nach deutlichen antisemitischen Signalen aus der Partei- und Staatsführung war für den Jungen natürlich noch kein Thema. In seiner Studienzeit habe er eine jüdische Kommilitonin gehabt: „Wir haben so etwas wie eine Schicksalsgemeinschaft gespürt in jener Zeit in Polen.“

1967/68 ist Reinhard Schramm Kandidat der SED geworden, weil „ich gedacht habe, der Sozialismus in der DDR sei besser als der in Polen beispielsweise. Ich habe an einen Erfolg dieses Sozialismus geglaubt. Mir war schon klar, dass es in der DDR Antizionismus gab. Aber in Antisemitismus ist der nicht umgeschlagen.“

An die Reformierbarkeit des Sozialismus generell hat Professor Schramm eigentlich bis 1989/90 geglaubt. Trotzdem sei er – erneut im Wesentlichen über die Situation seiner eigenen Familie, die drei Kinder umfasst – nicht unkritisch gewesen in der DDR. An vier Punkten macht er das Bröckeln seiner Zuversicht im Konkreten fest: 1. Während der

„Polenkrise“ 1978 bis 1981 seien die antipolnischen Ressentiments sehr stark wieder aufgelebt, salonfähig geworden in der DDR. Polen, auch seine polnische Ehefrau und er, seien zunehmend und deutlich ausgegrenzt worden. „Da hat sogar meine Mutter zum ersten Mal gezweifelt und gesagt, dass sich diese Leute wie die Nazis verhalten würden.“ 2. Die Ausweisung des Liedermachers Wolf Biermann, die Probleme, die Stefan Heym in der DDR bekommen hat, „da war ich als Jude ganz persönlich betroffen.“ 3. „Ich hatte erfahren, dass in Bulgarien die türkische Minderheit bulgarische Namen annehmen musste. Die Assoziationen zum Nationalsozialismus drängten sich förmlich auf. Mein Protest dagegen, den ich in der Hochschulzeitung veröffentlichen wollte, wurde nicht veröffentlicht.“ 4. Als der Aufstand der chinesischen Studenten auf dem Platz des „Himmlischen Friedens“ blutig und brutal niedergeschlagen wurde, da seien Chinesen mit Pappschildern um den Hals durch die Gegend getrieben worden – „wie im Nationalsozialismus!“

Schmerzhafter Verlust von Illusionen über den Sozialismus

Dass die Schramms vom Theaterkreis, wo ja auch Professoren-Kollegen verkehrten, ausgeladen worden sind während sich Solidarnosc zur realen Gefahr für den realen Sozialismus entwickelte, das hat Reinhard Schramm und auch seine alte Mutter sehr getroffen. Die Antennen von ihr seien noch immer sehr fein gewesen. Gleichgesetzt haben weder sie noch er die Nazidiktatur mit der DDR, aber wesentliche Illusionen und ein Stück Glaube an den Sozialismus waren schon abhanden gekommen.

Und dann kam noch die schwere Zeit mit dem 1968 geborenen Sohn, der wegen „versuchter Republikflucht“ zweimal in DDR-Knästen landete. Insbesondere mit ihm und mit seiner Frau hatte Professor Schramm die härtesten DDR- und Sozialismus-Kritiker in der eigenen Familie. An der gegenseitigen Toleranz und am starken Zusammenhalt hat das allerdings nie gerüttelt. „Marek war auch

in der Schwarzen Pumpe inhaffiert. Er weigerte sich, dort für diesen Staat zu arbeiten, drohte mit Selbstmord, war stark gefährdet. Ich habe, wie meine Frau auch, an Honecker ein Gnadengesuch geschrieben, meine Frau zusätzlich an Jaruselski. Sie hat sogar mit dem Papst gedroht. Von vielen meiner Genossen, aber auch von parteilosen Kollegen und manchen Bekannten wurden die Verhaftungen meines Sohnes gleichgültig zur Kenntnis genommen oder als Schande eingestuft. Mein Posten als stellvertretender Institutsdirektor war ebenso weg wie der Leistungszuschlag. Die Arbeit aber habe ich behalten dürfen. Es gab viele unsägliche ‚Gespräche‘ mit der Parteileitung, mit dem Kaderleiter der Hochschule. Und dann, als Marek endlich frei gekauft worden war, da hat er im Zug nach Westen ohne Geld gesessen und die Mitfahrenden um bissel Geld für ein Telefonat zu uns gebeten. Dafür hat er seine Armbanduhr angeboten. Nach einer Stunde (!) gab ihm jemand etwas...“

Während Ehefrau und großer Sohn niemals an eine Reformierbarkeit des Sozialismus als System glaubten und das auch deutlich artikulierten, hat sich Reinhard Schramm noch ein ganzes Stück an seine früh geprägten Hoffnungen geklammert: „Ich hatte gedacht, es seien genug kluge Leute in diesem System, die neue Wege beschreiten würden. Ich habe mir eine Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft dahingehend vorgestellt, dass klugen Leuten eine Chance gegeben werden sollte, dass Kritik und Selbstkritik zur Normalität würden und ohne Strafe blieben, dass Leistungen gefordert und gefördert würden. Die sozialistischen Ideen habe ich im Kern für tragfähig gehalten – unabhängig von Deformierungen durch den Stalinismus.“ Die zunehmend auch für ihn offensichtlichen Fehler im System (oder des Systems) habe er verdrängt. Oder er sah sie kategorisch als nicht systemimmanent und vorübergehend an: „Ich habe immer das an politischen Sachen gemacht, was ich aus den Erfahrungen meiner Familie heraus glaubte, machen zu müssen. Mir ging es zum Beispiel näher, dass Globke in der Bundesrepublik Staatssekretär wurde, als dass ich mich über die antizionisti-

sche Haltung der DDR-Regierung aufregte. Der Sozialismus gefiel mir als Ziel. Ein Honecker & Co. hat mich nicht beeindruckt und von diesem Glauben abgebracht. Es ist doch ein Glaube, oder?!“

Zur Wende hatten alle drei Kinder verschiedene Staatsangehörigkeiten

1989 habe er schon gedacht, dass die alte DDR in irgendeiner Form am Ende wäre. Seine ganz große Hoffnung indes hätte darin bestanden, dass nun die Familie wieder zusammen kommen könne. Alle drei Kinder der Familie hatten zur Wende eine verschiedene Staatsangehörigkeit: Marek lebte nach seinem Freikauf als Werkzeugmacher in Ingolstadt und war Bundesbürger; die 1974 geborene Tochter war DDR-Bürgerin; der jüngere Sohn (Jahrgang 1980) war polnischer Staatsbürger. Professor Schramms Ehefrau war schon seit der Polenkrise der Meinung, dass die Familie in der DDR nicht sicher sei, deswegen erhielt dieser Sohn die Staatsbürgerschaft seiner Mutter. „Ich habe damals an eine andere, sehr menschenfreundliche und weltoffene DDR geglaubt. Meine Ideen und Ideale wären gerettet gewesen und meine Familie auch. Meine Frau hatte übrigens schon 1987 gesagt, dass es eine Wiedervereinigung geben wird. Meine Reaktion darauf damals lässt sich denken...“

Nicht nur familiär, auch beruflich hatten die Wiedervereinigung und die Umstellung der gesamten Lebensverhältnisse erhebliche Einwirkungen auf Reinhard Schramm. Das Hochschulinstitut, an dem er beschäftigt war, wurde abgewickelt. Professor Schramm setzte sich in diesen Monaten stark dafür ein, dass der Patentbereich wieder neu entstehen konnte. Die Abwicklung des Instituts INER (Institut für Informationswissenschaft, Erfindungswesen und Recht) hat Schramm als Fehler angesehen, weil es in seinen Augen ein nützliches Institut war. Schmerzlich sei das alles gewesen. „Ich sah das zunächst auch gar nicht als berechtigt an. Im Nachhinein aber sage ich heute, dass wir die Chancen genutzt haben, weil mit der Abwicklung ja nicht die Aufgaben



gleich mit beseitigt waren.“ Seit 1992 ist Professor Reinhard Schramm Leiter des PATON (Patentinformationszentrum und Online-Dienste). Dieses zentrale Universitätsinstitut ist offizielles Patentzentrum und Annahmestelle für Patente, Gebrauchsmuster, Marken- und Geschmacksmuster des Freistaates Thüringen.

Von der SPD erst ausgeladen, dann wieder eingeladen

Aus der SED ist er nach dem Mauerfall ausgetreten. Ende 89 hat Reinhard Schramm ein „Luxemburg-Forum“ gegründet, wo er Mitstreiter unter dem in der DDR besonders verfeimten Motto „Die Freiheit ist immer auch die Freiheit des Andersdenkenden“ versammeln wollte. Eigentlich habe er dann Anfang 1990 eigentlich in Ilmenau die SDP (später SPD) mitgegründet. Weil es aber laut Beschluss keine ehemaligen SED-Mitglieder in deren Reihen geben sollte, sei er zunächst wieder „ausgeladen“ worden. „Als sie zwei Jahre später sagten, du kannst wiederkommen, da habe ich das eben gemacht. Wahlfunktionen erspare ich mir, denn ich würde mich da mehr engagieren, als ich es verkraften kann bei allen anderen Anforderungen und Funk-

tionen.“ Dazu zählt sein Amt als stellvertretender Vorsitzender der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen. Diesen Kontakt hatten er und seine Mutter 1987 wieder aufgenommen. Da sei er eigentlich zu seinen Wurzeln zurückgekehrt, weil er gespürt habe, dass der Sozialismus nicht wie von ihm geglaubt die Antwort auf den Antisemitismus war. „Damals war die Jüdische Gemeinde für mich der Ort, wo Deutsche zusammen waren, denen ihre jüdische Herkunft etwas bedeutete. Meine Mutter und ich wollten teilhaben am jüdischen Leben. Und heute, wo ich mich als eine Art Mittler zwischen den wenigen deutschstämmigen und den relativ vielen aus der GUS kommenden Juden sehe, da liegt ja mit dem Entstehen solcher gewachsenen jüdischen Gemeinschaften in Deutschland, in Thüringen auch ein gutes Resultat der Wende vor.“ Eine Wiedervereinigung hätte er 89/90 nicht ge-

wollt. Das sei gefühlsmäßig und aus seiner Familiengeschichte begründet gewesen. „Ich hätte ein entmilitarisiertes Deutschland bevorzugt, wenn es denn zur Vereinigung kommt. Das hätte aus der NATO und aus dem Warschauer Pakt heraus gemusst. Ein neutrales Deutschland, das aus seiner historischen Verantwortung heraus viel für die Welt tun kann. Solche Gedanken gab es bei mir schon 1988. Heute sage ich, dass ein Deutschland im vereinten Europa keine Gefahr mehr ist für die Welt. Und mit dem Blick auf alle Völker denke ich schon, dass es auch ein Stück Gerechtigkeit für alle Deutschen bedeutet, dass es so gekommen ist.“

Klar, man hätte mehr machen können aus der Wiedervereinigung, wenn man selbstkritischer gewesen wäre. „Aber wenn man sich als Sieger fühlt, dann stellt man seine Methoden nicht in Frage...“

Andrea Schulz

Wir haben gelernt, flexibel zu sein und unsere Chancen zu nutzen

Andrea Schulz:

Geboren 1973 in Saalfeld. Bis zur 8. Klasse Schulbesuch in der Polytechnischen Oberschule Könitz, danach bis zum Abitur in der EOS Lobenstein

Andrea Schulz absolvierte nach der Schule eine Ausbildung zur Versicherungskauffrau. Sie arbeitete in Leipzig und belegte daneben ein Studium zur Versicherungsfachwirtin. Die Chance, innerhalb des Versicherungsunternehmens den Ort zu wechseln, nahm sie wegen der besseren Bedingungen gern an. Nachdem sie schon nach der Berufsausbildung ihre Heimat in Richtung Leipzig verlassen hatte, zog Andrea Schulz im Jahr 2002 mit ihrem Ehemann nach Köln. Beide haben sich eingelebt und fühlen sich dort wohl.

Die Wende erlebte ich ein Jahr vor meinem Abitur. Damit stand ich plötzlich in einer doppelten Umbruchsituation. Da war einerseits der schnelle Zusammenbruch der DDR, dessen politische Begleiterscheinungen die Einstellung auf immer neue Situationen forderten. Zum anderen stand plötzlich die Frage meiner Lebensplanung ganz neu, denn die bisher als selbstverständlich erwartete Abfolge von Abitur, Studium sowie die anschließende, staatlich garantierte Berufslaufbahn waren in Frage gestellt. Wie und wofür entscheiden? Was ist sicherer? Eltern und Lehrer konnten keinen eindeutigen Rat geben, da auch sie vor einer neuen Situation standen. Ich habe mich für die nach meinem Dafürhalten sicherste Variante entschieden und eine Berufsausbildung gewählt, die ich bis heute für richtig befinde.

Mittlerweile lebe ich bedingt durch die zunehmend angespannte Situation auf dem Ar-

beitsmarkt gemeinsam mit meinem Mann seit Januar 2002 in Nordrhein-Westfalen. Unsere Heimat Thüringen mussten wir allerdings schon einige Jahre vorher verlassen, als wir in Leipzig mit unseren beruflichen Tätigkeiten begonnen haben. Weshalb sich für mich mit Gedanken an die Wende nicht nur positive, sondern auch zwiespältige Empfindungen einstellen, kann der Leser sicher besser nachvollziehen, wenn er mich ein Stück auf meinem Lebensweg begleitet.

Der Start in das Berufsleben erfolgte in Leipzig

Geboren wurde ich 1973 in Saalfeld. Nachdem ich bis zum 8. Schuljahr die POS „Werner Seelenbinder“ in Könitz im heutigen Landkreis Saalfeld-Rudolstadt besuchte, wechselte ich 1987 zur EOS „Arthur Becker“ in Lobenstein (heute Saale-Holzland-Kreis) und war dort vier Jahre im Internat. Nach bestandenerm Abitur begann ich in Gera und Saalfeld eine Ausbildung zur Versicherungskauffrau. Nach erfolgreichem Abschluss war eine Übernahme in die Firma nur am Standort Leipzig möglich. So begann mein Berufsleben in Leipzig, verbunden mit dem Verlassen meiner Heimat, in der ich eine unbeschwertere und glücklichere Kindheit verbracht habe, unabhängig von jeder Polemik zur Frage DDR.

Mit einem halben Jahr kam ich in die Kinderkrippe. Direkt neben der Arbeitsstätte meiner Mutter, dem Porzellanwerk Könitz, und nicht weit von unserer Wohnung in der AWG (Arbeiter-Wohnungsbaugenossenschaft) war dies auch organisatorisch kein Problem. Die Arbeitszeiten meiner Mutter waren entsprechend kinderfreundlich gestaltet. Daher blieb viel Zeit für die Familie. Mit drei Jahren be-

suchte ich dann den Kindergarten, ebenfalls direkt im Ort. Plätze in Kinderkrippen und -gärten waren immer ausreichend verfügbar. Unsere Eltern brauchten sich deshalb keine Gedanken um freie Plätze oder finanzielle Belastungen zu machen. Durch die gezielte Organisation der Betreuung, die schon bei den Kleinsten begann, wurde nach meinem Empfinden schon frühzeitig ein Gemeinschaftssinn bei Kindern entwickelt. Möglicherweise wurde dies durch die ländliche Umgebung gefördert.

Auch während der anschließenden Schulzeit war für die Betreuung der Kinder nach der Schule gesorgt. Es gab die Möglichkeit, den Hort zu besuchen, wo unter fachlicher Aufsicht z.B. gemeinsam die Hausaufgaben erledigt werden konnten oder die Kinder ganz einfach ihre Freizeit zusammen verbrachten. Später gab es die Verpflichtung, nach dem Unterricht an einer Arbeitsgemeinschaft (z.B. AG Foto, AG Kunst) oder Sportgemeinschaft (z.B. Handball, Bogenschießen) teilzunehmen. Zur Erntezeit wurden außerdem Einsätze auf den Kartoffelfeldern erwartet, wo man sich auch etwas Geld verdienen konnte.

Als Kind hat man diese Pflichten teilweise als lästig empfunden. Aus heutiger Sicht betrachtet finde ich es durchaus positiv, so wie es war. Zum einen waren die Kinder auch nach der Schule mit sinnvollen Tätigkeiten beschäftigt. Manch einer hat auch dadurch gewisse Talente in sich entdeckt oder diese wurden von Lehrern entdeckt und gezielt gefördert. Zum anderen wurde man darauf vorbereitet, dass man häufig Verpflichtungen nachgehen muss, auch wenn man keine Lust dazu hat.

Schöne Erinnerungen an das Bogenschießen

Bei mir war es so, dass ich durch die Verpflichtung, sich in einer Arbeits- oder Sportgemeinschaft zu engagieren, zum Bogenschießen kam. Träger des Vereins war damals die Betriebssportgemeinschaft „BSG Stahl Maxhütte“, die sämtliches Sportmaterial sowie das Veranstellen von Heimturnieren und Fahrten zu auswärtigen Wettkämpfen finanzierte. Eine



finanzielle Belastung für unsere Eltern gab es daher nicht.

Schon bald entdeckte ich, dass ich ein gewisses Talent zum Bogenschießen hatte und wurde in die Gemeinschaft integriert. Gemeinsam erlebten wir viele Wettkämpfe im ganzen Land, wie Spartakiaden und DDR-Meisterschaften sowie kleinere internationale Wettbewerbe in Polen. So kann ich auf viele schöne Erinnerungen und Erfahrungen zurückblicken.

Auch in der Schule wurden Schüler mit besonderen Talenten (z.B. Naturwissenschaften, Sport, Sprachen) systematisch gefördert. Dies begann mit Teilnahmen an speziellen Kreis- bzw. Bezirkssolympiaden und später mit der Unterstützung beim Wechsel zu weiterführenden Schulen. So wurde mir damals empfohlen, meinen Bildungsweg auf einer EOS mit dem Schwerpunkt Fremdsprachen fortzusetzen.

Ich entschied mich, ab der neunten Klasse in die EOS nach Lobenstein zu gehen. Die Woche über wohnte ich dort wie die meisten meiner Mitschüler in dem zur EOS gehörenden Internat. Die Kosten für die Unterkunft und die Heimfahrten waren so gering, dass sie keine Belastung darstellten. Hier war der gesamte Tagesablauf organisiert und vom Un-

terricht geprägt. Zunehmend wurden politische Inhalte zum Thema, angefangen bei den Unterrichtsinhalten bis hin zum Alltag im Internat. Der Geschichtsunterricht behandelte jetzt intensiv die Zeit ab 1945, dazu kam der Staatsbürgerkunde-Unterricht. Auch in anderen Unterrichtsfächern konnte man die versteckte politische Einflussnahme erkennen. Hinzu kam das gezielte Heranführen an das Thema „Zivilverteidigung“ durch sehr reale Übungen in Uniform.

Im Internat waren westliche Radiosender verboten, was regelmäßig von den Erziehern und bestimmten älteren Mitschülern kontrolliert wurde. Das Engagement in der Freizeit wurde nur so lange gefördert und geduldet, wie es in ein vorgeschriebenes Schema passte. So wurde die Gründung unserer Tanzgruppe von der Schuldirektorin unterbunden. Es wurden gezielt Gerüchte über uns verbreitet, und nach mehreren unangenehmen Aussprachen haben wir unsere Gruppe aufgelöst. Dabei hatte das Ganze unsererseits mit politischer Kritik an der DDR nichts zu tun. Wir hatten nur nach Musik tanzen wollen, die uns gefiel.

Gespannte Atmosphäre zum 40. Jahrestag der DDR

Erst im Sommer 1989, als Ungarn die Grenzen zu Österreich öffnete, wurden wir auf die möglichen sich anbahnenden Veränderungen aufmerksam. Eine unserer Mitschülerinnen hatte damals ebenfalls das Land zusammen mit ihren Eltern verlassen. Im Internat wurden ihre persönlichen Sachen einfach weggeschafft, und in der Schule wurde das Thema für uns nicht ausreichend besprochen.

Bei den Feierlichkeiten zum 40. Jahrestag der DDR in Berlin, an denen ich mit einigen Mitschülern teilnahm, herrschte eine besonders gespannte Atmosphäre. Dass auch hier wie so oft Manipulationen erfolgten, konnte man später an den Fernsehbildern sehen. Die deutlichen Sympathiebekundungen für Michael Gorbatschow und seine Politik wurden nicht gezeigt. In der Folgezeit nahmen wir die Ereignisse mit großem Interesse wahr. Auch im Unterricht ging man mehr und mehr darauf

ein. Damals, als Jugendliche im Alter von 16/17 Jahren, konnte ich mir noch keine konkreten Vorstellungen davon machen, wie sich die politischen Veränderungen auf meine persönliche Situation auswirken könnten. Zunächst war es erst einmal aufregend, über die bisherige Grenze zu fahren. Von den sich nun bietenden Konsummöglichkeiten und der grenzenlosen Fülle des Warenangebotes war ich total überwältigt. Doch würden wir dieses vielfältige Angebot auch irgendwann nutzen können?

Schnell verflieg die erste Euphorie und es stellte sich die Frage, wie die weitere Zukunft aussehen soll. Bisher hatte für mich festgestanden, dass ich nach dem Abitur ein Studium aufnehme. Doch nachdem die Währungsunion hinter uns lag und das Abitur immer näher rückte, war ich mir nicht mehr so sicher. Es stellte sich die Überlegung, ob es nicht besser ist, wenn ich zunächst einen Beruf erlerne. So hätte ich zumindest eine abgeschlossene Ausbildung, wenn es mit dem Studium nicht klappt oder etwas dazwischen kommt. Erstmals waren wir gezwungen, uns mit dem Thema Zukunftsangst auseinander zu setzen.

So begann ich also nach dem Abitur mit meiner Ausbildung zur Versicherungskauffrau. Nachdem diese problemlos begonnen hatte, fing das Versicherungsunternehmen an, nach und nach Standorte zu schließen. Mein Ausbildungsort wechselte von Saalfeld nach Weimar und dann weiter nach Gotha und später nach Erfurt. Auch für meine Eltern war die Folgezeit nicht einfach. Die Aussichten für ihre berufliche Tätigkeit waren sehr schlecht und es zeichnete sich ab, dass es keine berufliche Perspektive mehr gibt.

So gab es für mich kein langes Zögern, als mir eine Übernahme nach der bestandenen Berufsausbildung in Leipzig angeboten wurde. Gemeinsam mit meinem jetzigen Mann, der damals gerade die Berufsausbildung und den anschließenden Zivildienst beendet hatte, entschied ich mich für den Neustart in Leipzig.

In Leipzig fand ich schnell einen guten Einstieg in mein neues Team. Meine damalige Gruppenleiterin unterstützte mich und ermög-

lichte mir durch ihr entgegengebrachtes Vertrauen weitere Qualifikationen in der Firma. Nebenberuflich absolvierte ich ein Studium zum Versicherungsfachwirt. Mein Mann fand in Leipzig schnell den Einstieg in eine Elektroinstallationsfirma. Bedingt durch die sich ergebende Krise am Bau wurde er später immer häufiger zu Montageeinsätzen in den alten Bundesländern herangezogen. Die Suche nach einer Anstellung in Leipzig blieb erfolglos.

In Köln eine neue Heimat gefunden

Da ich die Möglichkeit hatte, in eine andere Niederlassung zu wechseln, entschlossen wir uns, gemeinsam in die alten Bundesländer zu ziehen. Nur so war es möglich, wieder gemeinsam eine Zukunft zu planen. Leicht fiel uns diese Entscheidung nicht, da uns nach sieben Jahren Leipzig ganz schön ans Herz gewachsen war. Außerdem war da diese Ungewissheit, wie man wohl aufgenommen wird in der neuen Heimat, immerhin hatten wir da schon manch Negatives von Bekannten ge-

hört. Doch unsere bisher gesammelten Erfahrungen mit Leuten aus den alten Bundesländern ließ uns hoffen. Und wir wurden auch nicht enttäuscht. Von Problemen zwischen Ost und West haben wir weder hier noch woanders bisher etwas mitbekommen. Es liegt wohl auch mit an der Mentalität der Menschen im Rheinland. Es ist ganz einfach egal, wo man herkommt. Schade, dass es nicht überall so ist. Inzwischen fühlen wir uns sehr wohl hier und haben ein gutes Verhältnis zu Nachbarn und Kollegen und haben auch neue Freunde.

Hätte sich unsere Lebensplanung unter DDR-Bedingungen erfüllt, dann wären wir heute vielleicht nicht so weit entfernt von Familie, Freunden und Heimat. Dafür würden uns aber die Chancen zu freier Selbstbestimmung fehlen. So haben wir uns dazu entschlossen, gewisse Einschränkungen für eine einigermaßen gesicherte Zukunft in Kauf zu nehmen. Sicher ist das nicht immer einfach, aber die Alternativen wären mit noch schwer wiegenderen Entbehrungen verbunden gewesen. Im Gegensatz zu früher, als uns ein bestimmter Weg vorgegeben war, haben wir gelernt, flexibel zu sein und jede sich bietende Chance zu nutzen.

Cornelia Sirch

„Du schaffst das schon“

Cornelia Sirch:

Geboren im Oktober 1966 in Jena, wuchs Cornelia Sirch in Erfurt auf.

Sehr früh ist sie als „Wasserratte“ aufgefallen und wurde als Schwimmtalent entdeckt. Sie absolvierte die Kinder- und Jugendsportschule Erfurt und schloss eine Ausbildung zur Maßschneiderin an. Daneben nahm das Training für den Leistungssport breiten Raum ein. Die sportlichen Erfolge stellten sich für Cornelia Sirch ein. Sie wurde unter anderem Weltmeisterin, Europameisterin, stellte einen Weltrekord auf und erkämpfte Medaillen bei Olympischen Spielen. Den Entschluss, die Karriere als Schwimmerin zu beenden, fasste sie noch vor der Wende. Heute ist sie Schwimmlehrerin mit zwei Trainerlizenzen.

Das Gespräch führte
Rainer Morgenroth

Wo interviewt man eine Schwimmweltmeisterin? Natürlich in einer Schwimmhalle. Klingt doch ganz einfach – oder? So dachte ich auch, als mir diese Aufgabe kurzfristig angetragen wurde. Während der Fahrt zum Gesprächstermin überfielen mich bange Gedanken und kleinlauten Fragen: Worauf habe ich mich da eigentlich eingelassen? Wie sollte ich mit einer international erfolgreichen und medien erfahrenen Leistungssportlerin ins Gespräch kommen, sie für unser Anliegen gewinnen. Ich war ja nicht nur laienhafter Interviewer, nein auch die Welt des Leistungssports ist mir völlig fremd. Wie sollte ich da einen Zugang, eine Brücke finden? Zudem war mir, abgesehen von einem tabellarischen Internet-Ausdruck mit ausgewählten Fakten zur Er-

folgsbilanz der Schwimmerin, der ehemaligen Welt- und Europameisterin Cornelia Sirch, nichts über meine Gesprächspartnerin bekannt.

Weshalb ich dem Leser meine Unsicherheit und mein diffuses Unbehagen hier so nachdrücklich ausbreite, hat seine besondere Bewandnis und zwar darin, dass alle meine Berührungspunkte in Sekundenschnelle hinwegewischt waren, als ich Cornelia Sirch gegenüber saß. Sie begegnete mir wohlthuend locker, aufgeschlossen und selbstbewusst. Da war nicht die Weltmeisterin vom Siegerpodest herabgestiegen, da saß mir eine sympathische, ganz natürlich und entwaffnend offen reagierende junge Frau gegenüber, die sich nach wenigen Erklärungen auf mein Anliegen einließ, obwohl sie selbst nur vage darüber informiert worden war, worauf unser Gespräch abzielte. Und wider Erwarten macht sie es mir leicht, mit ihr ins Gespräch zu kommen. Schnell spüre ich, diese selbstsichere Frau lebt im Hier und Heute, sie weiß, was sie will, spricht ohne Selbstgefälligkeit über ihre sportliche Karriere, verweist mit verhaltenem Stolz auf ihre Erfolge, die sie zugleich auch als wichtigen, aber vergangenen Lebensabschnitt abhakt. Natürlich streift unser Gespräch die gerade laufenden Olympischen Spiele. Ich erfahre viel über Verzicht und Quälerei, die Leistungssportler auf sich nehmen, um auf den Punkt genau Höchstleistungen abzurufen und um Medaillen zu kämpfen. Sie reflektiert Bilder und Stimmungen, vermag Freude und Enttäuschungen viel besser nachzuvollziehen als ich.

Zum Stichwort Doping, das derzeit in den Medien wieder verstärkt für Aufregung sorgt, will sie sich in diesem Rahmen nicht äußern. Das hat sie vor Fachgremien bei der Evalu-



ierung des DDR-Leistungssportes ausführlich getan. Zugleich verweist sie auf die Tatsache, dass sportliche Höchstleistungen seit Langem nicht mehr ohne ausgeklügelte medizinische Begleitung möglich sind und nur in der Verantwortung der Fachverbände sauber geregelt werden können.

Ebenso selbstverständlich spricht sie über Privilegien, die Leistungssportlern der ehemaligen DDR eingeräumt wurden. Sie sieht diese als äquivalente Gegenleistung des Staates für die Bereitschaft der Sportler, einen Großteil ihres Lebens einer sportlichen Karriere unterzuordnen, deren Erfolge auch der staatlichen Repräsentation dienen.

Cornelia Sirch verweist sogleich auf die Vergänglichkeit sportlicher Erfolge, und unser Gespräch orientiert sich rasch wieder an der Gegenwart. Wir reden über Spitzen- und Breitensport, seine gesunderhaltende und erziehungswirksame Bedeutung und landen im Bereich Schule und Bildung. Hier wünscht sie sich mehr Realitätssinn, höhere Wertschätzung von Disziplin und Leistung sowie klarere Bildungskonzepte. Bei der Bestellung dieses Aufgabenfeldes möchte sie irgendwie mitwirken. Sie tut es eigentlich schon, denn sie ist auf Umwegen zurückgekehrt zu ihrem Metier, jetzt als Schwimmlehrerin und Jugend-

trainerin. Hier fühlt sie sich wohl, fühlt sich bestätigt, will etwas bewirken. Hier ist auch der Punkt des Gespräches, an dem sich meine Überzeugung verfestigt – diese Biographie dürfen wir unseren Lesern nicht vorenthalten. Denn ihr Lebensweg und ihre Grundeinstellungen zeigen exemplarisch, wie wichtig Lebensbejahung, Zielstrebigkeit und der Wille zur Selbstverwirklichung für die Bewältigung von persönlichen und gesellschaftlichen Umbruchsituationen sind. Mein Wunsch verstärkt sich, als ich Cornelia Sirch nach dem Interview nochmals im Foyer der Schwimmhalle sehe. Sie wird von vielen Jugendlichen freudig angesprochen, unterhält sich angeregt mit ihnen, hört ihnen aufmerksam zu. Im Weggehen denke ich, diese junge Frau ist hier richtig, ist angekommen. Aber auf welchen Wegen, das mag sie den Lesern selbst darstellen.

Wie ein schwimmtechnischer Begriff politische Bedeutung erlangte

Meine Biographie mit dem Wendebegriff in Zusammenhang zu bringen, fällt mir nicht leicht. Denn Worte wie Wende und sich oder etwas wenden sind typische Beispiele für die unserer Sprache oft eigene Vieldeutigkeit. Vom Richtungswechsel über völlige Umkehr bis zur Umwälzung können wir mit diesem Wort im entsprechenden Kontext vielerlei ausdrücken. So war die Wende für mich einmal nur ein schwimmtechnischer Begriff. Mit den Ereignissen des Jahres 1989 hat es eine ganz neue Bedeutung erhalten, ist ein politischer Begriff für Umbruch und deutsche Einheit geworden. Für mich hatte der Wendebegriff aber schon 1988 eine ganz private Bedeutung. Zumindest sehe ich es jetzt so. Denn in diesem Jahr beendete ich meine leistungssportliche Karriere. Den Entschluss zu dieser Entscheidung hatte ich bereits zwei Jahre zuvor gefasst, weil ich mich zunehmend ausgepowert fühlte, nicht mehr mit einer Leistungssteigerung rechnete und auch nicht nach unten durchgereicht werden wollte. Mit dem Weltmeistertitel 1986 in Madrid sah ich den Höhepunkt meiner Laufbahn erreicht

und den Moment für einen Abschied im Erfolg als gegeben. Außerdem lag dazwischen der Boykott der Olympischen Spiele von Los Angeles durch den Ostblock 1984. Wir hatten uns intensiv darauf vorbereitet, waren 1983 zu Vorwettkämpfen in den USA, um die Sportstätten kennen zu lernen und stellten das gesamte Trainingsprogramm auf diese Spiele ab. Und dann das Aus. Ein Außenstehender wird kaum ermessen können, was das für nominierte Sportler bedeutet. Selbst mit Wörtern wie niederschmetternd, enttäuschend oder demotivierend kann ich meinen damaligen Gefühlszustand nur unzureichend beschreiben. Die bei den in Moskau angesetzten Gegenspielen erzielten Platzierungen belegten den Motivationsabbau der gesamten Mannschaft. Auch deshalb sollte nach dem Comeback von 1986 eigentlich Schluss sein.

Aber ich beugte mich schließlich den logischen Argumenten des Verbandes, der mich nicht im Olympiazzyklus gehen lassen wollte. So verschob ich meinen Rücktritt bis zum Ende der Olympischen Spiele von 1988 in Seoul, wo ich zu meiner großen Freude zwei Bronzemedailles über 100 Meter und 200 Meter Rücken erringen konnte. Nun konnte ich auch mir selbst gegenüber mit ruhigem Gewissen in ein neues, ganz privates, völlig selbstgestaltetes Leben eintreten. Aber: Denkste! Ich habe ein ganzes Jahr zur Neuorientierung gebraucht, um mich selbst zu finden. Ich merkte, dass ich eigentlich keinen klaren Lebensentwurf hatte, keine festen Ziele. Die Berufsausbildung musste beendet werden oder auch nicht? Ich spielte auch mit dem Gedanken, mich zur Fahrlehrerin ausbilden zu lassen. Es stand zugleich die Frage, ob ich in Erfurt bleibe oder wegziehe. Für letzteres war ich zu bodenständig, fühlte mich in der Erfurter Region gebunden oder war ich zu ängstlich? Ich weiß es nicht mehr.

Es wurde ein schweres Jahr. Ich durchlebte sozusagen eine ganz persönliche Wende. Schließlich habe ich doch meine Berufsausbildung als Maßschneiderin abgeschlossen. In dieser Zeit habe ich auch meinen Lebenspartner gefunden und eine Familie gegründet

(1992 wurde mein Sohn Tom geboren). Das hat mich persönlich stabilisiert, und es begann wirklich ein neuer Lebensabschnitt, vor allem deshalb, weil ich seitdem mein Leben selbst gestalte. Dies war entsprechend meiner Entwicklung bis dahin zuweilen anders, wenn ich in meine Kindheit und Jugend zurückblicke.

Schon in der ersten Klasse als „Wasserratte“ aufgefallen

Ich stamme aus so genannten einfachen Verhältnissen, meine Eltern waren Arbeiter und vorwiegend in der Gastronomie beschäftigt. Durch ihre Tätigkeit blieb dienstbedingt wenig Zeit für mich und meinen älteren Bruder. Aber gleichzeitig war ihr Beruf sozusagen Schuld für meine spätere sportliche Laufbahn. Denn meine Eltern betrieben zeitweise die Gaststätte im Erfurter Nordbad. Dort entwickelte ich mich zur Wasserratte, bereits ab der 1. Klasse. Das fiel auch in der Schule auf. Über das damalige Sichtungssystem wurde ich entdeckt, ins Trainingszentrum überwiesen, dort gefördert und zur Kinder- und Jugendsportschule (KJS) delegiert. 1977 bis 1986 war ich in der Schwimmklasse der KJS Erfurt. Von den anfänglich 24 Klassenkameraden blieb ich als einzige am Ende übrig. Damit wird dem Leser klar, wie hart auf viele Mitschüler die Unterordnung ihres Lebens unter den Leistungsanspruch gewirkt hat. Viele haben resigniert, aus mangelnder Leistung oder wegen der hohen Forderungen die Schule verlassen.

Ich war zum Glück keine Internatsschülerin und konnte nicht zuletzt durch die Geborgenheit in meiner Familie die Belastungen gut verkraften. Natürlich gab es auch bei mir Gefühlsschwankungen, besonders in der Zeit der Pubertät. Denn ich war als Kind relativ schüchtern und zurückhaltend. Aber meine Mutter hat mich motiviert und mir sehr dabei geholfen trotz meiner frühzeitigen Erfolge immer auf dem Boden der Realität und zugleich beharrlich zu bleiben. Ferien oder Freizeit verbrachte ich oft in der Großfamilie in Andisleben und war natürlich stolz, wenn die ganze Familie, ja das ganze Dorf bei meinen Wett-

kämpfen mitfieberte und meine Erfolge begleitete. So hatte ich nie das Gefühl, dass mir etwas entgangen sein könnte. Meine Schulzeit dauerte übrigens 13 Jahre bis zum Abschluss der 10.Klasse. Das war bedingt durch eine Schulzeitstreckung wegen vermehrter Trainings und Wettkampfzeit. So genoss ich zum Beispiel drei Jahre Einzelunterricht, was ich durchaus nicht als Nachteil empfand. Dabei wurde meine Liebe zur Mathematik geweckt, doch die Zielstellung eines Mathematikstudiums hat sich später leider nicht realisieren lassen. Das wiederum hat mit der politischen Wende zu tun, auf die ich an anderer Stelle ausführlicher eingehen werde.

Privilegien und Sonderstatus relativieren

Vorerst möchte ich noch bei meiner sportlichen Entwicklung bleiben. Da ich immer wieder gefragt werde, welche Privilegien uns Leistungssportlern eingeräumt wurden und welchen politischen Einflüssen wir unterlagen, nehme ich an, dass die Leser meine Erfahrungen dazu interessieren. Natürlich hatte auch ich Privilegien, vor allem nachdem ich 1982 mit 15 Jahren bereits Weltmeisterin über 200-Meter-Rücken wurde. In den Augen vieler DDR-Bürger war es natürlich ein Privileg, dass ich auch ins westliche Ausland zu Wettkämpfen reisen durfte, dabei zehn DM tägliches Taschengeld erhielt, und dass wir die langen Wartelisten für so genannte Luxusgüter, bis hin zum Auto, umgehen konnten. Für westliche Leser möchte ich aber unseren Sonderstatus ein wenig relativieren. Bis zum Tod meines Vaters 1982 er durfte übrigens meinen WM-Titel noch erleben bewohnten wir eine Altbauwohnung, in deren Räumen Regennässe eindrang und in der damals mein bereits verheirateter Bruder mit wohnte. Eine bessere und ausreichende Neubauwohnung erhielten auch wir erst, als meine Mutter anlässlich eines Empfangs beim damaligen SED-Bezirkssekretär ihren Mut zusammennahm und bemerkte, dass ich wohl unter unseren derzeitigen Wohnbedingungen nicht weiterhin so erfolgreich trainieren könne.

Von dieser Episode abgesehen ist mir schon bewusst, dass ich natürlich viel von der Welt sehen konnte, was dem Normalbürger verwehrt blieb. Allerdings möchte ich dazu bemerken, dass ich dabei auch eher und vielleicht realistischer als viele andere die Schattenseiten der westlichen Welt ebenfalls kennen lernte. Das waren zum einem rein optische Eindrücke, zum Beispiel Armenviertel oder Bettler und Ähnliches. Und das waren zum anderen Gespräche mit Sportlern anderer Nationen. Hier erinnere ich mich an ein Gespräch mit einem dänischen Schwimmer, der die Sozialleistungen der DDR (Mieten, Preise), Bildungssystem und Sportförderung gar nicht genug bewundern konnte. Welchen Preis die Bürger der DDR dafür zu zahlen hatten, war mir damals nicht bewusst, so dass es keinen Grund für mich gab, an dieser Bestätigung des mir geläufigen DDR-Bildes zu zweifeln. Schließlich hatte ich eine typische DDR-Kindheit durchlaufen: Krippe, Kindergarten, Junger Pionier, FDJ und folgerichtig, als Botschafter der DDR im Trainingsanzug, SED-Mitglied. Selbst Letzteres erfolgte ohne eigenen Antrieb. Der Trainer überreichte den Antrag und meinte, es wäre an der Zeit...

Schuldgefühle erzeugt dies bei mir bis heute nicht, eher ärgert mich meine damalige Unfertigkeit, ich war eben ein Produkt dieses Systems, gegen das sich zu wehren es aus meiner Entwicklung heraus keinen ersichtlichen Grund gab. Der Einfluss des Staates wirkte übermächtig, er bewahrte uns ja allenthalben vor schädlichen Berührungen. So befolgten wir die Verhaltensregeln für das nichtsozialistische Ausland und erfuhren dort umgekehrt bei offiziellen Empfängen sehr oft Hochachtung für den DDR-Sport. Sollte das nicht auch dem Staat gelten?

Bilanz dieser Zeit: Vom Sport bleibend geprägt

Desgleichen habe ich auch nie an Flucht gedacht; darüber wurde in der Mannschaft nie geredet. Wer es tat, der tat es. Wenn ich aus heutiger Sicht eine Bilanz dieser Zeit ziehe, dann steht als Gewinn an erster Stelle der Sport,

der mich bleibend geprägt hat. Ausdauer, Disziplin, Selbstüberwindung und Leistungsbereitschaft sind sicher nicht die schlechtesten Eigenschaften, die ich ihm verdanke.

Das Streben nach Erfolg und Selbstbestätigung achte ich als ebenso hilfreich für einen lebensstüchtigen Menschen wie Teamgeist und Kameradschaft. Dies sind für mich bleibende Werte, die ich dem Leistungssport verdanke, und die ich als Schwimmlehrerin und Trainerin weitergeben möchte. Meine Entscheidung für den Sport, vor allem ab der Zeit, ab der ich den Erfolg gesucht und dafür auch verzichten gelernt habe, bereue ich in keiner Weise, denn ich halte das Streben nach Erfolg und Selbstverwirklichung für das legitime Recht jedes Menschen. Wenn ich dabei in meiner politischen Weltansicht als junger Mensch etwas blaugrün oder naiv war, so sehe ich das auch der Zeit geschuldet. Daraus resultierende Befindlichkeiten muss ich mit mir selbst austragen. Und da fühle ich mich nicht allein. Denn der Alltag lehrt mich immer wieder, dass vieles noch im Umbruch und unbewältigt ist. Womit wir wieder bei der Wende wären, deren umwälzende Veränderungen nach nunmehr 15 Jahren unsere Gesellschaft noch immer umtreibt. Kam sie zu plötzlich, ging alles zu schnell?

Mich traf die Wende überraschend – wie ein Hammer

Mich traf sie überraschend, ja betäubend, wie ein Hammer! Im Herbst hatte ich die Ereignisse in Prag und Ungarn mit Skepsis und Unbehagen beobachtet. Ich konnte mir nicht erklären, weshalb Menschen sich, ihre Kinder so in Gefahr bringen konnten. Und es stand die bange Frage, wie der Staat, wie die sowjetischen Militärs reagieren würden. Welche Sanktionen würde es geben? Nein, Euphorie habe ich selbst beim Mauerfall noch nicht so empfunden, sie aber um mich gespürt. Als Autobesitzerin habe ich Bekannte und Verwandte in den Westen gefahren – Begrüßungsgeld, Einkauf, Umschauen und dergleichen. Meiner Mutter wollte ich zeigen, was ich selbst schon gesehen hatte. Da war ich plötzlich mittendrin. Natürlich habe ich die Freude

der anderen geteilt, mich eher für sie gefreut. Ich selbst kannte den Westen ja schon. Für mich war anderes faszinierend. Da waren Gorbatschow und der von ihm eingeleitete Prozess der Entspannung und eines demokratischen Sozialismus. Er hat doch die Menschen zu ihren friedlichen Demonstrationen ermutigt. Und welche glückliche Erfahrung, mit all diesen Menschen auf dem Domplatz in Erfurt zu stehen, den Willen zur Veränderung zu spüren, die geballte Kraft und dieses unbändige Wir-Gefühl zu empfinden! Das war noch unbeschreiblicher als jede Siegerehrung einfach überwältigend. Leider ist davon zu wenig in gesellschaftliche Veränderung eingeflossen, zu wenig bewahrt worden.

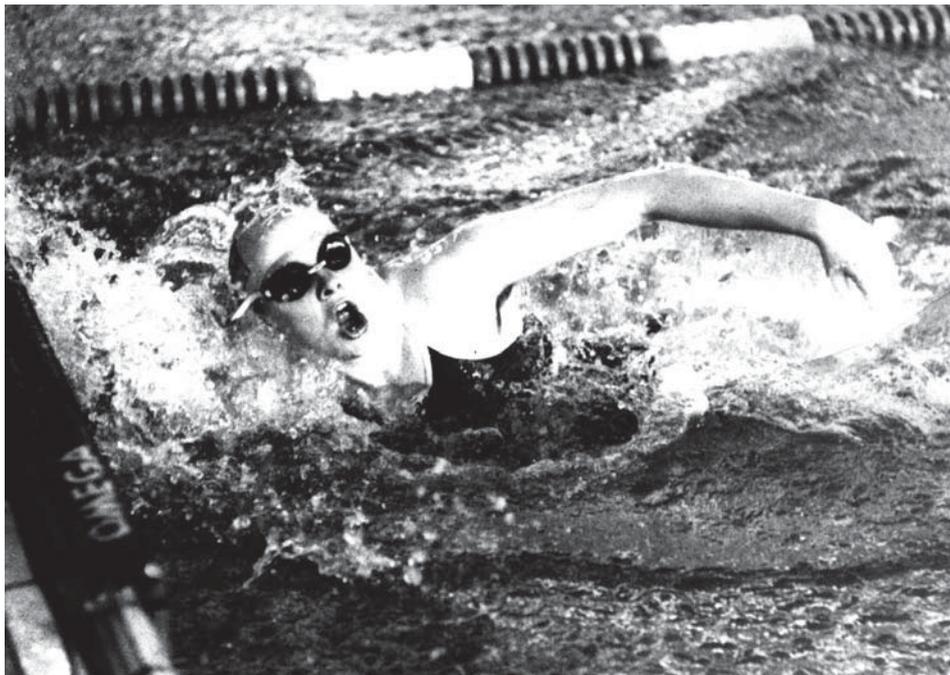
Mauerreste beiderseits in den Köpfen verblieben

Mit dem Begriff der Wiedervereinigung, der heute zu Recht seltener verwendet wird, hatte ich auch Schwierigkeiten. Meine Generation kannte kein einheitliches Deutschland und wir erleben bis jetzt, wie sehr die Menschen von zwei Gesellschaften geprägt wurden und Mauerreste in den Köpfen verblieben sind beiderseits. Noch immer sehe ich in der Auseinandersetzung damit eine Chance für eine gesamtdeutsche demokratische Erneuerung. Die Rahmenbedingungen dafür sind weitgehend gegeben. Ich konnte sie mit kleinen Umwegen für mich nutzen. So schloss ich im Februar 1990 meine Berufsausbildung zur Maßschneiderin in Erfurt ab und wurde auch übernommen. Auftragsmangel führte aber bald zu Personalüberhang, so dass ich ausscheiden musste. In eigener Initiative wurde ich dann Büroleiterin in einem Fahrschulbetrieb. Dieses Gewerbe war damals ein Renner und mein Traum, selbst Fahrlehrerin zu werden, noch nicht ausgeträumt, bis die Schließung des Betriebes nach Geburt meines Sohnes und Babyjahr mich erneut zur Neuorientierung zwang. Meine Bodenständigkeit und mein Selbstvertrauen im Sinne Du schaffst das schon haben mir dabei ebenso geholfen wie der Rat meiner ehemaligen Trainerin, mich selbst in diesem Metier zu versuchen. Eigent-

lich habe ich diese Rückkehr nie gewollt. Doch dann ist mir diese Arbeit so ans Herz gewachsen, dass mich zunehmend das Gefühl beherrschte: Das ist es. Hier bist du angekommen! So erwarb ich über Förderstellen ab 1994 zwei Trainerlizenzen und arbeite seither mit Freude im Jugendbereich als Schwimmlehrerin, bin also heimgekehrt zu meinen Wurzeln.

Nunmehr kann ich weitergeben, was ich an Wissen und Erfahrung einzubringen habe. Und ich möchte mich noch mehr ein-

bringen, denn ich spüre und bemerke zunehmend, dass in unserem Bildungs- und Erziehungssystem vieles verbesserungsbedürftig erscheint. So halte ich es unter anderem für notwendig, klarere und einheitliche Bildungskonzepte zu schaffen und mehr Wert auf gezieltere Charakterbildung durch Erziehung zu Leistungsbereitschaft und bewusster Selbstdisziplin zu legen. Ich möchte einfach mithelfen, die junge Generation, meinen Sohn eingeschlossen, besser auf ihre schwierige Bewährung in dieser Gesellschaft vorzubereiten.



Bernd Stiller

Sein Leben mit allen Höhen und Tiefen selbst gestalten

Bernd Stiller:

Geboren im Juni 1952 in Rudolstadt, als Sohn eines Angestellten der Rudolstädter Kirchgemeinde.

Nach dem Abitur studierte Bernd Stiller Bauingenieurwesen. Seine berufliche Laufbahn begann er in der Bauabteilung des Chemiefaserwerks Schwarza. Auch ohne Mitgliedschaft in der SED konnte er sich in dem Betrieb bis zum Abteilungsleiter entwickeln. Nach der Wende wurde Stiller kommunalpolitisch tätig, ebenso als Unternehmer. Ein Bauunternehmen führte er aus den Resten des Chemiefaserkombinats in privater Regie weiter. Die wirtschaftliche Situation in der Bauwirtschaft zwang seinen Betrieb in die Insolvenz, Unterstützung blieb aus, trotzdem gab Stiller nicht auf.

Das Gespräch führten die Schülerinnen Daniela Seiffert und Claudia Zeller

Bernd Stiller empfing uns in seinem Garten. Viel Zeit hatte er nicht für uns. Ein Termin jagte den nächsten. Doch trotz dieser Zeitnot erzählte er uns eine Menge über sein Leben, und so ging auch die Zeit wie im Fluge vorbei.

Der gebürtige Rudolstädter wurde am 5. Juli 1952 als Sohn eines Angestellten der hiesigen Kirchgemeinde und einer Kindergartenerzieherin geboren. Die Eltern lernten sich als Flüchtlingskinder durch die zwischen den Großeltern bestehenden Geschäftsbeziehungen kennen. Der Großvater väterlicherseits war Direktor einer Weberei im heutigen Estland, während der Großvater mütterlicherseits eine Spinnerei in Bratislava leitete. Während des Krieges flüchteten beide Paare mit

ihren Kindern ins Deutsche Reich. Die Eltern Bernd Stillers, Herbert Stiller und Anneliese Weihs, lernten sich im Kriegsjahr 1942 kennen und heirateten vier Jahre später. Herbert Stiller, in der Kirchgemeinde verantwortlich für Bau- und Finanzfragen, führte seinen Sohn schon frühzeitig in die Gemeinde und den christlichen Glauben ein. Auch die Erziehung seiner drei Brüder war durch christliche Wertvorstellungen geprägt.

Mit dem Eintritt in die Alleeschule band sich auch Bernd Stiller das blaue Halstuch der Pioniere um. Nach seiner Grundschulzeit trat er dann in die FDJ ein, wechselte auf die EOS und machte 1971 sein Abitur. Auf unsere Nachfrage, ob seine allgemeine Abneigung gegen das herrschende Regime auch eine Mitgliedschaft in dessen Jugendorganisationen verhinderte, antwortete er: „So ein ‚Konterrevolutionär‘ war ich nicht“, und fügt nach kurzem Nachdenken hinzu: „Manches hat ja auch Spaß gemacht.“ Doch als Parteifunktionäre später, als er nach dem Studium seine berufliche Laufbahn beginnen wollte, an ihn herantraten, und ihn zur Mitgliedschaft in der SED „überreden“ wollten, lehnte er ab: „Auch späteren Aufforderungen zum Eintritt in die Partei lehnte ich konsequent ab. Ich versuchte immer, mir treu zu sein und Mitglied der SED zu werden hätte ich mit meinen Idealen nicht vereinbaren können.“

Der christliche Glaube sprach ihn mehr an als die Ideologie der DDR

Zu jeder Zeit hielt Herr S. an seinem christlichen Glauben fest und an den damit verbundenen moralischen Anforderungen, denen er immer versuchte nachzukommen. Damit entsprach er zwar nicht dem Ideal einer sozialisti-

schen Persönlichkeit, aber der christliche Glaube sprach ihn mehr an als die Ideologie der DDR.

Schon während seiner Schulzeit lernte er seine zukünftige Frau Uta kennen. „Sie war in meiner Parallelklasse. Wir hatten zusammen Konfirmation. Doch leider verloren wir uns danach einige Zeit aus den Augen. Als sie dann zur gleichen Zeit wie ich Tanzstunde machte, fanden wir uns wieder und waren von da an gute Freunde.“ Beim ersten gemeinsamen Urlaub 1973 in Ungarn vertiefte sich ihre Beziehung, sodass sie sich im darauf folgenden Jahr verlobten.

Nach seinem eineinhalbjährigen Wehrpflichtdienst begann Herr S. ein Studium des Bauingenieurwesens in Weimar, welches er mit einem Diplom der Spezialisierung Stahlbau abschloss. 1975 heiratete er seine Verlobte, die in der Folgezeit eine sehr große seelische Stütze für ihn sein sollte. Auf sie angesprochen, sagt er heute liebevoll und anerkennend, dass sie für ihn „die tollste Frau der Welt“ sei.

Seine ersten Erfahrungen im Berufsleben sammelte Herr S. im ehemaligen Chemiefaserkombinat (CFK) als Projektant. Durch eine Zusatzqualifikation als Fachingenieur für Bautenschutz erwarb er sich die nötigen Kenntnisse, um dann zum Abteilungsleiter der Bauprojektierung aufzusteigen. Dieser Aufstieg erstaunte ihn nach eigenen Worten selbst, da er nie Mitglied in der SED gewesen war und somit in diesem Staat scheinbar kaum Karriereöglichkeiten gehabt hätte. Seinen Worten nach war diese Beförderung eine absolute Ausnahme und wurde von der Betriebsleitung zu Propagandazwecken missbraucht. In seiner Stellung als Abteilungsleiter widmete er sich ab 1984 Spezialaufgaben in den Bereichen Bauschäden und Statik.

Durch Fachkompetenz eine gute Stellung erreicht

Im Frühjahr 1989 sollte er dann die Hauptmechanik, die rund 2000 Mitarbeiter umfasste, übernehmen. Da er sich diesbezüglich weigerte und auch die Verantwortung dafür



nicht übernehmen wollte, wurde die Hauptabteilung Bau neu gegründet und Herr S. als Abteilungsleiter eingesetzt. Somit hatte er eine gute fachliche Stellung inne und wurde als Paradebeispiel dafür dargestellt, dass Fachkompetenz mehr zählte als gesellschaftliche Beziehungen oder die Mitgliedschaft in der Partei. Dass dem aber nicht so war, zeigte sich daran, dass manchen seiner Kollegen der berufliche Aufstieg trotz großer Fachkenntnis verschlossen blieb, da sie der Ideologie der DDR ablehnend gegenüber standen. Ihm jedoch blieb der berufliche Aufstieg in der parteilich geprägten DDR trotz christlichen Glaubens nicht verwehrt.

Mit der Wende und der Zerschlagung des CFK wurden viele Dienstleistungsbereiche ausgegliedert, Firmen ausgegründet, die dann einen Zwischenstatus als eigenständige Betriebe innerhalb des CFK erhielten. Bernd Stiller war in dieser Zeit Leiter des „Bauhofs“ und im Auftrag der Stadt für zahlreiche Sanierungen in Rudolstadt verantwortlich. Einer seiner ersten Aufträge war die Sanierung des Hofes des Kreiskirchenamtes Rudolstadt, die ihm als Christ besonders am Herzen lag.

Während und unmittelbar vor der Wende fing Bernd Stiller an, seine schon immer vorhandene Abneigung gegen die Repressionen

des DDR-Regimes mehr und mehr auszu-
leben. Schon 1987, als Mitglied des „Clubs
der Intelligenz“ unter der Leitung Horst Flei-
schers, war er daran beteiligt, den Abriss der
Rudolstädter Altstadt zu verhindern. Während
der darauf folgenden Monate prägte sich ihm
folgendes Erlebnis nachhaltig ein: Am 6. Ok-
tober 1989, kurz bevor die allwöchentlichen
Demonstrationen und Kundgebungen ihren
Höhepunkt erreichen sollten, besuchte Bernd
Stiller mit seiner Frau die Kirche in Saalfeld.
Während des Gottesdienstes sollten die ver-
schiedenen Parteien vorgestellt werden. Die
Atmosphäre in den Straßen wirkte durch das
Aufgebot der Stasi und der Polizei gespen-
stisch. Selbst in der Kirche, so erinnert sich
Herr Stiller, „saßen Punks mit offenen Jacken
vor mir, die alles mithörten, Stasi-Leute.“ Trotz
der großen Anspannung gelang es den Pfar-
rern immer, durch Gesang und Gebet wieder
Ruhe herzustellen, sodass die Versammlung
nicht aufgelöst werden konnte.

Dennoch machte sich Herr S. Gedanken
um mögliche Konsequenzen, die aus seiner
Teilnahme an diesem Gottesdienst resultieren
könnten. Seine zum dem Zeitpunkt neun Jah-
re alte Tochter sollte „zur Oma, wenn wir nicht
nach Hause kommen“. Davon, wie die Pfarrer
eine Eskalation vermieden, zeigte sich Herr
Stiller tief beeindruckt und nahm auch in den
folgenden Tagen an Demonstrationen und
Kundgebungen teil. Hauptsächlich wurde er
allerdings während der Gottesdienste aktiv,
die seiner Meinung nach den größten Anteil
am friedlichen Ablauf der Revolution in der
DDR hatten.

Mitgliedschaft im Demokratischen Aufbruch

1989 wurde Herr S. Mitglied beim Demo-
kratischen Aufbruch. Mit Dr. Hartmut Franz als
Spitzenkandidat nahm der Demokratische
Aufbruch als Listenvereinigung DSU/CDU/
Demokratischer Aufbruch dann bei den ersten
Kommunalwahlen im neu entstandenen Land-
kreis Rudolstadt teil und erhielt auf Anhieb die
absolute Mehrheit. Nach dieser „tollen, aufre-
genden Zeit“ sollte sich der Demokratische

Aufbruch der CDU anschließen und somit un-
tergehen. In Rudolstadt allerdings sträubten
sich die Mitglieder, und so wurde ein Zusam-
menschluss mit den Freien Wählern ange-
strebt. Der Demokratische Aufbruch wurde
vollkommen in der Vereinigung „Freie Wäh-
ler“ integriert. Seit der Wende spielt Herr S.
eine aktive Rolle in der Kommunalpolitik und
war während aller drei Legislaturperioden Vor-
sitzender des Finanz- bzw. Wirtschaftsaus-
schusses. Auch bei der Kommunalwahl 2004
hat er wieder erfolgreich kandidiert.

Doch nicht nur im politischen, auch im
wirtschaftlichen Bereich war Herr S. unmit-
telbar nach der Wende in Aufbruchsstimmung.
So beschäftigte er in seiner eigenen, aus dem
CFK ausgegründeten, GmbH 170 Mitarbeiter
verschiedenster Branchen. Seine Firma war
unter anderem an den Neubauten in der
Schlossstraße, der Friedrich-Naumann-Stra-
ße und des Rudolsparks, dem Bau der Restau-
rants Marienturm und Hodes sowie dem Aus-
bau des Gewerbegebiets Kirchhasel beteiligt.

Antrag auf Gesamtvollstreckung wurde unumgänglich

Als allerdings seine laufenden Kredite im
Sommer 1996 „über Nacht“ gekündigt wur-
den, eine versuchte Umschuldung scheiterte
und auch die Weiterfinanzierung seiner Firma
über das Thüringer Wirtschaftsministerium miss-
lang, musste Herr S. den Antrag auf Gesam-
tvollstreckung stellen. Bei der Erinnerung an
diese Zeit wirkt der sonst so ausgeglichene
Herr S. bitter. „Selbst bei einem Umsatz von
zwei bis drei Millionen D-Mark im Monat und
450 direkten oder bei Subunternehmern tä-
tigen Angestellten stellte sich meine Haus-
bank quer“, erzählt er uns. In dieser Zeit führte
er ein protokollähnliches minutiöses Tage-
buch, das sich „wie ein Krimi“ liest. Seine
Werkstätten wurden ausgeräumt und Sachen,
die noch gar nicht frei gegeben waren, ver-
steigert. Dieses prägende Erlebnis sieht er als
symbolisch für die der Wende folgende Auf-
bruchszeit und den späteren Zusammenbruch
aufgrund überhöhter Erwartungen. Doch auch
dieser Rückschlag lies Herrn S. nicht resignie-

ren. Zusammen mit einem ehemaligen Praktikanten gründete er bald darauf eine Firma, in der er als Bauleiter arbeitete. Während der ganz Deutschland treffenden Rezession, dem damit verbundenen Auftragsrückgang und dem Schrumpfen der Firma entschließt er sich zum Ausstieg, um „die restlichen Arbeitsplätze nicht zu gefährden“. Außerdem hatte seine Frau ein gesichertes Einkommen, das für einige Zeit für beide Ehepartner ausreichen würde. Im April 2003 eröffnet er ein eigenes Ingenieurbüro und ist seitdem als Sachverständiger, Planer und Statiker selbständig. Heute sieht er das Scheitern seines Unternehmens als wichtige Lernerfahrung, wodurch er sich das Wissen erwarb, das ihm heute hilft, auf dem freien Markt zu bestehen.

Durch die Wiedervereinigung standen ihm völlig neue Wege offen

Rückblickend berichtet Bernd Stiller, dass er, trotz der Annäherung der DDR zur BRD im Jahre 1989, die Wende nicht erwartet hätte. Er war damals davon ausgegangen, dass es keine Wiedervereinigung gäbe, sondern eine Demokratisierung der DDR, sodass sie im vereinten Europa als eigenständiger Staat, wie z.B. Österreich, fungieren konnte. Als er den Mauerfall dann doch realisierte und verstand, dass dies nicht rückgängig zu machen sei, erfasste ihn, wie so viele andere auch, eine unglaubliche Euphorie. Es war etwas Einzigartiges geschehen. Im Zuge dieser historischen Entwicklung auch noch den Abzug der russischen Besatzungsmacht hautnah zu erleben, beeindruckte Herrn S. tief.

Durch die Wiedervereinigung standen ihm nun völlig neue Wege offen. Er konnte sein Schicksal endlich selbst in die Hand nehmen, sein Leben neu gestalten. Für eine Firmengründung standen ihm nun alle Türen offen. Nichts hinderte ihn mehr daran, politisch aktiv zu werden und es bot sich ihm die Möglichkeit, das politische Geschehen in unserem

Landkreis mitzugestalten, seine und die Vorstellungen anderer zu verwirklichen und so daran beteiligt zu sein, unseren Landkreis ein Stückchen lebenswerter zu machen.

Trotz alledem brachte die Wende auch einige negative Erfahrungen mit sich: „Man wurde einfach nicht mehr so umsorgt, wie es in der DDR der Fall war. Man stand vollkommen auf eigenen Füßen. Der plötzliche Individualismus anstelle des vorgeschriebenen Kollektivismus bedeutete eine große Umstellung.“ Äußere Mittel wie Finanzierung oder Baugenehmigungen beschränkten die vermeintliche Freiheit. Auch das tägliche Leben der Familie Stiller wurde durch die Wende nachhaltig geprägt. Von nun an herrschte ein nie aufgehörender täglicher Existenzkampf. Zwischenmenschliche Beziehungen, die in der DDR gepflegt wurden, gingen auseinander und Freundschaften zu Bruch. Die kleine heile Familienwelt half Herrn Stiller in dieser Zeit über manche Enttäuschung hinweg und vermittelte allen Geborgenheit.

Schaut Bernd Stiller nun auf die heutige Politik der Bundesrepublik Deutschland, dann denkt er oft darüber nach, warum man damals und auch noch heute so negativ über die Politik der DDR denkt, denn nicht alles war seiner Meinung nach damals schlecht. „Am liebsten hätte ich natürlich die Ampelmännchen wieder!“, aber auch im Schulsystem, bei der Kinderbetreuung oder im Gesundheitswesen gab es in der DDR gute Ansätze, die er auch in der heutigen Politik gern verwirklicht sehen würde. Gute wie auch schlechte Erfahrungen brachte die Wende, Bernd Stiller betrachtet sie allerdings heute, sowie auch schon damals, als „ein Geschenk Gottes“. Ohne sie hätte es nie diesen großen Wirtschaftsschub gegeben, und viele Menschen hätten niemals ihre Träume verwirklichen können, er selbst hätte sich niemals das aufbauen können, was er heute hat. Die Möglichkeit, sein Leben mit allen Höhen und Tiefen selbst zu gestalten – Freiheit.

Aline Thielmann

Die Wende kam für mich zur richtigen Zeit

Aline Thielmann:

Geboren 1969 in Jena, verbrachte sie ihre Jugend und Schulzeit in Erfurt.

Als Tochter eines Arztes, dessen Karriere in der DDR bis zum Gesundheitsminister reichte, lernte Aline Thielmann die Nomenklatur unmittelbar kennen, aber auch die Ängste, die in diesen Kreisen vor der Bespitzelung herrschten. Die Wendezeit erlebte sie in ihrem Studium, das sie in Leipzig begann. Kurzzeitig wechselte sie zur Universität Freiburg, kehrte aber zurück. Für zwei Semester studierte sie in Irland und war nach dem Abschluss für das höhere Lehramt an der New York University tätig. Aline Thielmann begann danach ihre Tätigkeit in den Medien. Heute ist sie Moderatorin des Thüringen Journals.

Geboren bin ich 1969 in Jena. 1975 wurde ich in Erfurt eingeschult. Meine Eltern und ich lebten im Erfurter Rieth in einem der damals neuen Fünfgeschosser zusammen mit unzähligen anderen jungen Familien. In der dritten Klasse wechselte ich in eine Russischschule. Alles ganz normal: Ich wurde Jung- und dann Thälmannpionier und mit 14 FDJ-ler. Trotzdem gab es einen merkwürdigen Zwiespalt: Meine Eltern waren Ärzte, mein Vater dazu Prorektor in der Medizinischen Akademie. Ich selbst zählte als Arbeiterkind, was mich wunderte und mir in der Schule einen eigenartigen Status zu verleihen schien. Zu Hause wurde über Politisches nicht geredet. Schon gar nicht beeinflussten mich meine Eltern in dieser Beziehung. Nur meine Mutter warnte mich und zeigte mir die ominösen Herren mit den kleinen Ledertäschchen am Handgelenk. Vor der STASI sollte man sich vorsehen: in ihrer Nähe besser schweigsam sein und sich überhaupt

so unauffällig wie möglich verhalten. Aha. STASI tauchte später auch in meinem Elternhaus selbst auf: zu einem runden Geburtstag meines Vaters, der ab 1983 die Woche über in Berlin arbeitete als stellvertretender Minister für Hoch- und Fachschulwesen. Gerade, wenn seine engsten Mitarbeiter im Haus waren, musste man besonders vorsichtig sein mit dem, was man sagte. Ebenfalls wegen der STASI durften alle Kontakte zu westdeutschen Freunden und Verwandten nur über die Adresse meiner Großeltern gehalten werden obwohl ja angeblich nichts in diesem Land vom Sicherheitsdienst unbemerkt bleiben sollte. Es gab noch mehr Ungereimtheiten:

Im Ferienhaus des Ministerrates der DDR

Mit 14 Jahren fuhr ich mit den Eltern nach Dierhagen in den Urlaub: in ein Gästehaus des Ministerrates. Eine luxuriöse Anlage mit Swimmingpool im Haus, Tennisplatz und einem eigenen Stück Strand, der für andere nicht zugänglich war, wie ich später merkte. Meine Schwester und ich teilten ein großes Appartement, das uns bei unserer Ankunft umständlich erklärt wurde dazu gehörte auch ein Fernseher. Der Herr zappte die Programme durch: DDR 1, DDR 2, ARD, ZDF. Ich schaute mich verwirrt nach meinem Vater um. In der Schule hatte man uns doch erklärt, das Westfernsehen quasi verboten war. Er zuckte nur mit den Schultern und sagte sachlich: Man muss sich doch allseitig bilden. Stimmt, dachte ich und nahm es hin. Im Heim lief alles sehr gesittet ab. Bürgerlich: Im Fahrstuhl grüßte man übermäßig höflich, achtete beim Essen auf gute Tischmanieren und übte sich im Smalltalk mit den anderen Urlaubern. Einige von denen wa-

ren mir schon bekannt vorgekommen klar wurde vieles erst, als meine Mutter ihre Namen nannte: Günther Mittag, Günther Schabowski, Egon Krenz. Ihre Gesichter hatte ich in Staatsbürgerkundelehrbüchern gesehen. Alle waren ausgesprochen nett, entspannt und offen. Keine Spur von der üblichen DDR Atmosphäre, in der man sich überlegen musste, was man sagte. Im Gegenteil: hier schienen die Leute seltsam normal zu sein: offen, vergnügt und unbeschwert.

Die große, schöne Anlage hatte nicht nur einen Pförtner, sondern auch einen gut funktionierenden Sicherheitsdienst. Mit eigenen Augen hatte ich gesehen, wie beim Eintritt zum Gelände Ausweise kontrolliert wurden. Ich selbst musste meinen nie vorzeigen. So viele Leute machten dort Urlaub. Wieso wusste der Pförtner, dass gerade ich dazu gehörte?

Eine andere eindrucksvolle STASI-Begegnung. Am Tag meiner Jugendweihe ging ich mit den Eltern Essen auf der Wachsenburg. Dort war es sehr voll, wie immer in DDR-Gaststätten. Wir standen in der langen Reihe der Wartenden, als ein Mann zu uns trat, uns sehr höflich begrüßte und aus der Schlange heraus zu einem Tisch bat. Auf meine Frage, woher er uns kenne, erklärte mein Vater, er sei hier schon auf einem Kongress gewesen. Etwas später stand der Herr noch einmal an unserem Tisch. Er schenkte mir eine rote Rose und gratulierte zur Jugendweihe. Mein Kleid war unauffällig, der feierliche Anlass war uns nicht anzusehen und nun hatte auch der Vater keine Antwort mehr auf die Frage, woher der Herr soviel über uns wisse. Jetzt aber war ich wirklich gewarnt.

Absurde Zeitungsschauen und politische Stunden

Die Kluft zwischen dem was war und dem was sein sollte wuchs. In der Schule gab es Ärger, weil unsere Klasse ein Fenster bemalt hatte: mit dem Erfurter Dom. Einem kirchlichen - und keinem sozialistischen Symbol. Der Dom musste ab. Überzeugte Lehrer wollten überzeugte Schüler, andere ließen ihre Distanz zum Lehrstoff durchblicken. Es gab absurde Zeitungs-



schaufen und politische Stunden, die DDR Presse aber strotzte vor ungläubigen Darstellungen. Witze darüber kursierten. Man dachte und sprach auf verschiedenen Ebenen. Bekannte zogen die Konsequenzen: Eltern von Mitschülern stellten Ausreisearträge und mancher Klassenkamerad verschwand ganz plötzlich in den Westen.

Andere Freunde kamen hinter Armeegitter: einer sollte vom Fluchtversuch eines anderen gewusst haben, ein anderer hatte auf dem Armeegelände fotografiert. Gerade ihn versuchten die Herren in den grauen Anzügen als Genosse anzuwerben. Der Freund lehnte ab, wir aber hatten gelernt, dass gerade den nicht Systemkonformen zugesetzt wurde und wer wusste schon, wie viele in misslichen Lagen sich überzeugen ließen und für den Staat arbeiteten.

Ein Bekannter erzählte von seinen Erfahrungen mit der Stasi in einer überraschend wohlwollenden Sichtweise. Auf seinem Zimmer hatte er im Beisein von anderen kritische Bemerkungen gemacht und war umgehend vor einen hohen Vorgesetzten zitiert worden, der davon schon wusste. Der Freund erklärte mir: er sei nicht böse drum, so müsse er seine Klagen wenigstens nicht auf den langen Dienstweg schicken: ein Wort auf dem Zimmer trans-

portiere sich auch ganz allein dahin, wo es hingehöre... Und schließlich müssten die da oben ja auch wissen, was an der Front vor sich ginge... Nach diesem Gespräch wusste ich plötzlich, dass Menschen tatsächlich Argumente dafür fanden, sich gegenseitig auszuhorchen. In Gedanken ging ich meine Freunde und Vertrauten durch und war mir plötzlich bei niemandem mehr sicher. Fazit: Jeder um mich herum könnte ein doppeltes Spiel spielen. Der imaginäre Feind schien mir so wenig greifbar und so absurd zu sein, dass ich ihn auch bald wieder vergaß. Nur meine Mutter erinnerte mich regelmäßig: keine hintergründigen Telefongespräche der Apparat würde wegen des Vaters abgehört keine politischen Diskussionen mit Freunden im Elternhaus auch die vier Wände seien nicht sicher und so weiter.

Wir hielten uns nicht daran. In Grüppchen saßen wir abends oft zusammen; es wurde gesungen und natürlich gesprochen; von großen Diskussionen konnte keine Rede sein; wir waren uns ja einig; wir alle kannten den Unterschied zwischen dem, was in Das Volk oder Neues Deutschland zu lesen war und den Dingen, die täglich um uns herum passierten. Unehrlichkeit und Angst wohin man schaute, alle schienen das Spiel zu kennen und alle spielten mit. Eine Farce. Die kritischen Stimmen aber waren längst nicht mehr zu überhören.

Nach einem Krawczyk-Konzert in Erfurt zum Staatsanwalt bestellt

In Berlin besuchten wir Freunde und zufällig kamen wir auch dazu, als der Liedermacher Stefan Krawczyk eines seiner letzten Konzerte in der Zionskirche gab. Er war lange Kommunist gewesen, hatte für die DDR gesungen und ihre Werte vertreten. Zu klare Worte aber hatten ihm später ein Auftrittsverbot eingebracht; inzwischen durfte er nur noch sehr selten spielen, selbst Kirchen sagten ihm Veranstaltungen ab. In der Zionskirche saßen wir in der ersten Reihe, direkt vor dem Sänger und so passierte uns auch der offene Brief an die DDR-Spitze sofort. Eine Unterschriftensamm-

lung sollte mit auf den Weg gehen und Krawczyks Forderungen bekräftigen. Natürlich waren wir seiner Meinung, natürlich unterschrieben wir. War es mein richtiger Name? Oder war ich so geistesgegenwärtig gewesen, einen falschen darunter zu setzen? Diese Frage stellte ich mir immer und immer wieder, als ich kurze Zeit später in Erfurt zum Staatsanwalt bestellt wurde, wegen der Klärung eines Sachverhaltes. Oh je. Hatte dieser Sachverhalt etwas mit dem Berliner Konzert zu tun? War es nun doch endlich auch mal an mir, Ärger mit der Staatsgewalt zu bekommen? Bis jetzt war ich wie durch ein Wunder unbehelligt geblieben. Die meisten Freunde hatten Probleme. Ich hatte keine Angst um mich. Was ich tat, konnte ich verantworten. Angst machte mir nur die gefürchtete Sippenhaft des DDR Regimes. Ich war die Tochter meines Vaters was ich tat konnte ihm schaden. Daran aber konnte ich nun nichts mehr ändern und so überstand ich die Tage bis zum Termin nur mit vielen Bedenken. Der Anlass war dann ein harmloser, ich atmete auf...

Vor Kontakten zu oppositionellen Kreisen in Erfurt gewarnt

Eigenartiges erzählten zu etwa der gleichen Zeit die Berliner Freunde: sie seien auf ein Revier bestellt worden und unter anderem auch vor Kontakten zu den oppositionellen Kreisen aus Erfurt gewarnt worden. Oppositionelle Kreise? Lächerlich! Wir waren junge Leute, die sich gut verstanden und sagten, was sie dachten, wir planten keine Aufstände, schmiedeten keine Parolen. Wenn man uns also als quasi gefährlich im Auge hatte, hatten die da oben den Überblick verloren.

Der Sommer 1989 war ein spektakulärer, der letzte freie vor dem Studium, das ich im September in Leipzig beginnen wollte. Abenteuer Osteuropa hieß das Motto. Mit Freunden fuhr ich zunächst nach Rumänien zum Wandern in das Fägäras-Gebirge. Unsere Rucksäcke waren voll mit Pfeffer und Kaffee. Solche Mangelware in Rumänien konnte man gegen Lebensmittel tauschen soviel wussten wir. Auch, dass das Land gefährlich war: die



Leute hatten nichts zu essen und ein Touristenleben zählte wenig. Unsere kleine Truppe bestand aus fünf Leuten – bald kamen andere Wanderer dazu. So schien das Unternehmen etwas sicherer. Zwei der neuen Mitstreiter waren junge Männer aus Leipzig. Sie erzählten von Friedensgebeten in der Nikolaikirche. Jeweils montags traf man sich und hatte erhebliche Probleme mit STASI. Nach all den Erzählungen blieb ein Eindruck am deutlichsten hängen in mir: was in der DDR gerade passierte roch tatsächlich nach Angst. Und zwar nach Angst der Obrigkeiten, der DDR Staatsmacht.

Auch der zweite Teil des Urlaubs war aufregend: Mit einem westdeutschen Freund traf ich mich in Ungarn. In der BRD Botschaft in Budapest warteten in diesem August Ostdeutsche und hofften, so gen Westen ausreisen zu können. Wir wohnten am Balaton und machten Tagesausflüge: unter anderem auch nach Sopron am Neusiedler See. Dort waren viele Menschen und Flugblätter wurden verteilt: Am Feiertag lud man ein zum Schwimmen über den See. Das andere Ufer lag in Österreich. Etwas später wurde getuschelt, die Ungarn würden ihre Grenze für DDRler öffnen. Sie taten es für drei Stunden. Viele flüchteten. Der Freund schlug vor, rüber zu

fahren, nach Wien oder sonst wohin und den Westen zu bestaunen. Wenn nicht für ganz dann wenigstens auf eine Tagestour... Ich lehnte ab. So groß war meine Neugier nicht. Die bunten Läden mit den unzähligen Dingen, die man laut Werbung unbedingt haben musste, kannte ich aus dem Fernsehen. Ein anderes Land an sich lockte mich natürlich sehr – da aber war wiederum die Sache mit meinem Vater und der war inzwischen Gesundheitsminister. Es stand viel auf dem Spiel und ich war sicher, dass die DDR Seite sehr wohl wusste, wer, wann für wie lange das Land gen Westen verließ. Auch die Freundin, die ich dann wieder traf, hatte das wahrscheinlich so oder ähnlich gesehen und kam mit: zurück nach Hause. Wir trampelten mit ausländischen Trucks. Vor der DDR Grenze mussten wir aussteigen, und laufen – denn mit Transitlern durfte man sich nicht erwischen lassen. Wir lachten: eigentlich müsste es zur Begrüßung Blumen geben, denn so viele Urlauber werden in diesem Jahr wohl nicht in die DDR zurückkommen? Nix. Wie immer empfing man uns kritisch und griesgrämig.

Der Gaudi folgte der Sozialistische Ernst des Lebens

Das Studium begann im September mit einem Erntelager – wie üblich. Die frisch ausgegrufene Seminargruppe 89/27 traf sich zum ersten Mal auf dem Leipziger Hauptbahnhof und fuhr nach Mecklenburg. Auf zwei Wochen Kartoffeln und Gaudi folgte der sozialistische Ernst des Lebens: Man wohnte in Vierbettzimmern im Studentenheim der Straße des 18. Oktobers und studierte mit der Seminargruppe nach festgelegtem Stundenplan neben den gewählten Fächern auch Marxismus-Leninismus und Russisch. Langweilig wurde es nicht: Zur gleichen Zeit nämlich starteten die Montagsdemos in der neuen Stadt. Wir waren neugierig. Wir liefen mit. Nach kurzer Zeit waren montags die Straßen voll. Noch versuchten Autoritäten einzuschreiten: in der Uni gab es Flugblätter: Nicht demonstrieren! Aber auch solche, die gerade dazu aufforderten. Vergleiche zu China wurden gezogen, wo Stu-

dentenaufstände blutig niedergeschlagen worden waren. Die Demos in Leipzig verliefen ruhig aber voller Energie der Massen und Spannungen. Überall standen Polizei und Kampfgruppen der Arbeiterklasse und warteten ab.

Der Rest ist Geschichte: Die Mauer fiel, die Wende kam. Millionen strömten gen Westen. Intellektuelle warnten vor der Übernahme: die meisten Osis aber gingen mit der neuen Situation weniger kritisch um. Es dauerte Wochen, bis ich zum ersten Mal rüber fuhr. Ich war nicht allzu überrascht. Der Westen war natürlich nicht so golden, wie es im Fernsehen aussah. Die bunten Dinge in den Läden waren spannend, verwirrten aber auch sehr und waren auch schlichtweg nicht alle notwendig, wie ich fand.

Schwieriger Wechsel nach Freiburg, das DDR-Abitur war nicht anerkannt

Das Studium an der Uni Leipzig wurde mühsam. Es gab nicht nur Aufbruchsstimmung sondern auch sehr viel Unsicherheit und Haltlosigkeit. Lehrpläne und Anforderungen wurden ständig verändert, Ost-Professoren waren deprimiert bis frustriert, Lehrende aus dem Westen kamen nicht immer als Ko-ryphäen, das merkten wir auch als Studenten. Ich wollte weg neue Möglichkeiten lockten. Im Herbst 1989 gelang es mir, mich in Freiburg im Breisgau zu immatrikulieren. Das war schwierig, weil das DDR Abitur noch nicht anerkannt war. Ich blieb nur drei Monate. Ich fühlte mich fremd. Stadt und Umgebung gefielen mir gut, ich traf sehr nette Menschen, hatte viele Freunde und alle waren sehr entgegenkommend. Aber auch sehr anders. Die gemeinsame Sprache schien mir trügerisch. Wir kamen aus verschiedenen Welten, waren unterschiedlich sozialisiert, verhielten uns anders und verstanden uns auch oft genug falsch. Freunde aus dem Osten besuchten mich, wir sangen zur Gitarre und ein westdeutscher Bekannter sagte: Klasse, was ihr so macht. Schade nur, dass ihr das jetzt alles aufgeben müsst. Das Problem war auf den Punkt ge-

bracht. Man schien davon auszugehen, dass wir unsere Art zu leben aufgeben müssten. Das sah ich natürlich völlig anders und ging zurück nach Leipzig. Dort hörte ich eine Vorlesung des Wendepsychologen Joachim Maaz: Sinngemäß sagte er: der Weg zur Gemeinsamkeit führt über die Akzeptanz unseres Verschiedensein. Ich war erleichtert. Genau das dachte ich auch: wir durften nicht so tun, als wären wir nun alle gleich, oder müssten es sofort werden. Gerade die Gegensätze waren spannend und eine große Chance.

Ein Fazit: Die Wendezeit war spannend und beschenkte mich

Für mich persönlich kam die Wende genau zur richtigen Zeit. Ich war 20 als die Mauer fiel. Bis dahin hatten wir den Osten bereist und vieles gesehen und erlebt. Die äußerlichen und inneren Grenzen des Lebens in der DDR haben uns geärgert und oft traurig gemacht uns aber auch viel nachdenken lassen und vor eine Aufgabe gestellt. Die Konsequenz war eine kritische Distanz zu beiden Systemen: dem des Ostens und dem des Westens. Nun aber war der Weg frei für Neues und ich bin ihn sehr gern und ganz natürlich gegangen. Ich studierte zwei Semester in Irland, in den Semesterferien reisten wir nach Mexiko, die USA und Südamerika, fuhren auf dem Landweg durch Russland und China nach Tibet und Nepal. Mit dem Abschlusszeugnis für das Höhere Lehramt in der Tasche arbeitete ich mehrere Monate an der New York University, studierte dann noch das Zusatzfach Kunst in Leipzig, unterrichtete an Sprachschulen und begann im Medienbereich zu arbeiten: zunächst als Sprecher für Funk und Fernsehen, später dann auch vor der Kamera des MDR Fernsehens.

Die Wendezeit war spannend und beschenkte mich mit unzähligen Anregungen ich hatte die Lebenslust, die Neugier und die Kraft, die unabsehbaren Möglichkeiten offen nutzen zu können und mich auf jeden Tag neu einzulassen. Was nicht heißt, dass das heute anders ist.

Constanze Wagner

Ich habe noch eine Zukunft

Constanze Wagner:

Geboren 1954 in Dresden. Ausbildung zum Elektronikfacharbeiter mit Abitur. Anschließend folgte ein Studium für wissenschaftlichen Gerätebau in Dresden mit dem Abschluss Diplomingenieur.

Danach erhielt Constanze Wagner eine Absolventenstelle in Ilmenau, wo sie eine Familie gründete und bis heute in der Nähe der Universitätsstadt lebt. Nach der Entlassung aus ihrem Betrieb 1990 nahm sie eine Ausbildung zur Steuerfachgehilfin wahr. Über die freie Mitarbeit bei einer Tageszeitung konnte sie Redakteurin eines Anzeigenblattes werden. Nach einer Qualifizierung zur Online-Redakteurin arbeitet sie heute in einem Call-Center.

Geboren wurde ich am 4. Dezember 1954 in Dresden, weil mein Vater dort an der TU Akustik studierte. Dresden war deshalb zu dieser Zeit der Wohnort meiner Eltern. Den größten Teil meines Lebens verbrachte ich jedoch in Erfurt. 1958 zogen wir wegen der Arbeitsstelle meines Vaters dorthin. Mittlerweile hatte ich auch eine Schwester. Wir waren eine für damalige Verhältnisse gut situierte Familie. Wohnten in einem schönen AWG-Block am Rande der Stadt. Mein Vater hatte eine leitende Position in einem Elektrotechnikbetrieb und meine Mutter blieb auf seinen Wunsch als Hausfrau zu Hause. Fast 20 Jahre später nahm sie sich jedoch ihre Freiheit wieder und wurde berufstätig. Sie war examinierte Krankenschwester.

Meine Schwester und ich besuchten also keinen Kindergarten. Jedoch gab es im Haus zwei weitere Familien mit Kindern unseres Alters, so dass wir eine sehr schöne Kindheit mit

viel Freiraum im Hof der Wohnanlage verbrachten. Alle Mütter waren Hausfrauen und wir waren gut aufgehoben. Meine Mutter war vielseitig interessiert, hatte allerlei Hobbys und lehrte uns viel, wovon wir noch heute profitieren. Sie schmückte unsere Wohnung mit den damals modernen Batik-Bildern, bastelte Figuren aus Silberdraht und Bast, fotografierte und beschäftigte sich mit Büchern vieler Wissensgebiete. Heute beschäftigt sie sich intensiv und erfolgreich mit der Malerei. Die Mutter lehrte uns immer „mit den Augen zu mause“ und sich für alles zu interessieren. Bei uns zu Hause wurden auch die schwarz-weißen Filme selbst entwickelt und die Papierabzüge angefertigt. Das hat mich immer sehr beeindruckt.

Man musste sich in dieser Zeit anpassen – so wie heute auch

Die Schulzeit war erträglich. Wir waren Pioniere und gingen zu den Nachmittagsveranstaltungen, die ich eigentlich in positiver Erinnerung habe. Auch die FDJ-Zeit war nicht so arg. Es war eben viel gemeinsame Freizeitgestaltung dabei und das war normal. Ich glaube in Sachen Phrasen und Parolen waren wir so abgestumpft, dass uns das irgendwann nicht mehr störte. Es gehörte eben dazu. Man musste sich in dieser Zeit anpassen, so wie heute auch – nur eben anders. Wenn gefragt wurde, wo zu Hause Westfernsehen geguckt wurde, dann musste man eben schwindeln. Und die Antenne blieb unter dem Dach versteckt, weil ihre Ausrichtung den Westgucker verriet und manch einer war deswegen schon ins Gefängnis gekommen, das hatten wir immer im Hinterkopf. Westverwandtschaft hatten wir nicht, deshalb mussten wir mit dem

Markant-Füller schreiben und trainierten unsere Kaumuskeln am harten DDR-Kaugummi, der schnell seinen Geschmack verlor. Um so glücklicher waren wir, wenn wir eine Stange „Viebans“- Nougat erbeuteten oder im Süßwarenladen der Tante die eine oder andere Rarität zugesteckt bekamen.

Mein Vater versuchte so lange es seine dienstliche Position erlaubte, nicht in die SED zu gehen. Irgendwann ging es nicht mehr und er zahlte seinen Beitrag und wurde mit Genosse angeredet. Wir Kinder waren getauft und die Eltern hatten 1954 kirchlich geheiratet. Doch Christenlehre oder Gottesdienste kannten wir nicht. Ich habe gelernt, an die Kraft in mir zu glauben, und ich bin bis heute fest davon überzeugt, dass jeder seines eigenen Glückes Schmied ist.

Eine liberale Grundhaltung entsprach meinem Denken

Als man in der Lehrzeit versuchte, mich in die SED zu werben, lehnte ich ab. Doch ich wurde mit den Worten „Wen wir haben wollen, den bekommen wir auch,“ aus dem ersten Gespräch entlassen. Das machte mir solche Angst, dass ich mich noch in derselben Woche um Aufnahme in die LDPD bemühte, denn ich wollte mich nicht zu etwas zwingen lassen und eine liberale Grundhaltung entsprach ohnehin meinem Denken. Oft wurde ich gefragt, warum ich in dieser Partei bin, denn es brachte einem bei gewissen Leuten ein negatives Image, sich so offiziell von der SED abzuwenden. Ungeschriebenes Gesetz war wohl, dass man als Blockparteimitglied immer nur Stellvertreterrollen erhalten könne. Deshalb wurde mein Entschluss von manchen Mitmenschen belächelt. Mir war das egal. Ich war trotzdem kein Mensch zweiter Klasse; davon war ich überzeugt.

Nach dem Studium zum Diplom-Ingenieur für Wissenschaftlichen Gerätebau erhielt ich eine Absolventenstelle im Raum Ilmenau, wo ich heute noch lebe. 1981 heiratete ich. Seit 23 Jahren besteht unsere Familie nun schon und wir wohnen seit 1983 im eigenen Haus. 1983 und 1987 wurden die Kinder ge-

boren. Katrin ist jetzt 21 und studiert in Regensburg Biologie. Daniel ist 16 und in der 10. Klasse des Gymnasiums. Ich blieb jeweils zweieinhalb Jahre zu Hause, ehe ich die Kinder in die Kinderkrippe gab. Man bekam ja auch gleich wieder seine Arbeit. Da brauchte man sich gar keine Gedanken zu machen, das war einfach selbstverständlich. Heute ist das undenkbar, dass man sich in Sachen Arbeitsplatz sicher fühlen kann.

Es gab eigentlich viel, das wir in dieser Zeit schafften, obwohl doch alles so schwierig war. Vor allem war das Erfolgserlebnis damals ja viel größer. Da war beispielsweise die Zentralheizung, die wir uns 1988 einbauten. Gebrauchte Gussradiatoren wurden gesandstrahlt und mit Hilfe einer selbstgebauten Vorrichtung auf Dichtheit geprüft. Irgendwie bekamen wir auch die Teile für den Heizkessel zusammen und das Rohr konnte man im Betrieb meines Mannes (Stahlbau) kaufen. Auch Fußbodenbelag war nicht einfach zu bekommen. Im Urlaub in der Oberlausitz sahen wir einen Teppichboden, der uns zusagte und wir schafften es, ihn per Bahn nach Hause zu schicken, denn in den Trabbi passte er nicht rein. Doch so schnell würden wir keinen so schönen Bodenbelag woanders bekommen. Für den praktischen Klappsportwagen, den ich aus zweiter Hand bekam, nähte ich einen komplett neuen Bezug und hatte einen schicken „Neuwagen“. Die Eheringe habe ich alleine in der Bezirksstadt erbeutet, weil es dort einen Hochzeitsausstatter gab, der manchmal Trauringe bekam. Ich bin hingefahren und hatte Glück.

Wir hatten Arbeit, verdienten Geld und machten das Beste daraus

Es sind eben meist die materiellen Dinge, die im Gedächtnis geblieben sind, weil man damit viel zu tun hatte. Wir hatten Arbeit, verdienten Geld und machten das Beste daraus. Vor allem hatten wir Freunde und Bekannte, denen es genauso ging, mit denen wir tauschten oder Beziehungen knüpften und denen wir vertrauten. Im dörflichen Bereich wusste man, wer „große Ohren“ hatte und hielt sich ent-

sprechend zurück. Die Zeit, als die Leute dann waggonweise nach Ungarn gingen, um von dort aus gen Westen zu flüchten, während hier die Herrschaften ihren 40. Jahrestag vorbereiteten, habe ich noch sehr intensiv in Erinnerung.

Ich war ja mit meinem zweiten Kind zu Hause und zog mir jede Nachrichtensendung rein. Nie vergessen werde ich die Bilder, von den Flüchtlingen, die den Botschaftszaun überstiegen und ihre Kinder über die Eisenspitzen hinüberreichten. Das hätte ich mir nie getraut. Wie verzweifelt mussten diese Menschen gewesen sein, wenn sie die Gefahr auf sich nahmen, aufgegriffen und von ihren Kindern getrennt zu werden. Hatten sie sich das überhaupt vorher überlegt, oder gab es hier ein ganzes Stück Gruppendynamik? Schließlich blieben nicht nur Freunde und Verwandte, sondern auch viel Materielles zurück.

Wer macht es richtig? Die, die geblieben sind, oder die, die flüchteten? Was, wenn man uns hier noch mehr einschränken würde? Wenn es am Ende wie in China kommt? Bange Fragen, auf die ich keine Antwort wusste. Ich hatte ja so viel Negatives über das Leben in der BRD gehört, dass ich nie und nimmer rüber gegangen wäre. Arbeitslosigkeit und Kokain, neidische Nachbarn und keine Kollegialität, Kinderfeindlichkeit und Wuchermiete – das war mein „Westbild“.

Irgendwie war es schon irre, was da so alles passierte

Trotzdem reihten wir uns zwei Tage nach der Grenzöffnung in die Schlange der Antragsteller ein und reisten nach drüben, um unser Begrüßungsgeld in Empfang zu nehmen und den typischen Geruch der großen Kaufhäuser aufzusaugen. Es war zwar kein erhebendes Gefühl, die „Spende“ abzuholen, aber irgendwie war es schon irre, was da alles so passierte. Plötzlich gab es Westgeld für alle, in der Zeitung standen Wahrheiten und was für welche! Sogar das Westfernsehprogramm wurde abgedruckt, im SED-Bezirksblatt! Als die Menschen in Leipzig für uns auf die Straße gingen, hatte ich noch Hoffnung, dass es eine

bessere DDR geben könnte. Schade nur, dass es keine bessere Lösung für unser Problem gab und wir den bundesdeutschen Kapitalismus übergestülpt kriegten. Für viele ist aus Hoffnung Hass geworden, denn eine tolle Chance wurde vergeben. Nun sind wir mehr eine Kolonie und egal wer am Ruder ist, die Politik geht wieder am Volk vorbei und nutzt seine Ängste und Nöte höchstens für strategische Parolen aus.

Ich habe allerdings auch Chancen für mich gesehen und genutzt, die ich in der DDR nicht gehabt hätte. Dort wäre ich bis zum Rentenalter in meinem Betrieb geblieben und mehr oder weniger auf der Stelle getreten. Ich wäre auch nie auf die Idee gekommen, unter dem Motto „Goethe ist tot – vertrauen Sie mir!“ aus meiner Neigung zum Gedichteschreiben eine „Taschengeld-Quelle“ zu machen. Mittlerweile habe ich bundesweit viele zufriedene Kunden, die zu allen möglichen und unmöglichen Anlässen Gedichte schreiben lassen.

Nach der Entlassung einen neuen Beruf erlernt

Aus der Not heraus hatte ich nach der Entlassung aus meinem DDR-Betrieb 1990 einen neuen Beruf gelernt. Ich nutzte die Möglichkeit Steuerfachgehilfe zu werden, weil ich damit gleich viel über das neue Wirtschaftssystem und das Steuerrecht erfahren würde. Das konnte ich immer gebrauchen, dessen war ich mir sicher. Nebenbei schrieb ich für die Tageszeitung „Freies Wort“. Das Schreiben lag mir und machte mir Spass. In der DDR wollte ich jedoch kein Journalist sein. Da hat man ja schon die kleinen Einspalter, die ich während des Studiums für die „Volkswacht“ verfasste vollständig umgekrepelt.

Nach der neuen Berufsausbildung vergingen nur wenige Wochen und ich bekam das Angebot, Redakteur eines Anzeigenblattes in Ilmenau zu werden. Der Kontakt zur Tageszeitung hatte mir also genützt. Ich nahm das Angebot an, entwickelte mich in dieser Branche immer weiter und war erfolgreich. Nach achteinhalb Jahren wurde das Blatt bei uns im

Kreisgebiet jedoch aus „Wirtschaftlichkeitsgründen“ eingestellt. Was tun, wenn einen das Arbeitsamt nur noch als Redakteur führt und die Ingenieursvergangenheit nichts mehr nützt? Es gibt doch Online-Redakteure, dachte ich mir und lies mir eine zwölfmonatige Weiterbildung in Sachen Internet und Webdesign genehmigen.

Danach bewarb ich mich auf ein Stellenangebot als Call-Center-Agentin, weil es gerade nichts passenderes gab. Von 24 Trainingsteilnehmern bleiben fünf – ich auch. Es ist nicht das Call-Center, dass ich gerne mit

einer Legebatterie vergleiche, denn es sind viel bessere Bedingungen. Ich kann mich mit der Arbeitsaufgabe identifizieren, und die Sache macht Spass. Mittlerweile habe ich nebenbei zehn Bücher über Telefonmarketing und Verkaufspsychologie gelesen, denn wenn ich Neuland betrete, will ich alles darüber wissen und keine halben Sachen machen. Ich bin eine erfolgreiche Verkäuferin geworden, habe viel Interessantes und Neues gelernt und möchte eine Top-Telefon-Verkäuferin werden, denn so etwas braucht die Zukunft und noch habe ich eine, dessen bin ich mir sicher.



Volker, Gertraude und Michael Wähler: Eine hart erarbeitete Erfolgsgeschichte

Volker Wähler:

Geboren 1944 in Frankenau. Nach landwirtschaftlicher Lehre Studium zum Agraringenieur von 1968 bis 1990. Abteilungsleiter in der LPG Pölzig. 1990 Rückübertragung des eingetragenen Bodens mit Inventar. Seit 1990 Bewirtschaftung von fast 600 Hektar Land

Gertraude Wähler:

Geboren 1944 in Paschwitz. Nach Berufsausbildung mit Abitur Studium zur Agrarpädagogin. Jetzt arbeitet sie im eigenen Familienbetrieb.

Michael Wähler:

Geboren 1970, Berufsausbildung mit Abitur 1990 abgeschlossen. Seitdem Jungbauer auf dem Hof der Eltern.

Das Gespräch führte
Rainer Morgenroth

Wenn du interessante Wendebiographien aus der Landwirtschaft suchst, dann fahre nach Frankenau zu Familie Wähler, meinte ein befreundeter Journalist. Über die habe sein Blatt schon einige Artikel gebracht. Also Adresse besorgt, angerufen, Interviewzusage erhalten, hingefahren.

Nun sitzt mir die Familie gegenüber, besonnen abwägend Volker und Gertraude Wähler, selbstbewusst der Sohn Michael und sich bescheiden zurückhaltend, Tochter Susanne. Freimütig und offen reagieren sie auf meine Fragen nach dem Geheimnis ihres Erfolges, verhaltener Stolz klingt in den Antworten an. Ganz bedacht reflektieren sie über ihre Entwicklung, da wird mir deutlich da war nicht einfach nur Glück oder Zufall im

Spiel. Hinter diesem Erfolg stehen unerschütterlicher Wille, Kraft und Geschlossenheit einer Familie, sich ihren ureigensten Lebensentwurf zu verwirklichen. Sie wollen Bauern sein, selbstständig, frei und bodenständig. Da wird nichts neudeutsch umschrieben, das ist ein stolzes Bekenntnis zum Bauernstand. Das liegt ihnen im Blut, das sind sie mit Leib und Seele, darin sehen sie die Sinngebung ihres Lebens. Dabei keine Spur von Romantisierung oder Verklärung. Harte Arbeit, knallhartes Rechnen, Mut zum kalkulierten Risiko, ein tragfähiges Konzept und anfangs viele schlaflose Nächte ließen hier einen zukunftsorientierten landwirtschaftlichen Betrieb entstehen. Etwa 600 Hektar Land bewirtschaften sie, über 80 Köpfe zählt ihre Limousinherde: prachtvolle Kühe, Färsen, Jungrinder, Jungbullen und Deckbullen. Diese Rinder werden als Spitzenherdbuchzucht geführt. Und wenn man die Hofanlagen als Ganzes sieht, versteht man, weshalb das Land Thüringen den Thüringer Tierschutzpreis 2003 gerade dieser Familie, diesem Hof verliehen hat.

Altes und Neues harmonisch in Einklang gebracht

Großzügig und weiträumig angelegt sind die Anlagen beider Hofstellen, das betrifft Ställe, Getreidesiloanlagen, Maschinenhalle, Werkstatt mit Sanitärtrakt, Bergehalle usw. Neben den modernen Anlagen lassen die beiden ursprünglichen Höfe unschwer erkennen, wie sehr sich Familie Wähler bäuerlicher Tradition verpflichtet fühlt. Liebevoll hergerichtet die zwei Hofstellen, behutsam restauriert und modernisiert, alte Bausubstanz erhalten, integriert. Überall sichtbar der Wille, Altes und Neues in Einklang zu bringen. Der Versuch

scheint gelungen, keine Brüche, alles geschmackvoll, natürlich, harmonisch. Besonders der elterliche Hof Volker Wählers beeindruckt mich: ein typischer alter Vierseitenhof. Im Hof das alte Natursteinpflaster, eine riesige Linde – nichts verbirgt sein Alter, aber alles wirkt intakt, lebendig. Haus und Garten gepflegt, wohnlich. Hier fühlt man sich sofort geborgen. Ein Bauernhof mit Tradition, wie auch die Familienchronik, die bis ins Jahr 1643 zurückreicht, belegt. Über 350 Jahre lebt die Familie schon hier in Frankenau. Und die Wende bot ihnen die Chance nach 30 Jahren Zwangskollektivierung wieder an diese Tradition anzuknüpfen. Der Entschluss zur Wiedereinrichtung des Hofes wurde 1990 getroffen. Ganz leicht fiel er sicher nicht. Aber diese Geschichte sollen die Wählers selbst erzählen.

Volker Wähler Wiedereinrichter

1944 wurde ich in Frankenau als Sohn einer Bauernfamilie geboren. Nach dem Krieg gehörten wir mit 50 Hektar Land zur Kategorie der Großbauern, die nach der Bodenreform und der Gründung der DDR besonders argwöhnisch betrachtet wurden und als poten-

tielle Klassenfeinde ständigen Repressalien ausgesetzt waren. Obwohl es bereits 1953 in unserem Ort eine LPG gab, führten meine Eltern den Hof selbständig weiter. Auch nachdem 1953 mein Bruder mit einem Pferdegespann tödlich verunglückte und mein Vater 1957 starb, bewirtschaftete meine Mutter trotz ungeheuren politischen Drucks den Hof bis 1962. Dann musste sie der LPG im Rahmen einer staatlichen Kampagne (zynisch Sozialistischer Frühling benannt) doch beitreten.

Zu dieser Zeit befand ich mich nach Abschluss der 10. Klasse POS (heute Realschule) bereits in einer landwirtschaftlichen Lehre im VEG Kleinaga. Danach absolvierte ich von 1962 bis 1965 die Landwirtschaftliche Fachschule in Altenburg und erwarb dort den Abschluss eines Staatlich geprüften Landwirtes (Agraringenieur Fachschule). Anschließend übernahm ich meine erste Leitungstätigkeit in der Rinderproduktion der LPG Nauendorf. Von 1968 bis 1990 arbeitete ich als Abteilungsleiter der Schweineproduktion in der LPG Pölzig. Dort war ich unter anderem für eine moderne Zuchtanlage mit 800 Sauen sowie Läufer- und Mastproduktion verantwortlich.

Durch meine konservative und christliche Erziehung sowie meine Herkunft war mir die



Ideologisierung des Alltags- und Arbeitslebens von Natur aus zuwider. Hinsichtlich meines sozialen Hintergrundes war mir bewusst, dass ich immer nur auf der mittleren Leitungsebene arbeiten würde. Ich war in meinem Umfeld als kritischer Mensch bekannt, aber als Fachmann wurde ich gebraucht. Und als Fachmann, als Bauer, vertiefte ich mich in meine Arbeit. Ich habe mich für die betrieblichen Belange eingesetzt, als wäre ich Eigentümer eine Charakterfrage.

Aufgrund politischer Anfechtungen suchte ich nach politischen Nischen. So wurde ich Mitglied der Bauernpartei und später in den VdgB-Kreisvorstand gewählt. Im Rahmen der VdgB (Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe) engagierte ich mich auf kommunaler Ebene. Als Ortsvorsitzender erachtete ich es als wichtig, mich um die alltäglichen Belange und Bedürfnisse zu kümmern (unter anderem das Organisieren von Mangelware) und das kulturelle Leben im Dorf mitzugestalten. Engpässe und Unzulänglichkeiten gab es auf allen Gebieten und sie nahmen zu. Trotz allem stand für die Familie nie die Frage einer Ausreise in die Bundesrepublik. Dafür waren wir wie schon unsere Eltern zu bodenständig.

Es gab Hoffnungen durch die politischen Signale Gorbatschows

Spätestens im Sommer 1989 war allen halbwegs realistisch Denkenden klar, dass die DDR umgebaut werden musste. Und es gab Hoffnungen durch die politischen Signale Gorbatschows und die Demonstrationen in Leipzig und anderen großen Städten auch in Gera. Die politische Situation war angespannt. Mit der Grenzöffnung entlud sich diese Spannung explosionsartig. Es war geschehen und vor allem: friedlich. Während sich die meisten Menschen, die neue Freiheit auskostend, Richtung Westen bewegten, kreisten unsere Gedanken unmittelbar um mögliche Wege der Privatisierung.

So fuhren auch wir gen Westen. Doch nicht, um die Konsumtempel zu stürmen, sondern um Bauernhöfe zu besuchen, uns über Spezialisierungsformen, betriebswirtschaft-

liche Belange, Marktlage und Ähnliches zu informieren. Die Bauern ermutigten uns und gewährten Einblicke in ihre Betriebe. Um Weihnachten fassten wir den Entschluss: Wir gehen das Wagnis ein, mit allen Konsequenzen. Da war an Wiedervereinigung und DM noch nicht zu denken, wohl aber an ein freieres, selbstbestimmtes Leben auf Grundlage eines eigenen Betriebes.

Antrag auf Rückübertragung im Februar 1990

Deshalb stellte ich bereits im Februar 1990 den Antrag auf Rückübertragung des eingebrachten Bodens und Inventars. Anfänglich schien mein Ausstieg einvernehmlich und kooperativ vonstatten zu gehen. Bis Dezember erfüllte ich noch meine Leitungsaufgaben in der LPG, obwohl ich seit 1. November 1990 offiziell privat wirtschaftete. Zusammen mit meinem Sohn Michael wurden unsere Betriebe in Erfurt unter den Registriernummern 02 und 03 eingetragen. Also nur einer hatte vor uns den gleichen Schritt gewagt.

Das war aber nur der erste Schritt. Viele, weit schwierigere folgten. Enttäuschend sind für mich bis heute die Erfahrungen auf persönlicher Ebene. Menschen, mit denen man jahrelang gemeinsam gearbeitet hatte, begegneten einem mit Häme und Missgunst. Zudem kam es zu harten Auseinandersetzungen mit der Genossenschaft in Vermögensfragen. Geld war dringend nötig. Die Bauernbank blockte ab. Die Nord LB ließ sich von unserem Konzept und Engagement überzeugen und war zu Krediten bereit. Für viele Landeigentümer kam die Wiedereinrichtung eines Hofes nicht in Frage, so dass wir durch Zupachtung mit fast 250 Hektar zu wirtschaften beginnen konnten. Der Betrieb wuchs und seit 1996 bearbeiten wir fast 600 Hektar.

Die Wende bedeutet für uns persönliches Glück und eine einmalige Chance. Sie zu nutzen kostete uns ungeheure Anstrengungen. Doch da halfen der gemeinsame Wille und die gegenseitige Ermutigung. Deshalb bin ich nicht nur stolz auf das Erreichte, nein vor allem auf den familiären Zusammenhalt.

Damit können wir unbesorgt der Zukunft entgegensehen und natürlich dem Ruhestand, der, wie ich mich und meine Familie kenne, auch ein Unruhestand werden wird. Jetzt dürfen aber neben der politischen und wirtschaftlichen Problematik natürlich die für uns so wichtigen familiären Höhepunkte, wie unsere Hochzeit 1966, die Geburten unseres Sohnes Michael im November 1970 und im Januar 1972 unserer Tochter Susanne sowie deren Erziehung nicht unerwähnt bleiben. Aber das darzustellen überlasse ich eher meiner Frau, denn sie war immer und ist der Mittelpunkt der Familie.

Gertraude Wähler Mittelpunkt der Familie

Vieles von dem, was mein Mann dargelegt hat, kann ich nur noch unterstreichen, haben wir doch das meiste gemeinsam durchlebt und manchmal auch durchlitten. Ich möchte dem Leser zum besseren Verständnis unserer Familiengeschichte und der Motive unseres Handelns noch einige biographische Ergänzungen an die Hand geben.

Auch ich bin Jahrgang 1944 und stamme aus einer Bauernfamilie. Geboren bin ich in Paschwitz bei Eilenburg, aufgewachsen auf einem Hof in Kirchremda bei Remda. Diesen Hof hatten meine Eltern nach familiären Erbvorgängen 1952 käuflich erworben und wir übersiedelten dorthin. Ich war das jüngste von vier Kindern und wuchs in einer wertegeprägten und -vermittelnden Familie auf. Meine Eltern waren im Herzen Gegner der sich herausbildenden kommunistischen Diktatur und deren zunehmenden Eingriffen und Repressalien gegenüber allen privatwirtschaftlichen Initiativen. Wir waren Großbauern mit unseren 49 Hektar. Großbauern wurden verteufelt als Ausbeuter, als Schieber, als Gegner der Kollektivierung und damit als Klassenfeind. Dementsprechend wurden sie behandelt. Ich habe dies in meiner Kindheit miterlebt, auch wenn mir viele Zusammenhänge erst später klar wurden. Da war die Zeit der Schauprozesse gegen Bauern in unserer Nachbarschaft, in Nachbardörfern. Da gab es will-

kürliche Hofumstellungen und Hausdurchsuchungen auch bei uns. Dass diese sogenannten Großbauern durch erhöhte Arbeitsleistung aller Familienmitglieder sich selbst ausbeuteten, blieb der Öffentlichkeit verborgen. Zudem wurden wir mit unverhältnismäßig hohem Ablieferungssoll belegt, ohne Rücksicht auf Bodenwertzahlen, Wetterunbilden und ähnlichem. Dieses Soll war meist unerfüllbar. Die Folge waren herbe Einschränkungen der Lebensqualität. Lebensmittelmarken bekamen wir als Selbstversorger ohnehin nicht, die Butter- und Milchzuteilung wurde bei Nichterfüllung des Solls gekürzt, die Anzahl der Schlachtscheine wurde entsprechend der Sollerfüllung gewährt (Schwarzschlachtung bedeutete Gefängnis!).

Ich will das nicht weiter ausbreiten, aber man kann sich sicher vorstellen, wie die Einstellung meiner Eltern und größeren Geschwister zum Staat DDR war. Sie rieben sich daran auf. Besonders mein Vater, ein diplomierter Landwirt, konnte dies nie verwinden, die Ohnmacht vergrub er oft in stiller Wut. Meine Mutter erkrankte an einem Gehirntumor, musste lange leiden. Die Operation wurde hinausgezögert, weil man nicht zugeben wollte, dass der dafür in Frage kommende Chirurg der DDR den Rücken gekehrt hatte. Sie verstarb 1958.

Wir mussten den Hof unter Polizeiaufsicht verlassen

Auch nach dem Tod meiner Mutter ließen die Repressalien gegen unsere Familie nicht nach. Als sich mein Vater weiterhin weigerte, in die LPG einzutreten, wurden Gründe für Zwangsmaßnahmen gesucht und gefunden z.B. eben Sollsschulden. So wurde der Betrieb über Nacht an die LPG zwangsverpachtet, Treuhänder war der Rat des Kreises. Wir mussten den Hof unter Polizeiaufsicht binnen Tagen verlassen, nur persönliche Dinge durften mitgenommen werden. Lebendes und totes Inventar wurde unter Wert geschätzt, so dass das ganze einer Enteignung gleichkam, für die der Staat damals aber keine gesetzliche Handhabe hatte. Ich will das heute nicht mehr

einklagen, will nicht rechten und nicht richten. Doch ich wollte das auch ansprechen, um stellvertretend zu zeigen, was viele Bauernfamilien in dieser Zeit erleiden und 30 Jahre ohne Möglichkeit offener Aufarbeitung mit sich herumtragen mussten. Deshalb war es für uns nach der Wende auch selbstverständlich, diese Flächen wieder zu bewirtschaften, soweit sie nicht mit Hilfe des Aufbau-Gesetzes von 1952, gegen das man auch heute keine Handhabe hat, enteignet worden waren.

Im Jahr der Zwangsverpachtung schloss ich die 8. Klasse ab und ging an die POS nach Neusitz. Im Anschluss an die 10. Klasse wollte ich eigentlich Grundschullehrerin werden. Ich wurde abgelehnt, da mein Vater immer noch nicht in der LPG arbeitete. Im damaligen Bezirk Gera bemühte man sich zu dieser Zeit, die erste Klasse Berufsausbildung mit Abitur in der Landwirtschaft im VEG Kleinaga zu bilden. In dieser Klasse lernte ich von 1960 an und legte 1963 die Abitur- und Facharbeiterprüfung erfolgreich ab. Danach studierte ich an der Humboldt-Universität Berlin Berufspädagogik. Das Studium schloss ich 1968 als Diplomagrarpädagoge ab und arbeitete bis 1972 als Lehrerin. Wegen der Erziehung der Kinder gab ich den Lehrerberuf auf, da eine halbe Stelle damals nicht möglich war. 1973 begann ich, halbtags in der LPG zu arbeiten und war unter anderem für die Dokumentation und die Auswertung der Schweinezuchtergebnisse verantwortlich.

Den Kindern einen gangbaren Weg ins Leben ebnen

Nun aber weg von biographischen Fakten. Sie zeigen vordergründig, wir hatten uns in der DDR eingerichtet, so gut es entsprechend unseres Lebensentwurfes möglich war. Vor allem wollten wir unseren Kindern eine Lebensperspektive bieten, sie in unserem Sinne lebens-tüchtig erziehen. Der christlich-ethische Hintergrund unserer Familie formte sie mit. Sie wurden getauft und später auch konfirmiert. Als Eltern waren wir aber bemüht, unseren Kindern gangbare Wege ins Leben zu ebnen. Dazu gehörte auch die Teilnahme an der Ju-

gendweihe, um eine Außenseiterposition zu vermeiden, die wir als Eltern kannten. Wir wollten ihnen vorleben, dass man auch in der DDR aufrecht gehen und sich im Inneren selbst treu bleiben konnte. Ich habe das auch nach außen signalisiert, unter anderem als ich 1970 als Synodale am Kirchentag in Erfurt teilnahm. Auch als Lehrerin wurde ich als Christin stillschweigend toleriert.

Unsere Kinder wurden zu Hause zu Offenheit und freiem Ausleben ihrer Empfindungen erzogen. Soweit es die beschränkten Möglichkeiten im Staat zuließen, ermöglichten wir ihnen eine gewisse Weltoffenheit, die besonders unsere Tochter bis heute prägt. Beide Kinder legten 1990 das Abitur ab. Susanne studierte in Erfurt und Jena Deutsch und Englisch für das Lehramt an Gymnasien. Im Rahmen des Studiums war es ihr jetzt möglich, zwei Jahre in England, dem früheren kapitalistischen Ausland, zu leben und zu arbeiten.

Die Kinder nahmen unsere Werte an

Michael erkannte wie sein Vater die einmalige Chance der Wende, sofort einen lebensfähigen Hof aufzubauen. Und so beschriff er mit der Betriebsgründung den Weg in die wirtschaftliche Selbständigkeit. Die Kinder nahmen also unsere Werte an und verinnerlichten auch unsere Distanz zur überideologisierten DDR-Gesellschaft. Dies manifestierte sich bei Michael beispielsweise in der Wehrdienstverweigerung.

Ängste und diffuse Befürchtungen bekam ich aber 1989 in den Sommer- und Herbstmonaten. Da gingen wir mit den Kindern zu jeder Demo nach Gera. Das war schon anders als das vormalige Anecken Michaels in der Schule. Niemand wusste, ob der Staat nicht zurückschlagen würde. Zum Glück verliefen diese Zeit und die Wende selbst friedlich. Was dann in unserer Familie passierte, weiß der Leser im Wesentlichen.

Wir haben uns gemeinsam entschieden. Auch ich wusste, was da auf uns zukam. Doch ich wollte diese Chance genutzt wissen. Ich

bin sicher, wir haben das Richtige getan. Auch wenn wir uns damit Mehrarbeit ohne absehbares Ende auferlegt haben.

Mit der Buchführung für beide Betriebe und einem kleinen Transportunternehmen als drittes Standbein bleibe ich wahrhaftig nicht unterfordert. Dazu habe ich auch noch die Direktvermarktung unserer Produkte mittels Hofladen in meiner Regie. Und was an Hausarbeit in einer Bauernfamilie zu tun ist, muss ich wohl nicht besonders betonen.

Michael Wähler Jungbauer

Die Wende und die deutsche Wiedervereinigung betrachte ich als einzigartigen Glücksfall für die Menschen in unserem Land, für Politik und Wirtschaft im Allgemeinen und für mich als selbstständigen Jungbauern im Besonderen. Den Umbruch von 1989/90 halte ich politisch für mich als das wichtigste Ereignis der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, weil er dem Willen der Menschen entsprach, demokratisch und vor allem ohne Gewalt verlief.

Weshalb ich dies so uneingeschränkt ausspreche, dürfte jedem Leser unserer Familiengeschichte klar sein. Meine Eltern und Großeltern haben ganz andere Umbrüche erleben und erleiden müssen, die ihnen keine Gestaltungsmöglichkeiten eröffneten, sondern verbauten. Deshalb bin ich für das Geschenk der Wende von 1989 dankbar, eben weil ich sie als Chance für die junge Generation begriffen und angenommen habe. Auch wenn an den damit verbundenen Möglichkeiten nicht alle gleichzeitig teilhaben konnten und sicher auch unverschuldet soziale Härten verkraftet werden mussten, die Möglichkeit freier Selbstbestimmung für alle kann nicht hoch genug geschätzt werden. Und allen alles gleichzeitig geben, geht wohl in keiner Gesellschaft.

Von dem Versuch der Gleichmacherei und politischen Bevormundung in der DDR hatte die Mehrheit die Nase voll. Das habe ich während der Demonstrationen im Herbst 1989 erlebt. Deshalb glaube ich auch als junger

Mensch mitreden zu können, allein wenn ich an meine Schulzeit denke. Ich bin, wie schon zu lesen war, christlich und damit zur Offenheit erzogen worden. Das ist mir mehr als einmal auf die Füße gefallen. Während meiner Berufsausbildung mit Abitur, die ich 1990 abschloss, gab es für das einfache Bekenntnis zum Glauben oder zu pazifistischen Gedanken Repressalien. Das Tragen von Symbolen wie Vertrauen wagen oder Schwerter zu Pflugscharen wurde als DDR-feindliches Verhalten ohne Diskussion geahndet. Ich habe diese Abzeichen getragen, aber ihre Botschaft nicht bis zur Endkonsequenz wie Strafverfolgung, Berufsverbot oder Ausweisung vertreten.

Auch wenn ich solches Verhalten bekannter DDR-Kritiker hoch achtete, wollte ich kein Held in diesem Sinne sein, denn der Schaden für mich und die Familie wäre unwägbare groß gewesen. Es war schon problematisch genug, sich überhaupt in kritischer Distanz zur offiziellen Linie zu bewegen, ohne seine Berufsziele zu gefährden. Ich verweise nur auf ein Beispiel. Noch unmittelbar nach der Grenzöffnung wurde mir trotz Entschuldigung eine Fahrt nach Westberlin als Verstoß gegen die Schulordnung ausgelegt und mein Ausschluss vom Abitur erwogen. Solche Gängelei und Bevormundung ist glücklicherweise vorbei, das Experiment Sozialismus ist offensichtlich misslungen und schon fast Geschichte. Vieles daraus muss aufgearbeitet werden.

Kontakte zu russischen Landwirten pflegen

Das meine ich durchaus nicht polemisch. Sonst würde ich nicht mit meinem Vater zusammen Kontakte zu russischen Landwirten pflegen. Dies geht auf einen Vortrag meines Vaters zur privaten Umgestaltung der Landwirtschaft zurück, den er vor einem russischen Landwirtschaftskongress hielt. In diesen Erfahrungsaustausch hat mich mein Vater von Anfang an eingebunden. Seit Dezember 98 gibt es gegenseitige Kontakte und Besuche. Bei uns war zum Beispiel eine Delegation der

russischen Duma mit dem stellvertretenden Landwirtschaftsminister zu Gast. Und es ist schön und macht auch ein wenig stolz, wenn ich als junger Mensch schon Einiges weitergeben kann, um anderen in ähnlichen Umbruchsituationen helfen zu können. Natürlich nutze ich dabei auch die berufliche Erfahrung meines Vaters.

Überhaupt habe ich meinen Eltern vieles zu verdanken. Allein hätte ich eine solche Hofstelle, wie ich sie jetzt besitze, nicht einrichten können. Einen solchen Betrieb zu managen ist schon eine lohnende Heraus-

forderung. Und es ist schön zu wissen, dass ich dabei immer auf die Erfahrungen meiner Eltern zurückgreifen, aber auch eigene Ideen umsetzen kann. Das ist eben so in einer Bauernfamilie. Wir stehen unserer Tradition gemäß generationenübergreifend zusammen.

Für uns gilt auch das alte Goethewort: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Und diesen Gefallen werden meine Schwester und ich unseren Eltern gerne tun, in Achtung und Dankbarkeit für die Chancen, die sie uns eröffnet haben.



Joachim Wanke: Bischofsdienst in gewendeten Zeiten

Joachim Wanke:

Geboren 1941 in Breslau kam er als junger Mann von Schlesien nach Ilmenau.

Das Abitur legte er an der Goethe-Oberschule Ilmenau ab. Danach folgte ein Studium am Philosophisch-Theologischen Seminar in Erfurt. 1966 Priesterweihe im Dom zu Erfurt, bis 1969 war er im Seelsorgedienst in Dingelstädt tätig. Danach folgten ein Aufbaustudium, die Promotion und danach die Arbeit als Dozent und später als Professor an der kirchlichen Hochschule in Erfurt. 1980 wurde Joachim Wanke zum Nachfolger des schwer erkrankten Bischofs Aufderbeck ernannt. Seit 1981 leitet er den Bistumsbereich Thüringen, das heutige Bistum Erfurt.

Die tief greifende Zäsur der politischen Wende habe ich in Thüringen als katholischer Bischof erlebt. Ich sage im Blick auf meine Biographie vorweg gleich meine Grundthese: Mir ist als Bürger und Kirchenmann der Staat abhanden gekommen – aber nicht meine Heimat! Ich sage dies, obgleich ich selbst nicht in Thüringen, sondern 1941 in Breslau geboren wurde. Von Geburt bin ich also Schlesier, aber dem Gefühl und der konkreten Erfahrung nach Thüringer. Der Zufall, näherhin die Möglichkeit, beim Bruder meines Vaters Unterkunft zu finden, brachte mich mit meinen zwei Geschwistern und meiner Mutter nach Ilmenau. Der Vater war schon 1944 verstorben. Hier in Ilmenau verbrachte ich die Jahre meiner Kindheit und Jugend bis zum Abitur in der Goethe-Oberschule. Es waren Jahre des Mangels und der Entbehrung, die ich als Kind freilich weniger wahrgenommen habe als meine Mutter und die älteren Ge-

schwister. Thüringen, seine Berge und Täler, die Menschen und ihre Schicksale sind mir, dem Nicht-Einheimischen, hier emotional nahe gekommen. Noch heute empfinde ich Ilmenau und seine Umgebung als Heimat, nicht zuletzt auch wegen der Pfarrgemeinde, in der ich viele Freunde gewann, aber auch wegen der Klassengemeinschaft, die sich heute noch trifft – trotz der unterschiedlichen Wege, die die Einzelnen gegangen sind.

Deutliche Staatsdistanz des Heranwachsenden

Die Beheimatung im kirchlich-katholischen Umfeld brachte für den heranwachsenden Jugendlichen eine deutliche Staatsdistanz mit sich. Die älteren Geschwister gingen nach dem Westen. Die Mutter, die sich als einfache Arbeiterin in einem Elektrobetrieb eine Existenz geschaffen hatte, wollte bleiben, zumal sie selbst noch ihre betagte Mutter bei sich hatte. Ich selbst entschloss mich für den Beruf als katholischer Geistlicher. Deshalb ging ich nach Erfurt an das Philosophisch-Theologische Studium. Diese kirchliche Hochschule war dem Einfluss des ehemaligen Hochschulministeriums entzogen, freilich sorgfältig beobachtet und überwacht, wie nach der Wende aus den MfS-Unterlagen zu ersehen war. Ich wurde 1966 im Dom zu Erfurt zum Priester geweiht und war drei Jahre im Seelsorgedienst in Dingelstädt (Eichsfeld). Dann wurde ich zu einem Aufbaustudium wieder nach Erfurt gerufen, promovierte mit einem biblischen Thema und wurde Dozent und später Professor an der genannten Hochschule. 1980 wurde ich zum Nachfolger des schwer erkrankten Vorgängerbischofs Hugo Aufderbeck ernannt und seit dessen Tod im Januar 1981 leite ich

den Bistumsbereich Thüringen, das jetzige Bistum Erfurt.

Das einschneidendste Erlebnis meiner Dienstjahre als Bischof war ohne Zweifel die politische Wende 1989/90. In meinen letzten Dienstjahren in der DDR-Zeit wurde deutlich, dass das alte System innerlich ausgehöhlt war. Es war auf Machterhalt bedacht und weniger auf die Gewinnung der Köpfe und Herzen der Menschen ausgerichtet. Besonders die innere Distanz zu dem Reformkurs, der durch Gorbatschow in der Sowjetunion eingeleitet wurde, machte mich sehr nachdenklich. Freilich: Ein schnelles Ende der DDR habe ich mir bis in den Sommer 1989 hinein nicht vorstellen können.

Hoffnung auf die Einheit Deutschlands

Die Hoffnung, dass einmal die Einheit Deutschlands kommen würde, war in meinem kirchlichen Umfeld sehr wach. Wir haben immer wieder in den Gemeinden und persönlich um die Einheit Deutschlands gebetet. Der Blick in die Geschichte zeigt ja, wie auf Unfreiheit und Lüge gebaute Systeme letztlich nicht lange halten. Doch ob ich das noch persönlich erleben würde, war mir (und sicherlich vielen anderen) sehr zweifelhaft.

Im Prozess der Wende und unmittelbar danach habe ich deutlich gesehen, was eine christlich profilierte Biographie bedeuten kann. Frauen und Männer, die aus der Arbeit der Studentengemeinden kamen, aus der Gremienarbeit der Pfarreien oder die sich sonst ein Gespür für eine unverbogene Existenz bewahrt hatten, brachten sich in die Wendeereignisse ein. Nicht alle hielten dann später dem stand, was die konkret gesellschaftliche Verantwortung von ihnen verlangte. Aber sie haben doch entscheidend mit dazu beigetragen, dass es nicht nur zu einer politischen, sondern auch zu einer gesellschaftlichen Wende hier im Osten Deutschlands kam.

Wenn ich persönlich meine Erfahrungen mit der Wende reflektiere, so muss ich sagen: Ich bin auch im Blick auf die seelsorglich-kirchliche Arbeit dankbar, dass die alte DDR



aufhörte zu bestehen. In Kurzfassung: Wir leben jetzt auch kirchlich ehrlicher als früher. Anpassung und Leisetreterei sind in einem repressiven Staat nichts Unnormales, aber eben auch nichts Gutes. Was Kirchen und christlicher Glaube an geistiger Widerstandskraft gegen die alte Ideologie mobilisiert haben, muss sehr gewürdigt werden. Aber auch das Leben in einem geistigen Gefängnis macht „blind“. Zwar hat die DDR-Zeit viel zwischenmenschliche und kirchliche Grundsolidarität unter den Leuten erzeugt, aber die vom Staat erzwungene gesellschaftliche Isolierung unserer Kirche hat ihr nicht gut getan. Es ist gut, wenn nun die Kirchen und jeder einzelne Christ positiv, und nicht nur durch Verweigerung, zeigen können, was der christliche Glaube zur humanen Gestaltung eines Gemeinwesens beiträgt.

Transformationen des Christentums im Vergleich mit der Wende

Was hat die Wende für uns als Kirche bewirkt? Ich verweise als geschichtliche Analogie für den Zusammenhang zwischen kirchlicher Arbeit und konkreter „Heimat“ der Christen auf die Apostelgeschichte des Neuen Testamen-

tes. Wer die harmonisierende Darstellung der frühen Kirchengeschichte in der Apostelgeschichte nachliest, wird erst auf den zweiten Blick die Brüche und Spannungen entdecken, die mit dem „Weg“ des Evangeliums von Jerusalem nach Rom, in die hellenistische Welt hinein verbunden waren. Ich meinte nach der politischen Wende zunächst auch, dass die Umstellung des politischen und wirtschaftlichen Systems im Osten Deutschlands uns als katholische Ortskirche wenig berühren würde. Ich habe mich in dieser Einschätzung korrigieren müssen.

Der Vergleich der „Wende“ in Ostdeutschland und Osteuropa mit den Transformationen, denen das Christentum auf seinem Weg aus dem jüdischen Binnenraum in die Welt des Hellenismus ausgesetzt war, mag etwas weit hergeholt sein. Dennoch wage ich einmal diesen Vergleich, weil ich meine, dass Paulus und die christlichen Missionare im Raum des spätantiken Hellenismus vergleichbare Aufgaben zu lösen hatten wie wir jetzt in der ehemaligen DDR und in den postkommunistischen Ländern Europas. Paulus wirkte in einer Welt, in der die überkommenen religiösen Großmythen ihre stabilisierende Kraft verloren hatten. Die „Heimat“ des Paulus war die Stadtluft von Tarsus, von Korinth und Ephesus. In dieser Welt des Paulus war der religiöse Synkretismus modern. Die Menschen wurden von existentiellen Ängsten und Verlorenheitsgefühlen umgetrieben. Sie warfen sich östlichen Mysterienkulten in die Arme wie heutzutage manchen fragwürdigen Esoterik-Kulten.

Der christliche Glaube kann nur das Herz und das Denken der Menschen erreichen, wenn er sich „inkulturiert“ – also eine Gestalt gewinnt, in der die Botschaft Jesu Christi mit dem Alltag der Menschen in Berührung

kommt. Wandel und Erneuerung, Umbruch, Abbruch und Neuanfang in der Kirchengeschichte erfolgten immer so, dass einzelne Menschen Zeichen setzen, beispielhaft handeln, in Worten und noch mehr durch ihr Tun andere inspirieren und so zum Ferment werden, durch das eine Gesellschaft vom christlichen Glauben „eingefärbt“ wird.

Der Hunger nach Leben bleibt und die Suche nach Erfüllung

Das ist uns jetzt nach der Wende angesichts eines veränderten geistigen und gesellschaftlichen Kontextes neu aufgetragen. Das Gesellschaftssystem hat sich zwar geändert, aber die Menschen mit ihren alten und neuen Fragen, Ängsten und Sehnsüchten sind die gleichen geblieben. Die Grundsolidarität mit den Menschen und das Hinhören auf die immer aktuelle Botschaft des christlichen Glaubens sind die beiden Spannungspole, die kirchliches Arbeiten und Seelsorge immer interessant machen.

Was ich aus meiner „Wendebiographie“ lerne? Der Marxismus östlicher Prägung hatte die Sinngebung menschlichen Lebens auf ein imaginäres kommendes Paradies auf Erden verlagert. Der Waren- und Genussfetischismus der liberalen Gesellschaft westlicher Prägung „vertröstet“ auf den unmittelbaren Genuss im Hier und Jetzt. Mich lehrt der Blick auf die Menschen hier in Thüringen: Der „Hunger“ nach Leben bleibt und die Suche nach Erfüllung geht weiter. Das ist meine tägliche Erfahrung – nicht nur bei meinen Thüringer Landsleuten, auch bei mir selbst. So geht beides für mich zusammen: mein Dienst und meine Thüringer „Heimat“. Nochmals: Der alte Staat ist zwar abhanden gekommen – aber dieses Land und seine Menschen bleiben.

Manfred Weißbecker:

Ich habe viel aus dem Scheitern der DDR gelernt

**Professor em. Dr. phil.
habil. Manfred Weißbecker:**

Geboren 1935 in Chemnitz. Erlebnisse in den letzten Kriegstagen und die Entdeckung dessen, was in Buchenwald und anderen Konzentrations- und Vernichtungslagern für Verbrechen begangen wurden, führten zur Abwendung vom unpolitischen Leben. 1953 wurde Manfred Weißbecker Mitglied der SED. Bis 1958 studierte er Geschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. 1972 wurde er dort zum Professor für deutsche Geschichte berufen, war ab 1983 Dekan der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät. Nach der Wende als Professor abgewickelt. Seit 1994 Vorsitzender des PDS-nahen Thüringer Forums für Bildung und Wissenschaft.

Befragt nach meiner Rückschau auf die „Wende“ von 1989/90 sowie nach den Ursachen meines Verhaltens vor und nach dieser Zeit suchend, erinnere ich mich an mehrere bemerkenswerte Ereignisse. Nur auf zwei sei hier verwiesen, da sie gewissermaßen meinen Weg geprägt haben: Das eine erlebte ich als Zehnjähriger: Am 5. März 1945 klinkten mehrere Geschwader der Alliierten ihre Bombenlast über meiner Geburtsstadt Chemnitz aus. Erstmals – zuvor lebte ich in einer kleinen schlesischen Stadt bei meinen Großeltern – begegneten mir Fliegeralarm, Lebensangst im Luftschutzkeller, Feuerstürme in Straßenschluchten und zu Ruinen zerfallene Häuser. Dem Tod selbst knapp entkommen und das Leben vieler Menschen ausgelöscht zu sehen – das war mehr als nur ein kurzzeitig wirkender Anlass, nach dem „Warum“ zu fragen und den (Un-)Sinn von Kriegen erkunden zu wollen. Mit solchen Bildern vor Augen begann

ich auch, über Möglichkeiten zur Verhinderung von Kriegen nachzudenken. Manche Antworten auf meine Fragen erhielt ich zwei Jahre später, als ich mit meiner Mutter aus einem dänischen Zivilinternierungslager nach Weimar kam, hier Erschreckendes über Buchenwald erfuhr und von Häftlingen dieses Konzentrationslagers hörte, was sie dort erlebt und dass sie nach ihrer Befreiung geschworen hatten: „Nie wieder Krieg! Nie wieder Faschismus!“

Hinwendung nach dem Krieg zu aktivem Tätigsein-Wollen

Auch im Nachhinein denke ich: Es waren folgerichtige, sinnvolle und keineswegs mir „verordnete“ Schritte, die ich damals gegangen bin. Es begann mit der Abwendung vom bislang unpolitischen Leben des Kindes und der Hinwendung des Jugendlichen zu aktivem Tätigsein-Wollen gemeinsam mit anderen und für alle. Alte gesellschaftliche Verhältnisse zu beseitigen, Neues und Besseres, vor allem Friedlicheres schaffen zu wollen, das erschien jeder Unterstützung wert. Nahezu euphorisch sang ich als Mitglied der Freien Deutschen Jugend mit Klassenkameraden und Freunden von Trümmerbeseitigung und vom Aufbau, sowie über Brüder in der Arbeiterschaft, die gemeinsam den Weg zu Sonne und Freiheit suchen, und ebenso Lieder, die der weißen Taube als dem Symbol des Friedens galten. Empört zeigte ich mich über die Auffassung Konrad Adenauers, dass es ihm lieber war, das halbe Deutschland ganz zu haben als über ein einheitliches Deutschland nur halb verfügen zu dürfen. „Deutsche an einen Tisch“, dieses Schlagwort, das einen Weg zur Wiedervereinigung des gespaltenen Landes wei-

sen sollte, empfand ich als vernünftig; problematisch schien es mir dennoch schon, mit der Regierung eines Staates gemeinsame Politik zu machen, die weitaus weniger als die der DDR für eine gerechte Bestrafung deutscher Kriegsverbrecher sorgte, die hohen und höchsten NSDAP-Politikern Gelegenheit für neue Ämter und Pfründe bot und die so kurze Zeit nach dem Krieg – wie es schien: provokativ – Wiederaufrüstung betrieb.

Ein anderer 5. März – es war der des Jahres 1953 – gab meinem Leben eine weitere Wendung. Kurz vor dem Abitur bat ich um Aufnahme in die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands. An diesem Tag war Stalin gestorben. Er galt als der Sieger über Hitler und über den für den Zweiten Weltkrieg verantwortlichen deutschen Faschismus, als der Garant von Völkerverständigung und Frieden, als der Führer in eine sozialistische Zukunft. So zumindest hat Propaganda im Lande die Menschen glauben machen wollen; gegenteilige Nachrichten aus westlichen Gefilden konnten mich wie viele andere damals nicht erschüttern, war doch zu argwöhnen, auch sie würden verbreitet, um neue gesellschaftliche Verhältnisse zu verhindern, alten Völkerhass und Kriegsgeschrei befördern, die es eben zu überwinden galt. Mein Entschluss stand fest: Das notwendige Ringen gegen neuerliche Kriegsgefahren und für eine künftige Gesellschaft, die Frieden und ein menschliches Miteinander bringen sollte, musste nach Stalins Tod mit neuen Kräften, also auch mit meinen fortgeführt und verstärkt werden.

Examensarbeit über den antifaschistischen Widerstand

Geschichte zu studieren und Lehrer zu werden – das füllte die Jahre bis 1958 aus. Am Historischen Institut der Jenaer Friedrich-Schiller-Universität beschäftigte ich mich mit der jüngsten Vergangenheit: Es entstand eine Examensarbeit über den antifaschistischen Widerstand von Kommunisten in Thüringen, später eine Doktorarbeit über die Jahre 1933 bis 1935 und danach eine Habilitationsschrift über die deutschen bürgerlichen Parteien am



Ende des Ersten Weltkrieges und während der Novemberrevolution von 1918/19. Zum ordentlichen Professor für deutsche Geschichte wurde ich 1972 berufen und 1983 als Dekan der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät an der FSU gewählt.

Lehrveranstaltungen, Forschungsarbeiten und Leitungstätigkeit füllten den Alltag aus, und das sowohl mit allen Freuden, die denkbar sind, als auch mit allem Ärger, der nirgendwo ausbleibt. Freude verspürte ich in der Familie und im Freundeskreis, ebenso über Anschaffungen, die das Leben angenehm machten: Wohnung, Fernsehapparat, Waschmaschine, Auto usw. Mehrere erlebnisreiche Urlaubsreisen führten in osteuropäische Länder. Freuen konnte ich mich zudem über jede Publikation, die ich veröffentlichen konnte. Stolz war ich auch auf die Erfolge kollegial erarbeiteter größerer Projekte, nicht zuletzt wegen der enormen Beachtung, die das von den Jenaer Historikern zu Beginn der 1980er Jahre geschaffene vierbändige „Lexikon zur Geschichte der bürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland von 1789 bis 1945“ fand. Kollegen aus der DDR und anderen sozialistischen Staaten gratulierten. Anerkennung sprachen desgleichen westdeutsche Historiker

aus, verbunden mit Einladungen zu Vorträgen und Seminaren. Gern erinnere ich mich an Veranstaltungen der Historischen Kommission beim Parteivorstand der SPD, an Konferenzen in den USA und den Niederlanden. Seit 1987 war ich auch an den Bemühungen west- und ostdeutscher Historiker beteiligt, mit gemeinsamen Publikationen zum 50. Jahrestag der Entfesselung des Zweiten Weltkrieges und zwei Jahre darauf zum Jahrestag des faschistischen Überfalls auf Russland in Erscheinung treten wollten. Da entstanden Kontakte, die vermuten ließen, Historiker aus der DDR würden nun endlich als Partner und leistungsstarke Wissenschaftler be- und geachtet, und dies unabhängig von der Tatsache, dass sie sich als Verfechter des Marxismus und als deutsche Sozialisten verstanden.

Eine neue militärische Katastrophe zu verhindern besaß Priorität

Auch dies mag dazu beigetragen haben, dass bis 1989/90 der Gedanke nicht aufkam, in Deutschland und in der Welt könnte sich gleichsam über Nacht alles grundlegend verändern, es sei denn durch einen neuen und mit Atomwaffen geführten Weltkrieg, in dem – wie es hieß – als zweiter sterben würde, der als erster geschossen hatte. Eine neue militärische Katastrophe zu verhindern besaß Priorität in allem Denken und Handeln; „Pro pace mundi“ (Für den Frieden der Welt) – so lautete daher der Titel einer von mir herausgegebenen Schriftenreihe der Jenaer Universität. Darin fand Unterstützung, was als Politik einer „Koalition der Vernunft“ gegen das Wettrüsten und für eine friedliche Überwindung des Kalten Krieges sowohl von der DDR als auch von einigen Politikern der BRD initiiert worden ist.

Heute frage ich mich auch, wann und wie in mir Unbehagen darüber aufkeimte, dass aus meiner Parteiverbundenheit ein parteiisches Gebundensein an die SED entstanden war. Vor allem während der 1980er Jahre wuchsen Unzufriedenheit und Verärgerung über bestimmte Zustände in der DDR und in der SED. Einiges, darunter manchen Mangel

in Handel und Versorgung, empfand ich als unumgängliches Übel, wohl auch als Folge des gegen die DDR gerichteten Embargos westlicher Staaten, anderes – z.B. die selektive und doppelzüngige Informationspolitik – mehr als ein Ergebnis unzureichender Führung. Praktische Konsequenzen aus der anwachsenden kritischen Nachdenklichkeit beschränkten sich jedoch auf den Versuch, selbst stärker Einfluss zu nehmen und zumindest im eigenen Wirkungskreis andere Prinzipien demokratischen Miteinanders und – z.B. in der Hochschul- und Berufungspolitik – primär wissenschaftsadäquate Kriterien durchzusetzen.

Beruhigend empfand ich, dass kritische Einschätzungen durchaus nicht immer ergebnislos blieben. Beispielsweise bewirkten die unter den DDR-Historikern geführten Debatten über Erbe und Tradition sowie über die Geschichte der deutschen Nation und über ihren Beitrag zur Weltkultur offensichtlich, dass die von Erich Honecker in Umlauf gebrachte These von der Entwicklung einer sozialistischen deutschen Nation in der DDR bald wieder in der Versenkung verschwand. Auf dem letzten Historiker-Kongress der DDR (Januar 1989) konnte offen über den deutsch-sowjetischen Pakt vom 23. August 1939 und seine Folgen diskutiert werden, obgleich kurz zuvor das diesem Thema gewidmete „Sputnik“-Heft verboten worden war. Und in dem von den meisten Teilnehmern besuchten Arbeitskreis wurden nachdrücklich Defizite des Antifaschismus in der DDR thematisiert.

Unbeweglichkeit und Erstarrung riefen Besorgtheit hervor

Ziel allen Unmutes, aller Gestaltungs- und Veränderungsbestrebungen war indessen in erster Linie die überalterte Parteiführung. Deren Unbeweglichkeit und Erstarrung riefen Besorgtheit hervor, fragendes Erstaunen ob der Unwilligkeit, sich nicht den Forderungen von „Glasnost“ und „Perestroika“ öffnen zu wollen. Mir schienen diese wie vielen anderen auch berechtigt zu sein, weil sie nach einem besseren Sozialismus verlangten. In der zwei-

ten Hälfte der 1980er Jahre wich das Erstaunen immer mehr einer Entrüstung über die Hilf-, Rat- und Tatenlosigkeit angesichts der immer größere Dimensionen annehmenden Flucht von DDR-Bürgern, erst recht über den furchtbaren Satz Honeckers, man brauche denen keine Träne nachzuweinen. Aber unser Drängen auf einen Wandel, der dem Staat größere Attraktivität hätte sichern können, erfolgte ohne Konzept, ohne konkrete Vorstellungen darüber, wie sich ein Übergang vom so genannten demokratischen Zentralismus – hinter diesem Schlagwort verbargen sich die politbürokratischen, letztlich stalinistische Strukturen der SED – zu einem demokratischen Sozialismus vollziehen ließe.

So erlebte ich die „Wende“ im Herbst 1989 eigentlich recht sprachlos. Wenig blieb noch zur Verteidigung dieser Partei- und Staatsführung zu sagen, leider auch nicht allzu viel über die Möglichkeiten einer Erneuerung der DDR, mehr jedoch bereits über neue Gefahren, die sich auftaten, als auf den Straßen plötzlich „Wir sind ein Volk“ gerufen wurde und nicht mehr das – sozialistische Demokratie heischende – „Wir sind das Volk“. Missmut und Entmutigung, Niedergeschlagenheit und Resignation bestimmten für mehrere Wochen und Monate mein Denken. Zugleich nahm darin eine bislang unbekannt Furcht vor der Zukunft mehr und mehr Raum ein.

Skeptischer Optimismus in Partei des demokratischen Sozialismus

Man könnte es vielleicht skeptischen Optimismus nennen, den ich in der neuen Partei des demokratischen Sozialismus empfand, obgleich ich sie angesichts der Nachrichten über die finanziellen Praktiken ihrer Führung verließ. Mit größeren Zweifeln und – wie es sich bald herausstellte: mit berechtigtem Misstrauen – begegnete ich allerdings jenen Kräften, die vorgaben, eine bessere DDR zu wollen, sich jedoch rasch den etablierten Parteien der Bundesrepublik anschlossen und von diesen zunächst hofieren, rasch aber völlig vereinnahmen ließen. Jede Freude über die deutsche Wiedervereinigung war über-

schattet vom Verdruss über die Art und Weise, wie sie vollzogen wurde, und mehr noch von der Furcht vor einer Rückkehr überwinden gehoffter kapitalistischer Verhältnisse. Anlässe zu Protesten boten sich bald zuhauf, im Großen wie im Kleinen.

Mir missfiel, dass mit dem Ende der DDR zugleich alles strikt beseitigt werden sollte, was in ihr das Leben lebenswert gemacht hatte, dass alles „delegitimiert“ werden sollte (wie vom damaligen Bundesjustizminister Klaus Kinkel offiziell verkündet wurde), was die DDR als eine Alternative zur bürgerlichen Gesellschaft erscheinen ließ, dass geistige „Aufarbeitung“ zwar berechtigt gefordert, in dessen praktische „Abwicklung“ in die Arbeitslosigkeit betrieben wurde. All das erschien mir in erster Linie als Ausfluss eines hasserfüllten Unverstandes und bedenkenlosen Eroberungsgehabes, die Sieger immer in der Geschichte an den Tag gelegt hatten. Die Diskrepanz zwischen hehren Worten und tatsächlich betriebener Politik – in und an der DDR mit Recht kritisiert – nahm neue Gestalt an, und diese empfand ich nicht weniger abstoßend als jene, die nun der Vergangenheit angehörte.

Die „Abwicklung“ an der Jenaer Universität

Mich traf die „Abwicklung“ an der Jenaer Universität – sie betraf 95 Prozent aller Professoren und Dozenten im Bereich der Geisteswissenschaften – gleichsam ins Mark. Sie bewirkte eine einschneidende „Wende“ meines Lebens und hinterließ schmerzhaft Wunden. In die Arbeitslosigkeit abgeschoben, als Hochschullehrer und Wissenschaftler diffamiert, mit haltlosen Vorwürfen konfrontiert sowie weitgehend der notwendigen finanziellen Mittel beraubt, in Archiven und Bibliotheken zu arbeiten, was für Historiker unumgänglich ist – das prägte nunmehr meinen Alltag. Hinzu kam, dass manche Kolleginnen und Kollegen nun meinten, die eigene Haut auf Kosten anderer retten zu können. Das Schlagwort von den „Wendehälsen“ machte die Runde; manche meinten gar, bei zufälligen Begegnungen

auf die andere Straßenseite gehen zu müssen, um sogar jeden Gruß zu vermeiden. Auch das Verhältnis zu früheren sozialdemokratischen, liberalen und konservativen Partnern aus den alten Bundesländern änderte sich – jetzt schien allein Konkurrenz zu dominieren und alle Kollegialität überholt. Selbst auf üble Tricks wollten einige der ausschließlich aus dem Westen neu berufenen Professoren nicht verzichten; unvorsichtig erzählte ich einem von meinen künftigen wissenschaftlichen Vorhaben und fand deren Themen später in seinem Veranstaltungsprogramm, erhielt aber keine Einladung, daran mitzuwirken.

Banale „Argumente“ bei der „Abwicklung“ der DDR-Eliten

Auch auf recht banale „Argumente“ stieß ich: Als ich mit einem von ihnen über die zehn Monate währende Nichtauszahlung meines Gehalts sprach, auf Hilfe gegen unberechtigte, ja rechtswidrige Behandlung hoffend, erklärte dieser: Das sei doch eine Angelegenheit der Universitätsleitung, nicht die seine – er könne sich da nicht einmischen. Ob er verstanden hat, wie sehr sein Verhalten gerade dem glich, was uns vorgeworfen und überall als Beweismittel ins Feld geführt worden ist, wo kein tatsächliches Fehlverhalten feststellbar war? Sich nicht „eingemischt“ oder keinen Widerstand gegen die DDR-Obrigkeit gewagt zu haben – all das tauchte unter den Begründungen auf, welche die angebliche Notwendigkeit einer totalen und mehr als eine Millionen Menschen betreffenden „Abwicklung“ der DDR-Eliten rechtfertigen sollten.

Ich frage mich darüber hinaus: Wie wird wohl die Geschichte darüber urteilen, dass den zuvor selbst von vielen Intellektuellen der BRD anerkannten Vorzügen des Hochschulwesens der DDR rigoros der Garaus gemacht und diesem ein Bildungssystem übergestülpt wurde, das in den alten Bundesländern bereits seit langem als überholt und reformbedürftig galt?

Es dauerte ungefähr ein Jahr, bis ich für mich selbst zu neuen Lebens- und Verhal-

tenpositionen fand. Verändert habe ich mich, doch nicht „gewendet“. Im Grunde glaube ich, sehr viel aus dem Scheitern der DDR gelernt zu haben: Politischen Disziplinforderungen und jeglichen Instrumentalisierungsversuchen will ich mich nicht mehr unterwerfen. An allem, was mir vorgesetzt wird, zweifle ich ganz bewusst. Nachdenklichkeit halte ich auch dann für angebracht, wenn etwas auf den ersten Blick einzuleuchten scheint. Erst ein zweiter, dritter oder vierter Blick bringt Erkenntnis. Entscheidungen möchte ich grundsätzlich erst dann fällen, wenn abzuwägen war, was für und was gegen sie spricht, wenn dem Wust an den – oftmals irreführenden – Informationen zahlreicher Medien ein wahrheitsgemäßer Kern entnommen werden konnte.

Das gilt im persönlichen Leben wie im Betrachten der großen Politik. Letztere erweckt indessen mehr und mehr Verdruss, Widerspruch und Empörung. Von Vertrauen kann keine Rede sein, zu weit klaffen schöne Worte und die Realität auseinander, zu stark sehe ich da allein egoistische Interessen vertreten, wo vorgeblich für das Wohl der Allgemeinheit gewirkt werden soll. Von Moral, von ethischen Normen und der ansonsten viel gepriesenen Menschlichkeit vermag ich im Wirken der etablierten Parteien und der Regierungen auf Bundes- und Landesebene nichts zu erkennen.

Zur Geschichte des deutschen Parteienwesens arbeiten

Am häuslichen Schreibtisch befasste und befasste ich mich viel mit dem deutschen Parteienwesen und seiner Geschichte. Daraus erwuchs ein Buch über die Geschichte der NSDAP, geschrieben gemeinsam mit dem Berliner Historiker Kurt Pätzold. Mit ihm zusammen verfasste ich auch Biographien über Adolf Hitler – ein bereits in der DDR verfolgtes, aber leider nicht zu verwirklichendes Ziel – sowie über Rudolf Heß. In den Versuchen, aus dem geschichtlichen Wirken von Parteien und ihren Führungen Zukunftsträchtiges abzuleiten, stoße ich jedoch auf Tatsachen und

Entwicklungsprozesse, die für die weitere Entwicklung der Verhältnisse in Deutschland Gegenteiliges schlussfolgern lassen.

Trotz aller Skepsis will ich jedoch Menschheitsträume, Friedens- und Gerechtigkeitsideale nicht aufgeben. Ich will dort für sie eintreten, wo sie am ehesten noch im Blick sind. Parteien existieren nun einmal, und ohne sie wird es wohl auf absehbare Zeit kein demokratisches Regierungssystem geben. Also entschied ich, mich mit den mir verbliebenen Möglichkeiten des gesprochenen und geschriebenen Wortes für jene einzusetzen, die zwar in meinen Augen durch ihre Einbindung in das bestehende Parteienwesen unvermeidlich auch von dessen oben beschriebenen Mängeln betroffen sind, aber doch noch zumindest im Ansatz Erfolg versprechende Alternativen zu den bestehenden wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnissen bieten.

Gegen Demokratie- und Sozialabbau

So wende ich mich gegen allen Demokratie- und Sozialabbau, plädiere für mehr Gerechtigkeit und für größere Mitspracherechte derjenigen, deren Willen bislang lediglich „repräsentiert“, zumeist jedoch nicht berück-

sichtigt wird. Seit 1994 bin ich als Vorsitzender des „Thüringer Forums für Bildung und Wissenschaft e.V.“ tätig. Dieser Verein ist aus einem Diskussionskreis früherer Hochschul-lehrer der Jenaer Universität hervorgegangen und leistet seit Ende der 1990er Jahre als Kooperationspartner der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Thüringen politische Bildungsarbeit im Umfeld der PDS. Er fühlt sich dem Erbe der Aufklärung und kritischen Gesellschaftstheorien des 19. und 20. Jahrhunderts sowie geistigen und kulturellen Traditionen Thüringens verpflichtet und betrachtet die Diskussion über alternative ökologische und emanzipatorische Konzepte der Zukunftsgestaltung als unverzichtbar.

In aktuellen politischen Diskussionen taucht oft der Gedanke auf: „Eine andere Welt ist möglich“. Vielleicht lässt sich das, was mir vorschwebt, auch und erneut als eine notwendige „Wende“ in den Lebensverhältnissen einer übergroßen Mehrheit der Bürgerinnen und Bürger in Deutschland verstehen. Doch wohin sich die heute betriebene Politik tatsächlich „wenden“ wird, steht offensichtlich in den Sternen und lässt Arges befürchten. Am Ende sollte indessen nur gelten dürfen, was Besseres, Menschenwürdiges und Friedlicheres zu befördern imstande ist.

René Wolff

Ich erlebte die Wende mit der Neugier eines Kindes

René Wolff:

Geboren im April 1978 in Erfurt, wuchs er in Gamstadt im Kreis Gotha auf.

René Wolffs Ziel als Kind, in die Kinder- und Jugendsportschule Erfurt aufgenommen zu werden konnte nicht mehr in Erfüllung gehen. Die Wende kam dazwischen, die Sportschule gab es plötzlich nicht mehr. Doch eröffnete sich ihm gerade dadurch später eine neue Chance. Die Möglichkeit, das Sport-Gymnasium Erfurt zu besuchen, war der Beginn einer erfolgreichen Karriere als Radsportler, die er zur Olympiade 2004 in Athen mit einer Goldmedaille krönen konnte. René Wolff engagiert sich nicht nur im Sport. Er studiert außerdem Literatur und Philosophie an der Universität Erfurt.

Das Gespräch führte die Schülerin Franziska Monser

Am 4. April 1978 wurde ich in Erfurt geboren. Meine Kindheit verbrachte ich in Gamstadt, einem kleinen idyllischen 200 Seelen-Dorf, das zwischen Gotha und Erfurt in Thüringen liegt. Meine Familie gehörte der traditionellen Mittelschicht der DDR Bevölkerung an, meine Eltern übten beide den Beruf des Agraringenieurs aus, sie waren weder Pro- noch Contraaktivisten der damaligen Parteiführung. Natürlich machten auch sie sich Gedanken über Staat und Politik, da diese Komponenten jedoch in unserem einfachen, aber sehr schönen Leben keine tragende Rollen einnahmen, kam es nie zu Konflikten mit dem Staat oder der Staatssicherheit. Unter meinen Geschwistern war ich der kleine Nachzügler, meine Schwester Kerstin ist 18 Jahre älter als ich und

mein Bruder Christian, der oft auf mich aufpassen musste als ich klein war, hat mir immerhin zwölf Jahre voraus. Wie jedes andere Kind besuchte ich die Grundschule, wo ich schon in frühester Kindheit erste Erfolge erreichte, die „Urkunde für gutes Lernen in der sozialistischen Schule“ erhielt ich für meine große Einsatzbereitschaft bei der Pflege des Schulgartens.

Nach der Grundschule ging ich auf die POS und schaffte dort den Schulabschluss, die Entscheidung zwischen der Berufsausbildung zum Koch oder zum Bäcker fiel mir nicht leicht, sie wurde mir jedoch durch den Sport abgenommen, der meine Laufbahn in Richtung Sportgymnasium Erfurt lenkte, wo ich später mein Abitur schaffen sollte. Zu dieser Zeit war es üblich, dass Nominierungen zur Aufnahme in die Kinder- und Jugendsportschule (KJS) in der Altersklasse 13 stattfanden. Es war das Ziel eines jeden jungen Sportlers, im Radsport zu der aus 13 hochmotivierten Nachwuchstalenten bestehenden Delegation zu gehören. Ich arbeitete damals sehr intensiv auf dieses Ziel hin, als Leistungssportler war man schließlich in der DDR schon jemand besonderes, irgendwie „höher gestellt“, und ich erreichte auch den zweiten Platz als Lohn für meinen Einsatz, qualifizierte mich für den Eintritt in diese besondere Schule.

Fast wäre die harte Arbeit umsonst gewesen

Das Problem war nur, bedingt durch die Wende gab es keine Delegation mehr. Ich möchte nicht sagen, dass die harte Arbeit umsonst gewesen wäre, aber dieses Erlebnis war wohl die erste Demotivation meiner sportlichen Karriere. Doch nicht nur aus schulischer Sicht spielte

die Wende in meinem Leben eine mehr oder weniger bedeutende Rolle. Ideelle Erwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen wie Arbeitslosigkeit, Imperialismus, Kapitalismus und steigende Verbrechensrate waren Phrasen, die auf einen 12 bzw. 13 jährigen Jungen nur von außen eindringen und mit denen er für sich selbst nur relativ wenig anfangen konnte. Reisen ins Ausland, das Gefühl, irgendwie freier zu sein und materielle Werte, wie der erste Walkman, 100 DM Begrüßungsgeld und die vielen neuen Dinge, die es in den Supermärkten, die nun nicht mehr Konsum oder HO Kaufhalle hießen, zu kaufen gab, spielten für mich eine weitaus größere Rolle, genauso wie die erste Reise der Familie Wolff aus Gamstädt zu Verwandten nach Frankfurt am Main im Dezember 1990.

Wir hatten uns überlegt, nicht wie üblich mit unserem Wartburg aufzubrechen, wir entschieden uns für eine gemütliche Zugfahrt, ganz entspannt und stressfrei, doch sie sollte sich als ein traumatisches Erlebnis in meinem Gedächtnis „einbrennen“, denn im Moment der Planung hatten meine Eltern wahrscheinlich nicht mit den unendlich vielen anderen Menschen gerechnet, die sich mit der Idee, irgendjemanden oder irgendetwas im Westen zu besuchen und das auch noch am gleichen Tag wie wir, am Erfurter Hauptbahnhof angesammelt hatten. Da standen wir nun, und obwohl wir schon morgens um vier Uhr unsere Reise angetreten hatten, schien es schier unmöglich zu sein, gemeinsam in den Zug zu gelangen. Nachdem bereits vier bis fünf Züge ohne uns losgefahren waren, schaffte ich es, mich in den sechsten hineinzuzwängen. Und als ich voller Stolz aus dem Fenster blickte, musste ich feststellen, dass meine Eltern es wohl nicht geschafft hatten. Meine Mutter, schon am Rande eines Nervenzusammenbruchs stehend, konnte nur noch auf die Pfiffigkeit ihres Sohnes hoffen, und der war pfiffig genug, beim nächsten Halt im Bahnhof Gotha einfach wieder in einen Zug Richtung Erfurt umzusteigen.

Es dauerte zwar dort noch etwas, bis es uns allen gelang, gleichzeitig, ohne Verluste in einen Zug einzusteigen, jedoch kann ich mit

Stolz berichten, dass wir die Verwandten in Frankfurt doch noch erreichten, und ich mir in der Innenstadt endlich meinen lang ersehnten Walkman kaufen konnte, in den ich sogleich eine von Radio DT 64 selbst aufgenommene Kassette einsteckte und somit ein ganzes Wochenende mit „The Cure“ meine Ohren verwöhnte. Wie es so schön heißt: Jede Medaille hat zwei Seiten, und natürlich sind nicht alle Erinnerungen, die ich mit der Wende verbinde, nur positiv. Auch wenn ich auf dem Land vor der Wende nicht wirklich viel von industrieller und politischer Krise wahrnahm, wahrscheinlich auch bedingt dadurch, dass die Landwirtschaft in den 1980ern einen Boom erlebte, so betraf es mich doch nach der Wende sehr, dass mein Vater viel zu früh in den Vorruhestand gehen musste, denn es war für ihn sehr schwer geworden, eine Arbeitsstelle zu finden, nachdem die LPG aufgelöst und das Land an die Einzelbauern zurück gegeben wurde.

Auf ein Stück Freiheit verzichten, um etwas mehr Sicherheit zu schaffen?

Heute blicke ich als politisch interessierter Mensch auf die Wendezeit zurück. Was damals mit meinen zwölf Jahren eben eine geringe Rolle spielte, ist das, worüber ich heute nachdenke: Was hat sich für die Bevölkerung der neuen Bundesländer geändert? Sind wir wirklich freier als damals? Wäre es nicht vielleicht besser auf ein Stück dieser so genannten Freiheit zu verzichten, um ein bisschen mehr Sicherheit für die Menschen zu schaffen? Ich glaube, genau diese Sicherheit ist es, die das Leben der Leute in der DDR unbeschwerter, unkomplizierter machte, die es Eltern ermöglichte, sorgenfreier für ihre Kinder da zu sein und die Kleinen in einem Umfeld aufwachsen ließ, in dem sie nicht schon in frühester Kindheit mit Arbeitslosigkeit und Aggressionen konfrontiert wurden. Vor allem im Bereich Erziehung und Bildung ist die Wende aus meiner heutigen Sicht ein Anfang vom Ende gewesen. Wo sind die Fachkräfte hin, die sich im Kindergarten nicht nur darum kümmerten, dass das Kind nicht irgendeine Dumm-

heiten anstellte, nein, die auch schon ganz früh Wissen durch Spiel und Spaß an die Kinder vermittelten? Das Umfeld, das Kindern durch Familie und Institutionen geschaffen wurde, war eindeutig ein besseres als das heutige. Vor allem seitdem ich Papa geworden bin, fällt mir dies mehr und mehr auf. Aber andererseits wäre ich vielleicht heute gar nicht Papa, wenn es die Wende nicht gegeben hätte, denn sie ermöglichte es vielen jungen Sportlern, das Sportgymnasium Erfurt zu besuchen, die zu KJS-Zeiten keine Chance dazu erhalten hätten, und dann hätte ich meine Freundin Sandy vielleicht niemals kennen gelernt.

Ich glaube, jedem Menschen, der sich einmal ganz bewusst mit der Wendezeit auseinandersetzt, werden positive und negative Aspekte einfallen, bei denen er natürlich auf einige mehr, auf andere weniger großen Wert legt. So wie ich mich an eine glückliche Kindheit auf dem Dorf erinnere, wo ich mit Papa Mähdrescher gefahren bin und mir Mama gezeigt hat, wie man Kühe melkt, so wie ich an meine aufregende Reise nach Frankfurt zurückdenke, auf der ich mir meinen allerersten Walkman kaufte, so wie ich noch genau weiß, wie ich mich darauf gefreut hatte, endlich auf die KJS zu kommen, weil es dort so oft Bananen zum Nachtsch gab, und so wie ich mich heute noch darüber ärgere, dass ich nie in die Pionierrepublik nach Berlin fahren durfte, genauso verbinden viele andere Menschen ihre persönlichen Vergangenheitserfahrungen mit den Begriffen DDR, Wende, Wiedervereinigung. Das hängt von vielen Faktoren ab, zu denen beispielsweise auch das Alter



der Person zählt, in dem sie sich während des Wendeprozesses befand. Ich war damals gerade mal 12, 13 Jahre alt, setzte dem entsprechend meine Prioritäten und meine Interessen, ich hatte selbst keine Befürchtungen, begriff erst später die der anderen. Meine Erwartungen und Hoffnungen waren nicht von ideellem Wert, sie entsprachen wohl eher dem materiellen.

Und wenn mich heute jemand fragt, wie ich die Wende denn empfand, so ist die kürzeste Antwort: Ich erlebte die Wende mit der Neugier eines Kindes.

Bernd Zeuner: Hoffnung lässt nicht zu Schanden werden...

Bernd Zeuner

Bernd Zeuner war Lehrer für Deutsch und Geschichte, wurde wegen Verächtlichmachung der Nationalen Volksarmee aus dem Schuldienst entlassen

Bereits in der Vorwendezeit war er sehr aktiv, bereitete Demonstrationen und Veranstaltungen mit vor und wirkte bei der Auflösung der Staatssicherheit mit. Für die Kirchgemeinden Rudolstadt's saß er am Runden Tisch des Kreises Rudolstadt. Der Runde Tisch hob sein Berufsverbot als Lehrer nach zwölf Jahren wieder auf. Zugleich beschloss der Runde Tisch, Zeuner als neuen Kreisschulrat einzusetzen. Heute ist Bernd Zeuner Referent für Regelschulen am Staatlichen Schulamt Rudolstadt

Im Herbst 1989 merkte ich, dass eine Chance da ist, das Leben in Deutschland und in Mitteleuropa nachhaltig zu verändern. Die Grenzöffnung zwischen Ungarn und Österreich und die immer weniger eindämmbaren öffentlichen Unzufriedenheitsbekundungen in der DDR zeigten auf, dass die Macht dem alten System aus den Händen glitt.

Die Wirtschaft war ruiniert, die Glaubwürdigkeit zerstört und die Bereitschaft zu Reformen nicht zu erkennen. Die Krise des Systems und der DDR hatten ihren Endpunkt erreicht. In Frage stand nur, ob das Desaster des Staates auch mit einer Katastrophe für die Menschen verknüpft würde, wenn durch Gewaltanwendung von Militär, Polizei und Staatssicherheitsdienst die Menschen eingeschüchtert werden sollten.

Am 8. Oktober 1989 feierten wir die Diamantene Hochzeit meiner Eltern in Rudolstadt. Der Gemeindepfarrer Walter Schilling

aus Braunsdorf war auch eingeladen, aber er kam nicht. Erst als wir kurz vor dem Aufheben der Mittagstafel standen, tauchte er auf – wenig festlich gekleidet und völlig übermüdet. Als sich die Aufmerksamkeit der Gäste wieder anderen Dingen zuwendete, sagte er zu meiner Frau und mir: „Ich habe die ganze Nacht stehend in einer Garage in Berlin-Hohenschönhausen verbracht. Ich bin nämlich gestern nacht polizeilich zugeführt worden.“ Hintergrund waren die Demonstrationen anlässlich des 40. Jahrestages der DDR in Berlin.

Das war für mich der Start in hektische und arbeitsintensive Monate, die viele als „Wende“, ich aber immer als „Umbruch“ bezeichne. Ich war damals im VEB Röhrenwerk Rudolstadt beschäftigt und hatte das ingenieurtechnische Personal aus Literatur und Patentschrifttum über das weltweite Knowhow des Röntgenröhrenbaues auf dem Laufenden zu halten. In diesem Aufgabenfeld stand mir ein Kopiergerät zur Verfügung, eine absolute Ausnahme in der damaligen DDR. Diese Möglichkeit nutzte ich nun, um die mir zugespielten Zuführungsprotokolle zu vervielfältigen und anschließend zu verbreiten.

Die Aufzeichnungen der Gemaßregelten vom 7. Oktober zeigten die Brutalität und Menschenverachtung von Staatssicherheitsdienst und Polizei und waren geeignet, den „konkret existierenden Sozialismus in der DDR“ zu demaskieren.

Große thematische Veranstaltungen in der Stadtkirche zu Rudolstadt

Wenige Tage später begannen in der Stadtkirche in Rudolstadt die großen thematischen Veranstaltungen, in denen die Fehlentwicklungen unter der Herrschaft der SED im

Zentrum des Interesses standen. Zehn Minuten vor dem angekündigten Beginn war ich mit meiner Frau dort und hatte keine Chance mehr, die Kirche zu betreten. Sie kann etwa 1000 Menschen aufnehmen. Die waren offensichtlich schon im Gebäude und rund 500 standen noch davor. Für 22 Uhr wurde eine zweite Veranstaltung angekündigt. Diese konnte erst viel später in der wiederum gut gefüllten Stadtkirche beginnen.

In der dritten der wöchentlichen Veranstaltungen sollte es um notwendige Veränderungen im Schulwesen gehen. Dafür hatte Herr Superintendent Schmitt eine Vorbereitungsgruppe gebildet, die sich auch schon getroffen hatte. Am Wochenende vor dem festgelegten Donnerstag kam er zu mir und bat mich, in der Veranstaltung den Problemaufriss zu übernehmen, da die im aktiven Dienst befindlichen Lehrerinnen und Lehrer sich nicht in die direkte Konfrontation mit ihren Vorgesetzten begeben wollten.

Wegen Verächtlichmachung aus dem Schuldienst entlassen

Ich war als Lehrer für Deutsch und Geschichte von 1966 bis 1978 tätig gewesen und am Ende des Jahres wegen „Verächtlichmachung der Nationalen Volksarmee“ und als „zur Erziehung sozialistischer Schülerpersönlichkeiten ungeeignet“ fristlos aus dem Schuldienst entlassen worden. Anlässlich der Einführung des Wehrkundeunterrichtes war man damals in diesen Dingen besonders sensibel und glaubte wohl, ein Exempel statuieren zu müssen, um Gegner einer militärischen Schulbildung zum Schweigen zu bringen.

Es war unmittelbar vor Weihnachten 1978, meine Kinder waren zwei und vier Jahre alt, und mir drohte eine Inhaftierung wegen Asozialität, denn Arbeitslosigkeit war ein Straftatbestand. Nach vielen vergeblichen Versuchen fand ich dann zu Beginn des Jahres 1979 die erwähnte Beschäftigung im VEB Röhrenwerk Rudolstadt. Meine Entfernung aus dem Schuldienst war das Ende einer Kette des Kleinkrieges, den eifrige Funktionäre gegen mich führten. Schon meine Wei-

gerung, 1958 an der Jugendweihe teilzunehmen, wurde in den „Kaderakten“ vermerkt. Einige Bemerkungen von mir zum Mauerbau 1961 führten dazu, dass mein Ausbildungsbetrieb, in dem ich einen Abschluss als Betriebsschlosser erworben hatte, mich aus dem Kreis der für die Armee zuwerbenden strich. 1964 stellte ein FDJ-Sekretär einen Antrag auf Exmatrikulierung, weil ich mit Bekenntniszeichen der Jungen Gemeinde in Leipzig unterwegs war.

Zwei Jahre später befasste sich die „Stasi“ mit mir, weil sie anlässlich eines Verfahrens gegen einen meiner Jugendfreunde aus der Rudolstädter Jungen Gemeinde bei diesem von mir stammende staatsfeindliche Gedichte gefunden hatte. 1972 wurde von mir gefordert, ein Lehrer als Staatsfunktionär habe sich von kirchlichen Aktivitäten fernzuhalten. Später bekam ich ein Disziplinarverfahren, weil ich im Deutschunterricht beiläufig gesagt hatte, das Vaterunser gehöre zur Allgemeinbildung. Ich denke, man merkt – ich bin damals auf dem Drahtseil getanz, habe das gern getan und bin 1978 abgestürzt.

Abschaffung von Parteiarbeit in Schule gefordert

Mit dieser Vorgeschichte wurde ich also 1989 aufgefordert, so etwas wie einen bildungspolitischen Entwurf vorzulegen. Eingeladen waren der Kreisschulrat und ein paar Schuldirektoren, mit denen und im Forum dieser Entwurf anschließend diskutiert werden sollte. Ich habe mich damals hingesetzt und in einem Guss 33 Punkte notiert, die höchst unterschiedlich waren, zu denen ich aber bis heute stehe. Da waren aus heutiger Sicht Selbstverständlichkeiten dabei, z.B. die Abschaffung von Parteiarbeit in der Schule, von Pionierleitern und vormilitärischer Ausbildung – aber auch noch heute utopische Forderungen wie die Vergabe von Funktionen im Schulwesen auf Zeit.

In der Veranstaltung – die Stadtkirche war wieder randvoll gefüllt – habe ich mich zunächst mit meiner Biographie vorgestellt und anschließend die benannten 33 Punkte

vorge-tragen. Damit habe ich jedoch derart Öl in das unter den Menschen schwelende Feuer gegossen, dass eine sachliche Diskussion nicht mehr möglich war. Die Versammlung wurde zum Tribunal, und aller angestauter Frust wurde den vier Vertretern der staatlichen Volks-bildung entgegengeschleudert. Mit viel Mühe gelang es, die Zusammenkunft im ordentlichen Rahmen zu beenden und die Podiumsteilnehmer physisch unbeschädigt nach Hause zu geleiten.

Montagsdemos begannen und Runder Tisch wurde gebildet

In diesen Tagen wurde auch in Rudolstadt nach den Vorbildern im Lande der Runde Tisch eingerichtet und die Folge der wöchentlichen Montagsdemonstrationen aufgenommen. Die Montagsdemonstrationen begannen in der Stadtkirche mit einer Andacht und einem Friedensgebet. Dann bewegte sich der Zug durch die Innenstadt über den Markt, an der SED-Kreisleitung vorbei, ebenso an der Katholischen Kirche (die den Zug mit Geläut begleitete) zur Lutherkirche. Auf deren Vorplatz fand ein Meeting statt. Forderungen wurden an die Tür geheftet und kurze Ansprachen gehalten. Aus einem Saalfelder Sportverein habe ich dafür ein Megaphon besorgt, denn anders konnte man sich nicht verständlich machen. Eine heute selbstverständliche Lautsprecheranlage besaß niemand.

Am Runden Tisch nahm ich als Vertreter der Kirchgemeinden teil. Ich wurde bald beauftragt mit der Leitung der Kommission zur Aufdeckung von Amtsmissbrauch und Korruption. Da gewann man sehr umfassend Einblick in politische, finanzielle und moralische Betrügereien der Funktionärsclique in der Rudolstädter Provinz.

Nachdrücklich in Erinnerung geblieben ist mir die Aushebung einer Außenstelle der Kreisdienststelle für Staatssicherheit. Das Hauptgebäude hatten wir – im zweiten Anlauf – bereits Anfang Dezember aus der Nutzung genommen und damit die laufende Aktenvernichtung gestoppt. Da erfuhr ich Anfang Januar

durch einen ehemaligen Polizisten von der Existenz einer Außenstelle in der Kaserne der sowjetischen Garnison.

Zusammen mit einem weiteren Kommissionsmitglied habe ich vom Volkspolizeikreisamt verlangt, dass wir Zutritt zu diesen Räumlichkeiten erhalten. Das löste umfassende Hektik aus. Der Militärstaatsanwalt wurde aus Weimar angefordert. Dieser nahm Verbindung mit seinem sowjetischen Kollegen auf und nach fünf Stunden – es war inzwischen 22 Uhr – standen wir vor der Kaserne. Es dauerte nochmals bis 23.30 Uhr, bis wir eingelassen wurden. Dann musste der Stasi-Offizier geholt werden, der angeblich als einziger die Schlüssel besaß. So war es nach Mitternacht bis wir schließlich in den Räumen ein riesiges Fotoarchiv und alle mögliche fotografische Technik fanden, mit der alle Personenbewegungen um die Kaserne – und es führt dort eine gut frequentierte Landstraße vorbei – dokumentiert worden waren. Ein besonderer Schwerpunkt war offensichtlich die Beobachtung der Bewegungen der ausländischen Militärmissionen im Territorium. Es war 1.30 Uhr, als wir die Räume versiegelten. Meine Familie wusste, was wir vorhatten, hatte aber seit 16.40 Uhr nichts mehr von mir gehört.

Rückkehr in den Schuldienst nach zwölf Jahren

Am Runden Tisch wurde auch meine Rückkehr in den Schuldienst entschieden. Bereits im November hatte auf Antrag meines ehemaligen Kollegiums der Rat des Kreises meine zwölf Jahre zurückliegende Entlassung aufgehoben und mir die Rückkehr in den Lehrerstand angeboten. In einer Sitzung im Dezember, es war die erste, in der der Vertreter der SED als PDS am Tisch saß, beschloss der Runde Tisch, dass der alte Kreisschulrat sofort aus seiner Funktion zu entfernen war. Der amtierende Vorsitzende des Rates des Kreises erklärte sich dazu nicht in der Lage, weil die Stellvertreterin bereits von sich aus gekündigt habe und die große Abteilung eine straffe Führung brauche. Ohne jede Vorabprache wurde ich dort als Amtsnachfolger vorgeschlagen. Ich habe kurz

nachgedacht. Mir war klar – jetzt geht es um die Glaubwürdigkeit der 33 Thesen aus der Stadtkirche – dann habe ich meine Bereitschaft erklärt. Mit einer Gegenstimme (PDS) war ich der Kandidat des Runden Tisches.

Wegen diverser Schwierigkeiten – Auflösung meines bisherigen Beschäftigungsverhältnisses, Notwendigkeit der Wahl durch den alten Kreistag, Hinhaltetaktiken und Sperrfeuer der alten Funktionäre – zog ich erst am 1. Februar 1990 als neuer Kreisschulrat in die aus lauter alten Funktionären bestehende Abteilung Volksbildung in Rudolstadt. Schnell merkte ich, dass alte Seilschaften den Januar benutzt hatten, um die Lehrkräfte aus der Bezirksparteischule in den Schuldienst zu bringen und auch manche Akten zu bereinigen. Die Mitarbeiter begegneten mir distanziert, zum Teil mit Angst, zum Teil mit übereifriger Dienstfertigkeit. Nur wenige waren unbefangen.

Partnerschaft mit dem Landkreis Trier-Saarburg vorbereitet

Ich war sicher einer der letzten, der über die geöffnete Grenze „in den Westen“ gefahren war. Es war der 3. Advent 1989, als wir mit dem Zug nach Bamberg gereist sind und dort auf unglaubliche Gastfreundschaft stießen. Vorher war einfach keine Zeit. Nun im neuen Amt konnte ich bald weiter innerdeutsche Kontakte knüpfen. Am ersten Wochenende nach Amtsantritt fuhr ich als erster Neuer im Rat des Kreises an die Mosel, um die Kreispartnerschaft mit dem Landkreis Trier-Saarburg vorzubereiten. Das war ein Erlebnis, das mir damals sehr wichtig war und auf das ich noch heute mit Stolz und Freude zurückblicke. Im gleichen Monat war ich noch auf Einladung unserer kirchlichen Partnergemeinde in Ulm und habe dort vor vollem Auditorium über die aktuelle Situation in Rudolstadt vortragen können. Sowohl in Trier-Saarburg als auch in Ulm bin ich seither viele Male gewesen und habe Freundschaften geschlossen, die immer noch aktiv gelebt werden.

Ich liebe die körperliche Bewegung. Seit 1973 war ich regelmäßig beim Rennsteiglauf

dabei. Ich bin auch oft auf Langstreckenwanderungen gegangen. Aus der kleinen DDR habe ich mir vorzugsweise die damalige Tschechoslowakei als Wandergebiet ausgesucht und war jedes Jahr mehrmals dort in organisierten Wanderungen unterwegs. Als ich später meine umfangreichen Stasiunterlagen ansehen konnte, fand ich auch im „Operativen Vorgang Lehrer“, der die Jahre 1984 bis 1986 umfasst und in dem ich international überwacht wurde, eine erheiternde Notiz eines Spitzels, der mich offensichtlich bei einer Rucksackwanderung durch den Böhmerwald beobachten sollte: „Er entzog sich durch überlange Fußmärsche der Beobachtung.“

Die Zeit von 1989 bis 1991 war die schwierigste und schönste Zeit meines Lebens. Zwar lag die wöchentliche Arbeitszeit selten unter 60 Stunden, und am Wochenende wurden Fortbildungsveranstaltungen besucht. Die Urlaubsansprüche habe ich nicht wahrgenommen. Aber es war eine Zeit, in der es unermessliche Möglichkeiten des Gestaltens gab. Die alten Vorschriften waren gefallen. Neue waren noch nicht erlassen. Da konnte man wahrlich seine Zeit nutzen.

Entfaltungsmöglichkeiten in der Kommunalpolitik gesucht

Als später der Behördenvollzug im Tagesgeschäft die Oberhand gewann, habe ich mir Entfaltungsmöglichkeiten in Interessenvertretungen und in der Kommunalpolitik gesucht. So arbeite ich heute im Kreistag, im Verband der Schulaufsicht des Landes Thüringen, in der Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Erzieher in Deutschland, in der Christlichen Initiative Brennpunkt Erziehung, in der Gemeinschaft Christlicher Lehrer und Erzieher in Thüringen an verantwortlicher Stelle und bin auch Mitglied in verschiedenen anderen Organisationsformen.

Es gibt immer mal wieder ein Motto, an das ich mich halte, wenn es schwierig wird. Das wichtigste ist wohl „Die Sachen klären – die Menschen stärken“. Aber auch „Machs beste draus“ hilft oft aus verfahrenen Situationen. Mitunter orientiere ich mich an der

Bonhoeffer-Frage „Was würde Jesus dazu sagen?“ und denke gern an die Orientierung aus dem 1. Korintherbrief „Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen“.

Ich lebe bodenständig: Knapp 20 Kilometer von meinem heutigen Wohnort bin ich geboren. Zwar war ich während des Studiums in Leipzig und als Lehrer tätig in Staßfurt und Schmiedefeld am Rennsteig. Aber ich habe ein ausgeprägtes Heimatgefühl. Ich hatte nie eine Identität mit der DDR. Schon als 14-jähriger habe ich mir das Goethewort in meinem Zimmer aufgehängt: „Ich kenne nur ein Vaterland, das heißt Deutschland. Nur ihm allein bin ich mit ganzer Seele ergeben.“

Unklar war, mit welchem Ergebnis der Zusammenbruch kommt

Als Jugendliche pflegten wir uns ähnlich wie der brave Soldat Schwejk zu verabreden: „Wenn wir Rentner sind, treffen wir uns zu Pfingsten auf der Feste Coburg.“ (Die ist ja von vielen Stellen des Thüringer Waldes aus gut zu sehen.) Dass das Wirtschaftssystem der DDR nicht funktionsfähig ist, war mir seit Mitte

der sechziger Jahre klar. Unklar war mir, wie lange es weitergehen könnte und in welcher Weise und mit welchem Ergebnis der Zusammenbruch kommen würde. Ohne die durch Franz-Josef Strauß vermittelten Kredite hätten wir vermutlich die Gorbatschow-Periode der Sowjetunion nicht erreicht. Und zu Breshnews Zeiten wäre eine friedliche Revolution undenkbar gewesen. Insofern fällt es mir schwer, nostalgische Erinnerungen an die DDR nachzuvollziehen. Ich weiß, dass alte Zeiten immer goldene waren. Aber so kann man sich doch nicht selbst belügen, dass jemand der DDR nachtrauert. Es sei denn, man hat sich persönliche Vorteile auf Kosten anderer beschaffen können und nicht einmal ein schlechtes Gewissen dabei empfunden.

Die Bundesrepublik Deutschland ist kein idealer Staat. Deswegen muss man Hand anlegen und sie verbessern. Was wird, wenn man „die Genossen es schon machen“ lässt, habe ich erlebt. So gebe ich die Hoffnung nicht auf, dass die Bereitschaft mitzutun eine breitere Basis in der Bevölkerung findet als zur Zeit und Anspruchsdenken und Versorgungsmentalität von Verantwortungsgefühl und Handlungsbereitschaft abgelöst werden.

heißt Siegen lernen“ wurde jetzt von Kritikern auch innerhalb der SED gegen ihre greisen Spitzenfunktionäre ins Feld geführt. Durch seine Politik der Demokratisierung der UdSSR und der Aufarbeitung von deren stalinistischer Vergangenheit rückte KPdSU-Generalsekretär Gorbatschow rasch zum großen Hoffnungsträger auf. Das Verbot der sowjetischen Zeitschrift „Sputnik“ in der DDR vom November 1988 demonstrierte jedoch deutlich, dass das Politbüro in Ostberlin unabhängig von Moskau an seinem harten Kurs festhalten würde. Nur weil der Nachbar renoviere, müsse man doch nicht auch die Tapeten wechseln, so SED-Chefideologe Kurt Hager 1987 im Hamburger „Stern“. Damit beschleunigte man freilich nur den Weg in die außenpolitische Sackgasse und die Unzufriedenheit im eigenen Lande weit hinein in die Reihen der Partei.

Und der oppositionelle Widerstand wagte sich trotz unverholener Drohungen und hartem Durchgreifens seitens der „Organe“ langsam auch an die Öffentlichkeit. Während der alljährlichen Demonstration zu Ehren der ermordeten Kommunistenführer Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht am 17. Januar 1988 in Berlin versuchten junge Oppositionelle u.a. durch Transparente mit dem Luxemburg-Zitat „Freiheit ist immer die Freiheit des Andersdenkenden“ auf die unhaltbaren Zustände aufmerksam zu machen. Das MfS unter Minister Erich Mielke reagierte mit restriktiven Maßnahmen, mit Massenverhaftung, Relegation von Oberschülern, Abschiebung „feindlich-negativer Kräfte“ in den Westen u.ä. Doch die Situation ließ sich nicht mehr mit den herkömmlichen Mitteln des totalitären Maßnahmestaates stabilisieren. Als einen wesentlichen Ausgangspunkt der „Wende“ kann man die massiven Proteste von Regimekritikern gegen die Manipulation der Kommunalwahlen im Mai 1989 werten. Schon hierbei spielte die Kirche, insbesondere die zahlenmäßig in der DDR dominierende evangelische Kirche, als einzige autonome gesellschaftliche Kraft eine wichtige Rolle. Sowohl als Handlungsträger wie auch als Obdach der oppositionellen Gruppen sollte sie sich in den kommenden Monaten um die „Wende“

verdient machen.

Zur eklatanten politischen Unbeweglichkeit der herrschenden Staatspartei kamen die immer mangelhaftere Versorgung, die Abschottung gegenüber den in Bewegung geratenen „Bruderstaaten“ Sowjetunion, Polen und Ungarn sowie die Zustimmung zur blutigen Niederschlagung der Demokratiebewegung in China im Juni 1989 hinzu. Eine dramatische Zuspitzung erfuhr die latente Krise durch die Massenflucht von DDR-Bürgern über das Urlaubsland Ungarn, das am 2. Mai seine Grenzabsperren zu Österreich abgebaut hatte – erstes Schlupfloch im „Eisernen Vorhang“ seit dem Mauerbau 1961. Hunderte Menschen flüchteten sich gleichzeitig in die Botschaften der Bundesrepublik in Budapest, Warschau und Prag, von wo sie auf Vermittlung der Bundesregierung hin später ausreisen konnten. Mit der offiziellen Ausreisegewährung durch die ungarischen Behörden am 11. September 1989 wuchs die Fluchtwelle allein bis Monatsende auf 25.000. Dem SED-Regime drohte sein Volk abhanden zu kommen; die Situation in der DDR mit immer neuen Lücken im Bekanntenkreis und am Arbeitsplatz bündelte sich in Redensarten, wie „der Letzte macht das Licht aus“.

Auf der anderen Seite formierte sich jetzt der massive Widerstand der Mehrheit derer, die „hier bleiben“ wollten. Am 11. September folgte auf ein Friedensgebet in der Leipziger Nikolaikirche die erste der legendären „Montagsdemonstrationen“, die am 23. Oktober schließlich 300.000 Menschen unter dem Motto „Wir sind das Volk“ auf die Straße brachte. Am 4. November forderten etwa eine Million Menschen auf dem Berliner Alexanderplatz bei der größten aller Demonstrationen die Garantie bürgerlicher Freiheitsrechte und freie Wahlen. Doch die Parteileitung reagierte viel zu spät; noch am 7. Oktober 1989, dem 40. „Republikgeburtstag“, hatte sie die eindringliche Mahnung Gorbatschows („Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“) in den Wind geschlagen. Die halbherzigen Veränderungen unter dem „Druck der Straße“, einschließlich der Absetzung Honeckers als Generalsekretär am 18. Oktober, dem als

wenig überzeugender Nachfolger sein Kronprinz Egon Krenz folgte, konnten die rapide Erosion der SED-Herrschaft nicht mehr aufhalten. Das einzige Verdienst der letzten alten DDR-Führung dürfte allenfalls darin bestehen, gegenüber der betont friedfertigen Bürgerbewegung (Keine Gewalt!) u.a. bei der wegweisenden Leipziger Montagsdemo vom 9. Oktober auf den Versuch einer blutigen Pekinger Lösung verzichtet zu haben. Der Erfolg einer solchen Gewaltlösung durch Polizei, Stasi, Kampfgruppen und NVA wäre angesichts des Autoritätsverlustes bis in die Partei- und Staatsorgane hinein und angesichts der fehlenden Rückendeckung durch die sowjetischen Truppen in der DDR ohnehin fraglich gewesen.

Der Fall der Mauer am 9. November 1989, Folge einer Pressekonferenz-Äußerung des Politbüromitgliedes und Berliner SED-Bezirkssekretärs Günter Schabowski, sollte schließlich zum emotionalen Höhepunkt des Wende-Herbstes werden, den viele DDR-Bürger als einen ihrer intensivsten Lebensabschnitte empfanden. Die Bilder von feiernden Menschen auf der Berliner Mauer und an den Grenzübergängen in ganz Deutschland, die Trabbi-Kolonnen Richtung Westen und spontanen Verbrüderungsszenen gingen um die ganze Welt. Die Öffnung der Grenze zur Bundesrepublik und Westberlin markiert aber zugleich auch den entscheidenden Umschwung von der Wende in der DDR hin zum Prozess der deutschen Wiedervereinigung. Die eigene Anschauung der Lebensverhältnisse im Westen allein bis zum Sonntag, dem 12. November, hatten ca. drei Millionen DDR-Bürger die neue Reisefreiheit ausprobiert und das Offenbarwerden von Verbrechen und Marodität des SED-Staates ließen die Alternative einer demokratisch reformierten DDR immer unattraktiver werden. Die Stimmung der Bevölkerungsmehrheit schlug in kürzester Frist deutlich vernehmbar von Wir sind das Volk in Wir sind ein Volk um.

Die SED verlor während dieser Zeit schrittweise ihre Machtstellung. Am 1. Dezember wurde die führende Rolle der Partei aus der DDR-Verfassung gestrichen, am 8. Dezember

trat Krenz mitsamt Politbüro und ZK zurück. Die Partei verlor alle ihre einstigen Privilegien und innerhalb weniger Monate 2,1 ihrer 2,4 Millionen Mitglieder. Als Partei des Demokratischen Sozialismus (SED-PDS, seit Februar 1990 PDS) unter dem Vorsitzenden Gregor Gysi rettete sich die einstige Staatspartei, in deren Reihen zeitweise sogar die Selbstaflösung erwogen worden war, jedoch über die Wende hinweg und konnte sich im gesamtdeutschen Parteienspektrum etablieren.

Die neue DDR-Regierung unter dem relativ angesehenen Dresdner SED-Bezirkschef Hans Modrow (seit 13. November) versuchte zunächst noch, Demokratisierung und Rechtsstaatlichkeit für eine eigenständige DDR umzusetzen. An dieser Politik beteiligten sich seit dem 7. Dezember in Form des zentralen Runden Tisches in Berlin neben den DDR-Blockparteien (Ost-CDU, LDP, NDPD, Bauernpartei), FDGB und VdGB auch die neuen Bürgerbewegungen und Parteien der Wendezeit (Demokratischer Aufbruch, Demokratie Jetzt, Grüne Liga, Grüne Partei, Initiative Frieden und Menschenrechte, NEUES FORUM, Sozialdemokratische Partei, Unabhängiger Frauenverband, Vereinigte Linke).

Getragen von der Massenstimmung in der DDR nahm Bundeskanzler Helmut Kohl (CDU) nun jedoch Kurs auf eine rasche Wiedervereinigung (28. November: Zehn-Punkte-Programm zur Überwindung der Teilung Deutschlands und Europas), worin er am 19. Dezember in Dresden unter Anwesenheit Modrows von Tausenden begeisterten Zuhörern symbolkräftig bestärkt wurde. Die wachsende wirtschaftlich-soziale Krise in der DDR sowie das Misstrauen gegenüber der Regierung hinsichtlich Stasi-Auflösung, Parteiprivilegien u.a. Fragen taten ihr übriges. Die ersten freien Volkskammerwahlen am 18. März 1990, schon stark von den politischen Kräften und Schwesterparteien im Westen beeinflusst, erbrachten so einen überwältigenden Wahlsieg (48 Prozent) der konservativen Allianz für Deutschland (CDU, DSU, Demokratischer Aufbruch), die mit SPD und Liberalen eine Große Koalitionsregierung unter Lothar

de Maizière (CDU) einging. Zur Überraschung vieler Beobachter erreichte dagegen die SPD selbst in ihren einstigen Hochburgen (Sachsen, Thüringen) nur schwache Ergebnisse (insgesamt 21,9 Prozent); die zum Bündnis 90 zusammengeschlossenen Wende-Aktivist*innen versanken gar in der politischen Bedeutungslosigkeit (2,9 Prozent). Auf die PDS entfielen immerhin noch 16,4 Prozent.

Hauptaufgabe der letzten DDR-Regierung war die Vorbereitung der Wiedervereinigung gemeinsam mit der Bundesregierung. Schon am 1. Juli trat die Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion mit Einführung der D-Mark in Kraft. Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble (CDU) und DDR-Staatssekretär Günther Krause unterzeichneten am 31. August den Einigungsvertrag, in welchem alle relevanten Fragen des Beitritts der DDR zur Bundesrepublik nach Artikel 23 des Grundgesetzes geregelt wurden. Der Regierung Kohl gelang

es parallel hierzu, auch auf internationalem Parkett die letzten Hürden zu nehmen. Am 16. Juli gab Gorbatschow dem Kanzler anlässlich eines Treffens im Kaukasus seine Zustimmung zum Verbleib Gesamtdeutschlands in der NATO, am 12. September 1990 unterzeichneten die Außenminister der vier Besatzungsmächte (UdSSR, USA, Großbritannien, Frankreich), Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher (FDP) und DDR-Ministerpräsident de Maizière den Zwei-plus-Vier-Vertrag, der der neuen Bundesrepublik die volle Souveränität sicherte. So stand der offiziellen Wiedervereinigung am 3. Oktober 1990 nichts mehr im Wege; fast genau 41 Jahre nach ihrer Gründung hörte damit zugleich die Deutsche Demokratische Republik auf zu existieren. Die erste gesamtdeutsche Bundestagswahl am 2. Dezember 1990 endete mit einem Sieg von CDU und FDP, die eine Koalitionsregierung unter Helmut Kohl

2. Wende und Wiedervereinigung in Thüringen

Das nach Kriegsende 1945 erstmals in umfassender, in etwa dem heutigen Gebiet entsprechender Form gegründete Land Thüringen war bereits 1952 mit der Einführung des demokratischen Zentralismus in der DDR in die Bezirke Erfurt, Gera und Suhl aufgeteilt worden. Die drei thüringischen Bezirke litten seit 1952 als südwestliche DDR-Randbezirke zur Bundesrepublik unter dem inhumanen Grenzregime. Zwei große Zwangsumsiedlungsaktionen 1952 und 1961 vertrieben tausende Menschen aus dem Grenzgebiet, in dem die verbleibenden Einwohner erhebliche Einschränkungen hinnehmen mussten (vgl. Thillm- Materialien, Heft 82).

Darüber hinaus herrschte in Thüringen ein besonders eisiges politisches Klima. Symbolisiert wurde dies bis 1989 durch die als Hardliner bekannten 1. Sekretäre der SED-Be-

zirksleitungen Gerhard Müller (Erfurt), Herbert Ziegenhahn (Gera) und Hans Albrecht (Suhl). Dementsprechend richteten sich schon die ersten massiven öffentlichen Protestkundgebungen oft gegen die Person des jeweiligen Bezirksfürsten. Diese standen als Statthalter Honeckers mit relativem Freiraum auch für die verhasste Privilegien- und Cliquenwirtschaft der regionalen Partielite, welche dem sozialistischen Gleichheitsanspruch Hohn sprach.

Allerdings gehörte Thüringen zumindest vor dem 9. November 1989 nicht zu den spektakulären Zentren der Wendebewegung. Ein Erklärungsfaktor hierfür mag das Fehlen großer städtischer Metropolen mit internationalem Flair wie der Messestadt Leipzig, Berlin oder Dresden gewesen sein. Dennoch regte sich auch in Thüringen wachsender Protest. Und es waren zum Teil ganz spezifische regio-

nale Verhältnisse, Personen, Projekte und Vorgänge, die den Volkszorn herausforderten.

Als extremes Beispiel sei etwa die rücksichtslos- absolutistische Herrschaft des Sonderhäuser SED-Kreissekretärs Manfred Keßler genannt, der sich auf seine Verwandtschaft zu DDR-Verteidigungsminister Heinz Keßler stützen konnte. In der Bezirksstadt Erfurt wiederum waren es das von Gerhard Müller als Chefsache betriebene gigantische Prestigeobjekte Haus der Kultur und der von den Stadtplanern vorbereitete Abriss des historischen Andreasviertels für eine breite Straßenmagistrale mit Plattenbebauung, die die Bürger verbitterten und zu ersten mutigen Protestaktionen veranlassten. Die Universitätsstadt Jena wiederum galt schon lange als ein Ort der Opposition, was sich in der Wendezeit niederschlagen sollte.

Aber auch die mit viel Propagandaaufwand gefeierten Triumphe der sozialistischen Planwirtschaft, wie das u.a. am neu errichteten Standort Erfurt-Südost zu verwirklichende Mikroelektronikprogramm der DDR, stellten sich nicht nur für die unmittelbar Beteiligten meist als international kaum tragfähige Scheinerfolge dar. So sorgten Honeckers Worte an alle Pessimisten im Lande anlässlich der Übergabe des ersten Erfurter 32-Bit-Mikroprozessors in Berlin am 14. August 1989 wohl bestenfalls noch für Erheiterung: Den Sozialismus in seinem Lauf, wie man bei uns zu sagen pflegt, hält weder Ochs noch Esel auf. Dass in der Wirtschaft generell die Meldungen der Medien von 110-prozentigen Planerfüllungen und gewonnenen Ernteschlachten mit den realen Erfahrungen am Arbeitsplatz und in der Versorgung hart kontrastierten, war natürlich nicht nur in den thüringischen Bezirken mit den beherrschenden SED-Tageszeitungen Das Volk (Erfurt), Volkswacht (Gera) und Freies Wort (Suhl) der Fall.

Die teils bedrohlichen ökologischen Probleme, in Medien und offizieller Öffentlichkeit absolutes Tabuthema, schlugen sich sowohl in den städtischen Industriezentren, etwa dem im Winterhalbjahr permanent Smog geplagten Erfurt, wie auch in der industriell be-

triebenen Landwirtschaft mit Bodenerosion und ungeheuren Güllemengen nieder. Als eine der kritischen Reaktionen hierauf sei beispielhaft auf die Umweltgruppe Knau/Dittersdorf verwiesen, die sich seit 1985 gegen die Umweltsünden der Schweinemastanlage Neustadt/Orla zur Wehr setzte. Mit Unterstützung der evangelischen Kirche entwickelte sich diese Initiative zum organisierten ökologisch-politischen Protest, der in die Wendebewegung des Herbstes '89 einmündete. In den größeren Städten wiederum sorgte der massive Verfall der oft historisch wertvollen Altstadtkerne und Gründerzeitgürtel zugunsten der tristen Plattenbau-Siedlungen für Unmut. Staatliche Versuche, diesem Dilemma durch Abriss und angepassten Neubau in Plattenbauweise in den Stadtzentren zu begegnen, bildeten, wie am Beispiel Erfurts bereits angedeutet, nicht selten den Ansatzpunkt für Bürgerinitiativen.

Diese zahlreichen untrüglichen strukturellen Defizite und aktuellen Krisensymptome des SED-Staates führten insbesondere seit den manipulierten Kommunalwahlen vom Mai 1989 nunmehr zur Entstehung einer breitgefächerten Wende- bzw. Bürgerbewegung. Erste und lange Zeit wichtigste dieser Gruppen war das am 12. September gegründete NEUE FORUM (NF) um den engagierten Künstler und Bürgerrechtler Matthias Büchner aus Erfurt. Es war eng mit der evangelischen Kirche verbunden; im Bezirk Suhl etwa ging das NF wesentlich aus deren Arbeitskreis Gesellschaftliche Erneuerung hervor. Eine der prägenden Führungspersönlichkeiten des Suhler NF war der Dirigent und Komponist Siegfried Geißler. Die ähnlich angelegte Bürgerbewegung Demokratie Jetzt stand dem NEUEN FORUM nahe, erreichte aber über einige regionale Schwerpunkte hinaus nicht dessen Bedeutung. Ähnlich verhielt es sich mit der Grünen Partei, die sich jedoch stärker als Partei verstand und später mit Vertretern des NF wie Büchner im ersten Thüringer Landtag überwarf. Zweite der besonders hervortretenden Bürgerbewegungen neben dem NEUEN FORUM stellte der Demokratische Aufbruch (DA) dar. Die vom Erfurter Pfarrer und Semi-

nardozenten Edelbert Richter mitbegründete Partei lehnte den Kurs eines reformierten Sozialismus ab und plädierte früh für die deutsche Einheit. Bedenken zahlreicher DA-Führungskräfte hatten eine regionale Verankerung der Sozialdemokratischen Partei in der DDR (SDP) verzögert; im Januar 1990 traten viele von ihnen jedoch dieser stark evangelisch geprägten Ost-SPD bei. Eher eine Außenseiterrolle spielte die Vereinigte Linke (VL), in der sich alternative Linke und reformwillige SED-Mitglieder zu einer recht heterogenen Einheit zusammenfanden. Die kurzlebige Forum-Partei Thüringen ging schon gut einen Monat nach ihrer Gründung am 20. Januar 1990 in der konservativen Demokratisch-Sozialen Union (DSU) auf, die sich als Schwesterpartei der CSU verstand.

Neben diesen neuen Bewegungen und Parteien gehörten natürlich auch die gewendeten alten Blockparteien und die SED/PDS zu den Akteuren der Wendezeit. Am Schnellsten gelang es der CDU, neues politisches Profil zu gewinnen. Im Weimarer Brief der Initiative zur inneren Reform der CDU vom 10. September 1989, den u.a. die spätere Landtagspräsidentin und heutige CDU-Fraktionsvorsitzende im Landtag Christine Lieberknecht unterzeichnet hatte, wurde die bis in den November hinein linientreue Parteiführung zu Schritten der Erneuerung ermahnt. Eine Reihe der kritischen Christdemokraten der Wendezeit rückte später in führende parlamentarische und Staatsämter Thüringens auf. Weniger erfolgreich verliefen die von der Basis ausgehenden Profilierungsprozesse bei der später in der FDP aufgehenden LDPD oder gar bei NDPD und Bauernpartei, die gänzlich von der politischen Bühne verschwanden. Die SED/PDS schließlich fand unter der Führung meist jüngerer Funktionsträger allmählich zu politischer Handlungsfähigkeit zurück, auch wenn die kontrovers diskutierten Fragen der eigenen Vergangenheit und zukünftig einzuschlagenden Richtung noch lange auf ihr lasteten.

Der Ablauf der Ereignisse des Herbstes '89 gestaltete sich in Thüringen gegenüber den Zentren der Wende zunächst mit gewisser

Zeitverzögerung. Bis weit in den Oktober hinein verließ die Opposition noch nicht den Schutzraum der evangelischen Kirche, die sich in vielen Fällen als Vermittler anbot sowie mit zahlreichen Pfarrern, Theologen, Katecheten, Vertretern der Offenen Arbeit bis hin zu führenden Repräsentanten wie Landesbischof Dr. Leich und Propst Dr. Falcke auch wichtige Akteure stellte. Eine offene Konfrontation mit der als unnachgiebig bekannten regionalen Staatsmacht scheuten die relativ kleinen Gruppen wohl nicht ohne Grund, zumal das von der Stasi erzeugte Klima der Unsicherheit und permanenten Bedrohung seine Wirkung noch keineswegs völlig verloren hatte. Die erste Großdemonstration fand so erst am 26. Oktober in Erfurt statt, mit 220.000 Einwohnern das urbane Zentrum Thüringens; als Donnerstagsdemo im Anschluss an ein Friedensgebet in der Andreaskirche sollte sie in den nächsten Wochen eine ähnliche traditionsbildende Bedeutung erlangen wie die Montagsdemos in Leipzig. In jenen letzten Oktobertagen kam es aber auch in den übrigen größeren Städten zu Protestaktionen und Demonstrationen. Bürgerdialoge konfrontierten nunmehr die lokalen Funktionsträger mit kritischen Fragen und Forderungen; in der immer selbstbewussteren Einwohnerschaft der meisten Orte erwachte ein über Jahrzehnte verschütteter Bürgergeist.

Nach dem Mauerfall vom 9. November bewegte sich Thüringen in der nochmals dynamisierten Bewegung nunmehr auf der Höhe der Zeit. Ein Signalereignis von nationaler Tragweite erlebte es mit der Besetzung der MfS-Bezirksleitung Erfurt am 4. Dezember. Die seit 17. November als Amt für Nationale Sicherheit (AfNS) firmierende Stasi hatte in Erfurt begonnen, Akten zu vernichten, was durch die Bürgerinneninitiative Frauen für Veränderung und zahlreiche engagierte Erfurter unterbunden wurde. Diese Besetzungsaktion, die sich in Suhl sowie einigen Kreisdienststellen wiederholte (in der BV Gera jedoch erst am 4. Januar 1990), leitete die Phase der Bürgerkomitees und Runden Tische ein. Sie endete mit den Wahlen des Frühjahrs 1990, mit denen das reguläre parlamentari-

sche System von der Kommune über den Landtag bis hinauf zur Volkskammer Einzug hielt. Der nunmehr folgende letzte Abschnitt bis zum 3. Oktober 1990 verlief in der gesamten DDR bereits in vergleichsweise einheitlichen Bahnen.

Thüringen brachte der Prozess von Wende und Wiedervereinigung nicht nur das Ende der SED-Diktatur, sondern auch die Wiederauferstehung als politisch-administrative Einheit. 1989/90 stellt damit in der thüringischen Landesgeschichte einen markanten Wendepunkt dar. Mit dem 3. Oktober 1990 konstituierte sich Thüringen als Bundesland aus den drei ehemaligen DDR-Bezirken Erfurt, Gera und Suhl. Hierbei gelangten die seit 1952 zum Bezirk Leipzig gehörenden Kreise Schmölnn und Altenburg sowie das zu Halle gehörige Artern nach Volksabstimmungen zum südwestlichen der neuen Länder .

Mit 16.171 Quadratkilometern Fläche und 2,4 Millionen Einwohnern rangiert es unter den 16 Ländern der Bundesrepublik an elfter bzw. zehnter Stelle. Landeshauptstadt wurde (nach teilweise hitzigem Duell mit Weimar) die Stadt Erfurt, traditionelle heimliche Hauptstadt der über Jahrhunderte von sprichwörtlicher Kleinstaaterei geprägten Region. Seit der Verabschiedung einer Landesverfassung im Jahre 1993 trägt das Land den Namen Freistaat Thüringen . Es spricht für die Heimatverbundenheit und tief verwurzelte landsmannschaftliche Identität der Thüringer, dass die Wiedergründung eines föderalen Landes mit zu den ersten Forderungen der Wendezeit, verstärkt natürlich mit dem Umschwung hin zur deutschen Einheitsbewegung, gehörte. Der Länderbildungsprozess kann damit als wichtiger Bestandteil der Emanzipationsbewegung 1989/90 eingeordnet werden.

3. Historisches Ereignis und persönliche Erfahrung 1989/90 im Spiegel von Biographien

Die geschilderten historischen Ereignisse der Jahre 1989/90 wurden von einzelnen Gesellschaftsgruppen und Individuen in z.T. ausgesprochen unterschiedlicher Form wahrgenommen und bewertet. Politisch-gesellschaftliche Stellung, Beruf, lebensweltliches Umfeld bzw. Milieu, Alter, Generationenprägung, Werthaltungen, Zukunftspläne, Mentalität u.a. Faktoren bestimmten die Haltung zu bzw. Teilnahme an jenem rasanten, sich zeitweise geradezu überschlagenden Prozess. Eine große Mehrheit der DDR-Bürger befürwortete allerdings prinzipiell die Wendebewegung des Herbstes '89 und vollzog nach dem 9. November die Wendung hin zur Forderung nach deutscher Einheit mit. Eine ganze Reihe gerade auch der Aktivisten der Wende hielten zwar am Ziel einer reformierten linken DDR fest, was sich aber schon bei der Volkskammer-

wahl vom 18. März 1990 offenkundig als Minderheitenposition herausstellte. Auch beim einzuschlagenden Tempo und Modus der Wiedervereinigung gingen die Meinungen durchaus auseinander wiederum war es aber eine Mehrheit, die rasch auf die Einheit zusteuern wollte.

Mag es also eine überwiegend positive Grundhaltung zu Wende und zügiger Wiedervereinigung unter den damaligen DDR-Bürgern gegeben haben dies schlägt sich auch in den meisten der hier zusammengetragenen Lebensberichte nieder differenzierte sich diese Haltung schnell deutlich aus. Denn der oben skizzierte historische Prozess sollte viele Menschen, ohne dass sie dies zunächst in vollem Maße realisierten, auch an einen einschneidenden biographischen Wendepunkt führen. Kaum jemand führte auch jen-

seits der auf ihn einstürzenden Neuerungen nach 1989/90 noch dasselbe Leben wie zuvor, was keineswegs nur für Jubel sorgte. Dies hat viel mit den spezifischen Umständen der Wiedervereinigung im Sinne eines nahezu alle Lebensbereiche erfassenden historischen Prozesses zu tun.

Mit der erwähnten Bundestagswahl vom 2. Dezember 1990 war, nur rund ein Jahr nach dem faktischen Zusammenbruch der SED-Herrschaft, die staatlich-politische Einheit hergestellt. Freilich sollte sich bald zeigen, dass die innere Einheit, die Angleichung von Lebensbedingungen, Mentalitäten und Weltansichten, hiermit nicht Schritt halten konnte. Reale oder drohende Arbeitslosigkeit durch das Zusammenbrechen der DDR-Wirtschaft unter den über Nacht eingeführten Bedingungen des freien Marktes bzw. unter Obhut der Treuhand-Gesellschaft, der Verlust vertrauter kollektiver Einbindungen und Absicherungen, die Einführung westlicher Gesellschafts- und Rechtsformen, die anhaltende Abwanderung meist junger und gut ausgebildeter Menschen in den Westen – all dies verunsicherte viele ehemalige DDR-Bürger.

Zudem erfolgte der mit der Wiedervereinigung beginnende Elitenwechsel in Staat, Verwaltung, Wissenschaft oder Wirtschaft überwiegend in Form eines personalen West-Ost-Transfers. Zusammen mit der umfassenden Abwicklung auch so mancher bewährten Strukturen, etwa im DDR-Schulwesen, zugunsten westlicher Organisationsmodelle, nährte dies mitunter die Vorstellung einer Kolonialisierung – geschürt durch abfällige umgangssprachliche Ausdrücke wie Buschzulage für finanzielle Zuschläge westlicher Beamter im Osten. Die in vielen Bereichen völlig berechnete kritische Aufarbeitung der DDR-Geschichte ließ in ihrer bisweilen allzu unduldsamen und pauschalisierenden Form das verbreitete Gefühl aufkommen, den Menschen werden ihre persönliche Lebensleistung, ihre vielen auch schönen Erinnerungen, ja ihre Biographie überhaupt streitig gemacht. Dies ist sicher neben dem plötzlichen Verschwinden zahlreicher vertrauter Einrichtungen, Gewohnheiten und Produkte mit einer wesent-

liche Ursache für die Ostalgie-Welle der letzten Jahre.

Überdies herrscht, trotz enormer Anstrengungen der Bundesrepublik, auch heute noch ein spürbares Gefälle der Lebensverhältnisse. Dies kontrastiert mit den anfangs euphorischen Vorstellungen einer schnellen Angleichung, die durch ebenfalls allzu optimistische Prognosen der Politik mit versprochenen blühenden Landschaften befördert worden waren. Über all diesen Problemen auf dem Weg zur inneren Einheit darf freilich nicht vergessen werden, dass die selbsterkämpfte Wende und die von einer breiten Mehrheit getragene Wiedervereinigung den Menschen in der DDR nach vier Jahrzehnten einer totalitären Mangelgesellschaft politische und persönliche Freiheit gebracht haben – dies scheint auch in den meisten Biographien, bei allen geschilderten Problemen und Vorbehalten, deutlich durch.

Dennoch tut sich natürlich ein weites Spektrum auf zwischen (subjektiven wie objektiven) Wende- bzw. Einheitsgewinnern und -verlierern, zwischen einstigem verfolgten Regimegegner und privilegiertem Partei- und Staatsfunktionär, zwischen ernüchterten linken Wendeaktivisten und erfolgreichem Neopolitiker, zwischen jungem Bildungsanfänger und ins berufliche Abseits geratenem Endfünziger usw. Dies konnte die Wahrnehmung auch im Nachhinein zum Positiven wie zum Negativen hin maßgeblich verändern.

Allerdings zeigen die biographischen Schilderungen, dass jenseits der genannten Extrempole meist positive und negative Erfahrungen nebeneinander stehen und eine eindeutige Selbsteinstufung kaum möglich scheint. Das Ergebnis des dennoch von den meisten unternommenen Versuches, ein persönliches Fazit zu ziehen, hing so letztlich von den prägenden persönlichen Veranlagungen und Lebenszielen ab, die durch Wende und Wiedervereinigung entweder befördert oder gedämpft wurden und damit ein und dieselbe objektive Veränderung bisweilen sehr unterschiedlich bewertet wurde. Die Einführung der Marktwirtschaft beispielsweise konnte sich zunächst oder auch auf Dauer als bisher unge-

kannte Arbeitslosigkeit, als Unsicherheit und kälteres Betriebsklima, oder aber als oft hart erarbeiteter Aufstieg zum erfolgreichen mittelständischen Unternehmer, bäuerlichen Neueinrichter oder Geschäftsmann äußern.

Hinzu kommt das bei jedem Menschen zwangsläufig eingeschränkte Gesichtsfeld, das die unmittelbar ablaufenden komplexen historischen Vorgänge neben der unwillkürlich subjektiven Einordnung auch nie völlig überblicken kann. Und wenngleich den meisten der Autobiographien das Bemühen um eine ehrliche und rückhaltlose Selbsteinschätzung deutlich anzumerken ist, sei auch auf die allzumenschliche und bisweilen wohl unbewusste Neigung verwiesen, die eigene Rolle im Rückblick gerade bezüglich sensibler Bereiche wie Anpassung an die Normen der DDR-Gesellschaft oder Teilnahme am Wendeprozess eher in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Eben solche gruppen- und persönlichkeitsgeprägten, individuell-subjektiven Sichtweisen sollen mit den mehr als 40 Lebensgeschichten aus Thüringen schlaglichtartig herausgearbeitet werden. Um hierbei ein möglichst breites Spektrum abzudecken, wurden verschiedene Berufs- und Gesellschaftsfelder mit je mehreren Vertretern ausgewählt, die wiederum teils grundlegend verschiedene Wende- und Einheitserfahrungen verkörpern.

Das mit vorliegender Biographiensammlung angestrebte Verlagern von der Ebene der großen Geschichte auf die lebensweltliche Erfahrungsebene soll die historischen Vorgänge von 1989/90 zunächst einmal an Lebendigkeit gewinnen lassen. Das Nacherleben von Geschichte aus der Perspektive eines authentischen Zeitgenossen vermag einen emotionalen Zugang zur Thematik zu eröffnen, der rein historischen Darstellungen meist verschlossen bleibt. Zugleich kann damit ein Beitrag geleistet werden, Verständnis und Akzeptanz für verschiedene von Wende und Wiedervereinigung geprägte Biographietypen zu be-

fördern. Jenseits klischeehafter Stereotypen und Vorurteile gilt es die Wurzeln unterschiedlicher Sichtweisen auf Geschichte und Gegenwart offenzulegen. So soll schließlich auch denjenigen, die die Verhältnisse vor bzw. Ereignissen von 1989/90 nicht bewusst erlebt haben, insbesondere also den heutigen Jugendlichen, eine differenzierte Sicht auf die in vielen Bereichen auf ihre aktuelle Erfahrungswelt nachwirkende jüngste Geschichte ermöglicht werden.

Vorliegender Materialienband des Thüringer Instituts für Lehrerfortbildung, Lehrplanelentwicklung und Medien (ThILLM) erfüllt auf diesem Wege auch die Aufgaben einer historischen Quellensammlung, die ganz persönliche Schicksale und Sichtweisen einer unheimlich ereignisreichen Zeit überliefern will. Bei der Verwendung und Auswertung einer solchen Biographien-Sammlung gilt es aber immer, die angedeuteten Vorzüge und Grenzen der Oral History zu berücksichtigen: spezifischer Erklärungsgehalt, Authentizität und emotionaler Zugang einerseits, Subjektivität und Begrenztheit persönlich erlebter Geschichte andererseits.

Nicht verschwiegen sei auch, dass sich einige angesprochene Personen nach teils reiflicher Überlegung dem Projekt nicht zur Verfügung stellen wollten. Ähnliche Unternehmungen zu weiter zurückliegenden Themen haben gezeigt, dass es mitunter einiger Jahrzehnte bedarf, ehe Menschen über einschneidende historisch-biographische Zäsuren zu berichten bereit waren. Dies betrifft natürlich nicht zuletzt mit dem untergegangenen System eng verbundene Personen, in diesem Falle etwa SED- und Staatsfunktionäre. Wenn selbige hier kaum auftreten, so liegt dem keineswegs Absicht, sondern der angesprochene Umstand zugrunde was zugleich dem einschneidenden Wendepunkt 1989/90 auf eine ganz spezifische Art und Weise Ausdruck verleiht.

Chronologie der Ereignisse

März 1985	Wahl Michail Gorbatschows zum Generalsekretär der KPdSU, Beginn von Perestroika und Glasnost in der Sowjetunion; in den Folgejahren Ablehnung jeglicher Reformen durch die SED-Führung in der DDR
November 1988	Verbot der sowjetischen Zeitschrift Sputnik
2. Mai 1989	Abbau der Grenzbefestigungen zwischen Ungarn und Österreich, Beginn einer Fluchtwelle von DDR-Bürgern im Sommer/Herbst 1989
7. Mai 1989	Kommunalwahlen in der DDR mit massiven Bürgerprotesten
11. September 1989	Ungarn lässt alle Fluchtwilligen offiziell in den Westen ausreisen
11. September 1989	erste Leipziger Montagsdemonstration , am 23. Oktober schließlich 300.000 Menschen unter dem Motto 'Wir sind das Volk!' auf der Straße
9. Oktober 1989	wegweisende Leipziger Montagsdemo endet ohne Gewaltanwendung
18. Oktober 1989	Rücktritt Erich Honeckers als SED-Generalsekretär, Nachfolger Egon Krenz
4. November 1989	Massendemonstration mit 1 Million Menschen auf dem Berliner Alexanderplatz
9. November 1989	Mauerfall , Grenzöffnung zur Bundesrepublik und Westberlin Meinungsumschwung Richtung Wiedervereinigung ('Wir sind ein Volk!')
13. November 1989	Regierung Hans Modrow (SED)
7. Dezember 1989	zentraler Runder Tisch in Berlin
19. Dezember 1989	Besuch Helmut Kohls in Dresden
18. März 1990	Volkskammerwahlen in der DDR, Regierung Lothar de Maizière (CDU)
1. Juli 1990	Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion mit Einführung der D-Mark

12. September 1990	Zwei-plus-Vier-Vertrag , volle Souveränität für Gesamtdeutschland
3. Oktober 1990	deutsche Wiedervereinigung, Beitritt der DDR zur Bundesrepublik nach Artikel 23 des Grundgesetzes
2. Dezember 1990	erste gesamtdeutsche Bundestagswahl, CDU-FDP-Regierung unter Helmut Kohl

Überlegungen zum Einsatz des vorliegenden Heftes im Unterricht

Von Rainer Morgenroth

Editorische Intention

Sicher wird diese Sammlung von Wende -biographien auf breites Interesse in der Öffentlichkeit stoßen, denn auch 15 Jahre danach ist für alle Betroffenen die Aufarbeitung der mit den politischen Ereignissen von 1989 verbundenen Umwälzungen noch in vollem Gange. So werden Biographien anderer für den Leser zum Anlass vergleichender Betrachtungen mit der eigenen Erfahrung, denn die thematische Klammer aller Einzelbeiträge ist ja auch sein Thema. Zudem wird das Interesse an Einblicken in die Lebenswelt anderer derzeit ohnehin durch die Medien mittels Talkshows und Memoireneditionen wach gehalten. Das gilt natürlich in besonderem Maße für die biographischen Reflexionen von Zeitzeugen des wohl glücklichsten Jahrhundertereignisses der deutschen Geschichte unmittelbar vor der Jahrtausendwende.

Hauptadressat Schule

Die schwer auslotbare Dimension dieses zeitgeschichtlichen Ereignisses forderte das Thillm geradezu heraus, Schülern vielfältige Zugangswege zu dieser Problematik zu öffnen, eben auch über seine Reihe Materialien. Denn in dieser Edition werden traditionell Themen der Bildungs- und Gesellschaftspolitik sowie didaktisch-methodisch relevante Problemfelder aufgegriffen, als lehrplanbegleitendes Arbeits- oder Handmaterial für die Schule aufbereitet, um deren pädagogische Arbeit aktuell und pragmatisch zu unterstützen oder innovative Impulse zu geben. Dieser Tradition folgt auch das Heft Nr.103. Deshalb sind die Hauptadressaten dieser Sammlung von Zeitzeugenbiographien natürlich in erster Linie Schüler und Schulen.

Lehrplanbezug

Für die derzeitige Schülergeneration sind die Wende und Wiedervereinigung in ihren Wirkungen einerseits noch laufender Prozess, andererseits als Ereignis aber schon Geschichte und dementsprechend im Unterricht so zu behandeln. Also ergibt sich automatisch ein stofflicher Lehrplanbezug für die Fächer Geschichte, Ethik und Sozialkunde in der Regelschule sowie für Geschichte und Ethik im Gymnasium hinsichtlich aller Betrachtungen zur Zeitgeschichte, zu ethischen und politischen Grundwerten, zum Demokratieverständnis usw. Auf explizite Hinweise zu den einzelnen Stoffgebieten kann hier verzichtet werden, zumal der Versuch, eine rein fachspezifische Einordnung dieses Materials vorzunehmen und dementsprechend damit umzugehen, viel zu kurz gegriffen erscheint.

Didaktische Zielsetzung

Die didaktische Zielsetzung für den Unterrichtsgebrauch dieser Biographien muss sich vielmehr am Thüringer Kompetenzmodell ausrichten, das sich wenn auch aus formalen Gründen

vorangestellt als immanente Richtlinie für handlungsorientiertes Lernen im besten Sinne des Wortes konsequent durch alle Lehrpläne zieht. Und Handlungsorientierung muss beim Einsatz dieser Broschüre im Unterricht oberstes Prinzip sein, da es die Schüler mit individuell erlebter, gedanklich reflektierter und damit erzählter Geschichte, also mit Oral History konfrontiert. Mit deren Arbeitstechniken und Wirkung können Schüler nur durch praktisches Lernen vertraut gemacht werden. Das gilt für die Untersuchung und Bewertung vorgefertigter Quellen (wie vorliegende Biographien) und erst recht für eigene Befragungsprojekte.

Oral History als Methode

Dieser wieder entdeckte Zweig der historischen Forschung, bei dem über das Gespräch durch eine Person Vergangenheit erinnert, mündlich wiedergegeben (erzählt) und schriftlich fixiert wird, beinhaltet weit mehr, als die bloße Übersetzung (Mündliche Geschichte) suggeriert. Es handelt sich um ein strengen Regeln folgendes Erhebungsverfahren, mit dessen Hilfe Vergangenheit als ehemalige Gegenwart erfasst werden soll. Allein dieser höchst fragwürdige, weil äußerst verkürzte Umschreibungsversuch des Begriffes macht deutlich, welche Möglichkeiten die Oral History für den Unterricht bietet, aber auch, wo ihre Grenzen liegen. Beides muss den Schülern bewusst gemacht werden, wenn wir sie damit konfrontieren oder zu eigener Arbeit mit dieser Methode animieren. Beginnen wir mit den verlockenden Möglichkeiten. Die Oral History liefert unmittelbare und authentische Quellen über das Alltagsleben, in denen der Mensch und seine subjektive Weltsicht im Mittelpunkt stehen. Nicht die große Geschichte, sondern die Subjektivität und Alltäglichkeit stehen im Blickpunkt des Interesses. Diese Authentizität fasziniert Schüler, weil sie ihnen Identifikationsmöglichkeiten schafft. Geschichtliche Ereignisse werden lebendig, es öffnen sich unmittelbare Zugänge zum Geschehen durch die Begegnung mit jemandem, der dabei war. Darin liegt natürlich auch die schon angedeutete Gefahr. Denn der Schüler übersieht, dass diese Quellen stark persönlich gefärbt, manipulierbar, unvollständig und zuweilen sogar falsch sein können. Dies ist der Tatsache geschuldet, dass die Ereignisse individuell erlebt und erinnert sowie aus der durch neue Erfahrungen veränderten Gegenwartsperspektive wiedergegeben werden. Wir können den Interviewpartner auch nicht verhören wollen, er allein bestimmt, was er preis gibt ; wir müssen seine Tabus oder Sachzwänge (politische z.B.) akzeptieren.

Reiz der Erfahrungsgeschichte im Unterricht

Der oben genannte innere Widerspruch macht gerade den Reiz der Arbeit mit der Oral History aus. Warum? Auf unsere Biographien bezogen bedeutet dies, man kann aus ihnen kein geschlossenes oder auf Wahrheitsanspruch gründendes Geschichtsbild über die Wende herleiten wollen. Sobald man nämlich versucht, diese Biographien gleich einem Flickenteppich oder Puzzle zusammenzufügen, wird man zwar Schnittmengen gemeinsamer Befindlichkeiten gewinnen; aber man entdeckt an den Nahrändern auch Risse, Sprünge, Lücken und Brüche. Es wäre ganz falsch zu versuchen, hier zu kitten, zu ebnen und zu glätten, denn gerade die Unregelmäßigkeiten und Abweichungen stimulieren zu weiterführenden Fragen, zu Vergleichen mit anderen Quellen, fordern zur Kommentierung und Wertung heraus. Zugleich berechtigen diese Verwerfungen nicht zu Abstrichen an einzelnen Biographien. Bernd Schreier hat in seinem Vorwort die Begründung dafür mit einem Satz vorweg genommen: Das Leben lässt sich nun einmal nicht in wenigen Kategorien zusammenfassen, und jedes Leben ist einzigartig und wertvoll.(siehe S. 7). Von daher kann jede dieser Biographien ihren Beitrag zur Ergänzung oder Neubetrachtung der Wendeereignisse liefern. Spätestens hier wird klar, dass die Arbeit mit diesem Material im Unterricht nicht auf wenige Fächer beschränkt bleiben muss. Die Broschüre

ist methodisch vielseitig einsetzbar. Vor allem aber kann sie Impulse geben, um Schüler zu Projekten anzuregen oder mit der Methode der Oral History selbst Geschichte zu schreiben, indem sie Alltagsgeschichte erforschen (Zeitzeugen-Interviews, Quellen erstellen, Dokumentationen).

Themenfelder der Alltagsgeschichte

Solche Projekte müssen nicht immer hochwissenschaftliche Zielstellungen verfolgen und nicht nur an Jahrhundertereignissen angebunden sein. Wichtig dabei ist, dass sie dem Interesse der Schüler entgegenkommen, ihrem Alter, ihren Fähigkeiten und Erfahrungen entsprechen. Die sich eröffnende Bandbreite ist riesig: Zeitzeugenbefragungen können in vielgestaltigen Themen, wie zu verschwundenen Gebäuden im Stadtbild, zur Schulzeit vor 20 Jahren, zur Freizeitgestaltung der Eltern in deren Jugendalter, in Befragung der Großeltern zu Kriegsende und Nachkriegszeit oder eben zum politischen Geschehen der jüngeren Vergangenheit realisiert werden. Nicht zuletzt sei der Aufruf des Bundespräsidenten zum Geschichtswettbewerb mit dem Thema: „Sich regen bringt Segen? Arbeit in der Geschichte“ genannt, der sich hier geradezu aufdrängt. Die Willkür der Aufzählung ist beabsichtigt, um die Vielfalt der Möglichkeiten anzudeuten, die man den Schülern katalogartig anbieten und durch sie erweitern lassen kann:

Alltägliches	Politik/Gesellschaft	Umweltgeschichte
Ernährung	Ökonomische Krisen	Landschaftsveränderung
Kleidung	Politische Umbrüche	Stadtumbau
Wohnen	Stellung der Frau	Verkehrswege
Arbeitswelt	Umgang mit Minoritäten	Ökonomie/Ökologie

Handlungsorientierung und Kompetenzentwicklung

Ganz gleich, ob es um eine einfache Dokumentation, ein umfangreicheres Projekt oder eine anspruchsvolle Seminararbeit geht – immer ist eine durchdachte methodische Vorbereitung und Begleitung unabdingbar. Aber dann wird es den Schülern auch Spaß machen, die Aufgabe anzugehen. Denn jetzt müssen sie zeigen, was sie an Lernkompetenz, Sozialkompetenz, Sachkompetenz, Methodenkompetenz sowie kommunikativen Fähigkeiten, Einfühlungsvermögen und Takt gegenüber ihren Interviewpartnern schon einbringen oder sich im Prozess des praktischen Lernens noch aneignen müssen. Letzteres meinen wir mit handlungsorientiertem Lernen, für welches in unserem Falle folgende Prinzipien berücksichtigt werden sollten:

Bezug zur Lebenswelt der Schüler	Lernen als Prozess aktiven Suchens/Forschens
Subjektive Schülerinteressen berücksichtigen	Begriffliche Operation mit Tätigkeit verbinden
Beteiligung der Schüler an Ziel, Planung und Umsetzungskriterien (z.B. Fragebogen)	Handlungsergebnisse vergegenständlichen, sie werden zum Produkt öffentlichen Interesses

Verweise auf Arbeitsformen (Methoden)

Da unsere Wende -biographien Arbeitsmaterial und weiterführende Anregung zugleich sein sollen, ergeben sich zwei Linien der methodischen Arbeit:

1. Arbeit an vorliegenden Biographien

-  Quellenkritik nach selbst entwickelten Vorgaben (Fragebogen)
-  Verarbeitung des Schlüsselereignisses Wende (positiv/negativ/unklar/ausweichend usw.)
-  Vergleich mit anderen Biographien
-  Schnittmengen häufiger Befindlichkeiten herausfiltern
-  Vergleich mit offiziellen Quellen (Lehrbuch)
-  Verallgemeinerungen/Bilanz dokumentieren

2. Eigene Erhebungen/ Zeitzeugenbefragung

-  Thema/Ereignis auswählen
-  Fragenkatalog erarbeiten
-  Geeignete Zeitzeugen auswählen
-  Interviews vereinbaren/führen
-  Fragetechnik vorher in Rollenspielen üben
-  Ergebnisse fixieren
-  Vergleich und Auswertung (nebenstehend)

Lassen wir unsere Schüler so gerüstet auf Spurensuche gehen und aus der selbst erforschten Geschichte von unten die großen historischen Zusammenhänge besser verstehen lernen und ganz nebenbei ihre persönlichen Kompetenzen weiter entwickeln

Literaturempfehlungen (Auswahl)

Adler, Hans-Gerd: Wir sprengen unsere Ketten. Die friedliche Revolution im Eichsfeld. Eine Dokumentation. Leipzig 1990.

Aldenhövel, Josef Lütke u.a. (Hg.): Mühlhausen 1989/1990. Die Wende in einer thüringischen Kleinstadt. Münster 1993.

Benzler, Susanne u.a. (Hg.): Deutschland-Ost vor Ort. Anfänge der lokalen Politik in den neuen Bundesländern. Opladen 1995.

Bertram, Hans u.a. (Hg.): Systemwechsel zwischen Projekt und Prozeß. Analysen zu den Umbrüchen in Ostdeutschland. Opladen 1998.

Debes, Martin: Durchdringen und Zersetzen. Die Bekämpfung der Opposition in Ostthüringen durch das Ministerium für Staatssicherheit im Jahre 1989. Manebach 1999.

Dornheim, Andreas: Das MfS in Thüringen während der Wende 1989/90. Erfurt 1995. (Thüringen. Blätter zur Landeskunde. Hg. von der Landeszentrale für politische Bildung)

Dornheim, Andreas: Der Demokratisierungsprozess in Thüringen 1989. Erfurt 1997. (Thüringen. Blätter zur Landeskunde. Hg. von der Landeszentrale für politische Bildung)

Dornheim, Andreas: Politischer Umbruch in Erfurt 1989/90. Weimar/Köln/Wien 1995.

Dornheim, Andreas/Schnitzler, Stephan (Hg.): Thüringen 1989/90. Akteure des Umbruchs berichten. Erfurt 1995. (Schriften der Landeszentrale für politische Bildung Thüringen. Bd. 1)

Elbracht, Dieter (Hg.): Arnstadt von 1989 bis 1999. Die ersten zehn Jahre nach der Wende. Eine Dokumentation. Duisburg 1999.

Falcke, Heino: Die gewaltfreie Revolution vor zehn Jahren. Deutungen, Vorgänge, Wirkungen. Erfurt 1999. (Stadt und Geschichte. Zeitschrift für Erfurt. Sonderheft 1)

Falcke, Heino: Die unvollendete Befreiung. Die Kirchen, die Umwälzung in der DDR und die Vereinigung Deutschlands. München 1991.

Friedrich, Margot: Eine Revolution nach Feierabend. Eisenacher Tagebuch der Revolution. Marburg 1991.

Grund, Thomas u.a. (Hg.): Die andere Geschichte . Erfurt 1993.

Herlyn Ulfert/Bertels, Lothar (Hg.): Stadt im Umbruch: Gotha. Wende und Wandel einer thüringischen Mittelstadt. Opladen 1994.

Heydemann, Günther/Mai, Gunther/Müller, Werner (Hg.): Revolution und Transformation in

- der DDR 1989/90. Berlin 1999. (> Thüringen, Eichsfeld)
- Hoffmeister, Hans/Hempel, Mirko (Hg.): Die Wende in Thüringen. Ein Rückblick. Arnstadt/Weimar 2000.
- Hutzler-Spichtinger, Margot/Schönberger, Klaus: Unüberhörbare Wortmeldungen der Bürger... DDR-Gesellschaft am Vorabend des Umbruchs - Jena 1988/89. Leipzig 1994.
- Kuhr, Eberhard u.a. (Hg.): Am Ende des realen Sozialismus. Bd. 3. Opposition in der DDR von den 70er Jahren bis zum Zusammenbruch der SED-Herrschaft. Opladen 1999. (>Thüringen)
- Kuhr, Eberhard u.a. (Hg.): Die SED-Herrschaft und ihr Zusammenbruch. Opladen 1996. (>Jena)
- Lindner, Bernd (Hg.): Für ein offenes Land mit freien Menschen. Herbst '89, fünf Jahre danach. Leipzig 1994.
- Meisel, Dirk: Kommunale Selbstverwaltung im Umbruch. Entscheidungsprozesse in einer ost-deutschen Stadt nach der Wende. Bonn u.a. 1995. (Jena)
- Mestrup, Heinz/Remy, Dietmar: Wir können ja hier offen reden ... Äußerungen vom Politbüro Kandidaten und Erfurter Bezirks-Chef Gerhard Müller. Eine Dokumentation. Erfurt 1997.
- Mestrup, Heinz: Die SED. Ideologischer Anspruch, Herrschaftspraxis und Konflikte im Bezirk Erfurt 1971 - 1989. Rudolstadt/Jena 2000.
- Mestrup, Heinz: Kreis und Kreisparteiorganisation der SED Mühlhausen während der politischen Wende im Herbst 1989. Erfurt 1996.
- Nassmacher, Hiltrud u.a. (Hg.): Politische Strukturen im Umbruch. Berlin 1994. (Jena)
- NEUES FORUM Bezirksbüro Suhl (Bernd Winkelmann und Brigitta Wurschi) (Hg.): Aufbruch '89. Kleine Chronik der Herbstereignisse 1989 in der Bezirkshauptstadt Suhl. September bis Dezember. o.O. o.J. (1990).
- Remy, Dietmar: Aufbruch 89 in Mühlhausen. Kleine Chronik der Herbstereignisse 1989 in der Kreisstadt Mühlhausen. Suhl 1997.
- Schnitzler, Stephan: Der Umbruch in der DDR auf kommunalpolitischer Ebene. Eine empirische Studie zum Demokratisierungsprozeß von 1989/90 in der Stadt Erfurt. Göttingen 1996.
- Schönfelder, Jan: Mit Gott gegen Gülle. Die Umweltgruppe Knau/Dittersdorf 1985 bis 1991. Eine regionale Protestbewegung in der DDR. Weimar/Jena 2004.
- Schönfelder, Jan: Kirche, Kerzen, Kommunisten. Die demokratische Revolution in Neustadt an der Orla 1989/90. Weimar/Jena 2004.
- Schröder, Friederike: Neue Länder braucht das Land! Ablauf und Umsetzung der Länderbildung in der DDR 1990. Göttingen 1991.

Schröter, Albrecht: Wende in Jena. Tagebuchnotizen. Dokumente. Fotos. Jena 2000.
Stein, Eberhard: Agonie und Auflösung des MfS. Streiflichter aus dem ehemaligen Bezirk Erfurt. Zella-Mehlis 1995.

Stein, Eberhard: Sorgt dafür, daß sie die Mehrheit nicht hinter sich kriegen! MfS und SED im Bezirk Erfurt. Berlin 1999.

Strohbusch, Horst: Das Licht kam aus der Kirche. Die Wende in Meiningen 1989-1990. Meiningen 1999.

Victor, Christoph: Oktoberfrühling. Die Wende in Weimar. Weimar 1992.

Wulff-Woesten, Hanspeter: Große Zeit in kleiner Stadt. Hildburghausen 1993.

Wurschi, Brigitta u.a.: Genossen! Glaubt s mir doch! Ich liebe Euch alle! Dokumente des Aktivs Staatssicherheit und der zeitweiligen Kommission Amtsmißbrauch und Korruption des Bezirks-

Personenregister

Arbeiter/Angestellte

Balbierer, Fritz
Fischer, Gerd
Kühn, Egon
Paca, José Manuel
Renate, R.
Roscher, Jörg
Schulz, Andrea
Wagner, Constanze

Kirchen und Religionsgemeinschaften

Falcke, Heino
Gabel, Michael
Klemm, Fred
Leich, Werner
Lieberknecht, Christine
Schramm, Reinhard
Wanke, Joachim

Künstler

Büchner, Matthias
Geißler, Siegfried
Gode, Lutz
Roscher, Jörg
Scheer, Udo

Landwirtschaft

Bauchspieß, Karl-Heinz
Fischer, Gerd
Wähler, Gertraude/Michael/Volker

Lehrer

Althaus, Dieter
Döring, Hans Jürgen
Grundschullehrerin
Gütter, Horst
Höppel, Ursula
Klaubert, Birgit
Zeuner, Bernd

Medien

Thielmann, Aline

Medizin

Groh, Gerda

Politiker

Althaus, Dieter

Büchner, Matthias

Döring, Hans Jürgen

Geißler, Siegfried

Goebel, Jens

Klaubert, Birgit

Lieberknecht, Christine

Schipanski, Dagmar

Sportler

Müller, Jens

Oberhoffner, Ute

Sirch, Cornelia

Wolff, René

Unternehmer

Batzke, Hans-Ulrich

Chrestensen, Niels Lund

Pause, Siegfried

Stiller, Bernd

Wissenschaftler

Erck, Alfred

Gabel, Michael

Giese, Eckhard

Goebel, Jens

Kern, Heinrich

Schipanski, Dagmar

Schramm, Reinhard

Weißbecker, Manfred

